

11. 88

Reise-Skizzen

für

Naturfreunde und Wanderlustige.



Die Felsenburg Arva-Baratja in Ober-Ungarn.

Neu bearbeitet und ergänzt

von

Karl Urban.

Ratibor.

Druck und Verlag von Reinhard Meyer.

1908.

18236/165

K1c.1
-SL293
-SL753a

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes munt'res Beh'n?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fer'n:
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glückte blüht,
So geh' und such' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Und wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glückte nur vertrau'

So weit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Glebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

D. K.

Ludwig Tieck.

Ant.
Kco

7 XII 65 v.



39,-





Inhaltsverzeichnis.

Nach Landschaftsgebieten zusammengestellt.

Mähren. Im Lande der Hannaken und Slovaken. — Das Gevatterloch und die Oberquelle. — Hochwald und Radhost. — Hochwald, die Burg der Bischöfe von Olmütz. — Ein Ausflug in die mährische Malachei. — Seite 9 bis 48.

Ober=Ungarn. Die Felsenburg Arba-Baralja. — Die Arba als Sommerfrische. — Fenyőhaza, die Luruz=Sommerfrische in der Fatra. — Besuch einer Sennhütte in den Liptauer Alpen. — Seite 49 bis 81.

Steiermark. Maria=Jell und die Burgen an der Donau in Nieder=Österreich. — Seite 82 bis 102.

Galizien. Das Kloster Alvernia und die Burgruine Lipowicz. — Das Karmeliter=Kloster Czerna und die Burgruine Tenczyn. — Das Camaldulenser=Kloster Bielany. — Das Bernhardiner=Kloster Kalwaria. — Klimczak und Babiagóra, Kalwaria und Krakau. — Seite 103 bis 134.

Rußland. Gzenstochan, der weltberühmte Wallfahrtsort in Russisch=Polen. — Seite 135 bis 140.

Oberschlesien. St. Annaberg. — St. Bräun bei Kostenthal. — Ein Ausflug auf die Landecker. — Ein Tageausflug von Ratibor nach Grabin. — Seite 141 bis 164.

Anhang. Deutschlands Kaiser auf der Auerochsenjagd in Oberschlesien. — Kaiser Wilhelm II. als Jagdgast des Herzogs von Ratibor. — Ferdinand von Schill, ein Oberschlesier. — Seite 165 bis 184.



Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

1. Die Kirche und das Kloster in Welehrad. Seite 24.
2. Die Burg Buchlow. Seite 40.
3. Schloß mit Kirche in Eisgrub. Seite 56.
4. Hochwald, die Burg der Bischöfe von Olmütz. Seite 72.
5. Die Felsenburg Arva-Baralja. Seite 88.
6. Tatra Westerteim mit der Schlagerndorfer Spitze 2453 m. Seite 104.
7. Die Gnadenkirche der schwarzen Madonna in Ezenstochau. Seite 120.
8. St. Annaberg in Oberschlesien. Seite 136.
9. Den Schilfstein im Pfarrgarten zu Sadow. Seite 168.



Vorwort zur ersten Auflage.

Wer Altstaub und Zimmerluft
Vertauscht mit Berg- und Waldesduft
Und wandern will im Sonnenschein,
Dem wollen wir dann Führer sein.

Von jeher konnten mich Naturschönheiten nicht reizen, die man nur vom Fenster des Eisenbahnwagens zu genießen verurteilt ist. Berge und Täler, Wälder und Gewässer sausen vorüber wie eine gemalte Wanddekoration, denn kein Stückchen Leben kann man mitempfinden, keinen Gesang eines Vogels oder den Ton einer menschlichen Stimme hören, weil auch die Mitreisenden meist schweigend wie Gypsfiguren auf ihren Plätzen dazigen.

Wie herrlich dagegen gestaltet sich eine Reise, wenn man daß Dampfsroß so wenig wie möglich benutzt, große Strecken Weges zu Fuß zurücklegt, nachts zuweilen in den primitivsten Wirtshäusern kampiert und sich an eine einfache, naturgemäße Diät gewöhnt. Also nicht so sehr eine gefüllte Geldbörse, als vielmehr ein glücksführendes Herz und wahres Interesse an Gottes herrlicher Natur sind die Bedingungen, unter welchen eine Reise zu einem glücklichen Lebensabschnitte wird; dann erst reist man mit Genuß, staunt Land und Leute an und erfreut sich an der Schönheit und Fremdartigkeit der Natur.

Unter diesem Gesichtspunkte, und um zu derartigen Reisen anzuregen, habe ich die nachstehenden Skizzen zu einer Zeit geschrieben, als ich bereits die Grenze des Halbjahrhunderts längst überschritten hatte und nicht mehr, wie in jüngeren Jahren, die höchsten Gipfel der Sudeten und Karpathen zu besteigen vermochte.

Katibor im Oktober 1902.

Karl Urban, pens. Hauptlehrer.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, welche die erste Auflage unter dem Titel „Klöster und Ruinen, Burgen und Schlösser“ gefunden, hat mich angeregt, die vorliegende illustrierte Auflage nicht allein durchzusehen und zu verbessern, sondern auch noch mit zwölf weiteren Skizzen und einem Anhang zu vermehren. Es würde mir zur Ehre und Freude gereichen, wenn diese doppelt so starke Auflage ebenso viele Freunde finden würde, als die erste.

Katibor, den 1. Mai 1908.

Der Verfasser.

Nun hat's mich lang genug gejußt
In Händen und in Füßen,
Führwahr, ich saß zuviel geduckt
Und werd's am End' noch büßen.
Beiseite Hest und Federstift
Und was ich sonst getrieben!
Jetzt les' ich eine andre Schrift,
Und die hat Gott geschrieben.

Die Glieder sind mir steif und krumm
Von all' dem Stuhenhocken,
Und meine Rippen fest und stumm,
Verlernten schier 's Frohlocken;
Die Stadt ist schuld mit ihrem Wust,
Mit ihrem Dunst und Lärmen,
Das legt sich drückend auf die Brust
Und dämpft mein fröhlich Schwärmen.

Nun Ränzel her und Wanderstab;
Ich fahre jetzt zu Berge,
Und schau ich tief in's Thal hinab,
Dann Gott zum Gruß, Ihr Zwerge.
Ich neid' Euch nimmer Eure Mühn,
Noch Eure Angst und Sorgen;
Mich lockt der Wälder saftig Grün,
Mich lockt der frische Morgen.

Schon streicht mit kühler Hand der Wind
Mir über Stirn und Wangen,
Wie ist er zahm, der Berge Kind,
Wie kommt er still gegangen!
Frau Nachtigall im grünen Hag
Beckt er mit sanftem Rosen,
Und laut schallt in den jungen Tag
Ihr Lied von Glück und Rosen.

Da wird mein Herz so froh und weit,
Ein Ahnen will's durchheben:
Das wird zur schönen Sommerszeit
Ein fröhlich Wandern geben.
Undkehr ich von der Fahrt nach Haus,
Voll frischer Kraft die Glieder,
Dann heißt's: ein anderer zog ich aus,
Ein anderer komm' ich wieder.

G. Michael.



Empfehlungen zur ersten Auflage.

Herr Hauptlehrer Urban, der Vielgewanderte und Vielbewanderte, führt uns in seinem Buche nach den schönsten Punkten Galiziens, Steiermark, Nieder-Oesterreichs, Ungarns und Mährens: Alvernia, Tenczyn, Bielany, Kalvaria-Krakau schildert er in kurzer aber interessanten Skizzen; mit Liebe und Wärme schildert er seine Fahrt nach Maria-Zell und wo ein Reisehandbuch nur kurz hinweisen kann auf Historie, Naturschönheit, Volksitten und dergleichen, da führt uns Urban in oft prächtiger Sprache Land und Leute, Natur und Kunst, Vergangenheit und Gegenwart vor Augen, daß wir seine Reisen im Geiste mitmachen, uns mit ihm an den Schönheiten der Natur erfreuen. Ganz besonders haben mir die im Anhange enthaltenen Briefe aus dem Reiche der Slowaken gefallen, in welcher neben liebevollen Schilderungen des Volkslebens auch einige schöne Proben slowakischer Dichtung in Original und Übersetzung geboten werden. Möge das Buch weite Verbreitung finden — möge es die Lust zur Reise wecken — möge es jeder zur Hand nehmen, der jene schönen Orte bereisen will — er wird von seiner Reise größeren Nutzen haben, als wenn er nur allein den nüchternen „Reiseführer“ um Rat fragte, denn das ist ein Verdienst des Urban'schen Buches, wie überhaupt seinen bisherigen Reiseschilderungen: er lehrt die Augen aufmachen auf der Reise und nicht nach der zurückgelegten Kilometerzahl schauen, als nach dem Nutzen für Verstand und Gemüt.

Maximilian Kieger, Pfarrer in Kreuzdorf.

Auf 104 Druckseiten schildert uns der zwar schon bejahrte, aber im Herzen ewig jung und frisch gebliebene, reisefrohe Wanderer, wie ihm auf seinen Fußwanderungen durch Galizien, Steiermark, Oesterreich, Ungarn und Mähren Land und Leute in ihrer Sitte und Art, in ihren Bräuchen und Festen, in ihrer Sprache und Denkart erschienen sind. Nicht eine bloße Beschreibung der Touren haben wir vor uns, nein, wir finden in Herrn Urban einen feinen Beobachter für alle Schönheiten in Kunst und Natur, dessen kundiger Blick alles erpäßt und gewandter Griffel alles getreu festhält, was Geschichte, Sage und Legende über die ehrwürdigen Stätten und ihre Umgegend zu berichten wissen. Ein guter, glücklicher Reisehumor verläßt ihn zu keiner Weile, und so wird dem Reisenden, welcher Hrn. Urban zu seinem Führer wählt, nie der Weg zu lang, die Gegend nie öde, vielmehr verklärt in dem Glanze einer ereignisreichen Vergangenheit erscheinen und seine Wanderfahrt zu einer Quelle schönster Erholung und fruchtbarster Belehrung werden. Wer sich das Büchlein kauft, wird nur Freude daran haben.

Jul. Wunschik, Vors. des kath. Lehrervereins in Ratibor.

Durch Feld und Buchenhallen,
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will.

Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit,
Da weht recht durch's Gemüthe
Die schöne Blüthenzeit.

Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tief klaren Himmelsdom!

Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind;
Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.

Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und wieder
Fort bis ins Himmelreich.

Hof. Freiherr von Eschenborff.





M ä h r e n.

Im Lande der Hannaken und Slovaken.

Außerhalb der großen Heerstraße liegende Orte und Gegenden sind oft wie geschaffen, um sich dort an den Schönheiten der Natur und zuweilen auch der Kunst ungestört zu erfreuen und vom Getriebe des Stadtlebens zu erholen. Diese Erfahrung machte ich von neuem, als ich im Sommer 1899 zum ersten Male das noch wenig bekannte und doch so schöne Land der Mähren durchwanderte. Hierbei waren es namentlich drei Orte, die mein besonderes Interesse erregten, und wer Mähren und seine Bewohner näher kennen lernen will, sollte es nicht unterlassen, diese zu besuchen. Es sind dies:

1. das weltberühmte Kloster Belehrad,
2. die sagenreiche Burg Buchlow und
3. das paradiesisch gelegene Schloß Eisgrub.

Mähren, mehr als halb so groß wie Schlesien, zählt zwei Millionen Einwohner, wovon drei Viertel slavischen Stammes sind. Die Horaken bewohnen die mährische Höhe und ihre Terrassen; die Hannaken haben die gerreidereiche Hanna in der Mitte des Landes, die Slovaken den östlichen Teil gegen die ungarische Grenze zu inne. Die March, der Hauptfluß des Landes, kommt vom südlichen Abhange des Glazer Schneeberges und tritt kurz vor Ungarisch-Gradiß in ihr Tieflandbecken. Zwischen öfters sumpfigen Niederungen windet sie sich mit geringem Gefälle dahin und umschlingt waldb- und buschbedeckte Werder. Unterhalb Prerau empfängt sie links aus den Bestiden die Beczwa, die ein anmutiges, fruchtreiches Tal durchfließt. Zur unteren March geht ein um den Rang des Hauptflusses metzeifernder Doppelfluß, die Thaya, welche alle Gewässer vom Osthange der mährischen Höhe mitbringt und aus der böhmischen und deutschen Thaya zusammenfließt. Beide Flüsse haben romantische Täler in das Plateau geschnitten; ein Teil davon wird die Mährische Schweiz genannt.

Die ältesten Einwohner von Mähren waren Celten; ihnen folgten Markomannen; später wanderten slavische Maharanen

ein und gründeten ein Reich, das auch einen Teil des nördlichen Ungarn umfaßte. Zwei Mönche, das Brüderpaar Cyrillus und Methodius, erschienen 863 im Lande und vollendeten die bereits von Karl den Großen angebahnte Christianisierung der Mähren, deren Fürsten sich ebenfalls taufen ließen. Der 5. Juli ist den Mähren ein hoher Feiertag, weil an diesem Tage das Gedächtnis der beiden genannten Glaubensboten im ganzen Lande festlich begangen wird. Gleichzeitig findet in Welehrad, einst die Hauptstadt des groß-mährischen Reiches und der Hauptsitz der beiden Slavenapostel Cyrillus und Methodius, das Ablaßfest statt, zu dem sich bei erträglicher Witterung über 30 000 Pilger einfinden.

Um nun frühere Eindrücke aufzufrischen und Augenzeuge eines so großen Zusammenflusses von Pilgern zu sein, packte mich im Sommer v. J. wiederum die Reiselust nach dem Lande der Mähren und seinen Schönheiten.

Am 5. Juli 12³⁰ fuhr ich gemeinschaftlich mit einem geistlichen Herrn, den ich auch als Naturfreund und Kunstkennner hochschätzen gelernt habe, von Ratibor in der Richtung nach Wien ab, und genau 4 Stunden später trafen wir, vom schönsten Frühlicht empfangen, bereits in Ungarisch-Gradisch ein. Von hier führt ein Fußweg über die Felder „na poswatné misto Velehrad“, das in einer Stunde bequem zu erreichen ist.

Das weltberühmte Kloster Welehrad liegt hinter einem mit jungen Buchen bestandenen Hügel und wird nicht eher sichtbar, bis man mit dem Ausdruck des Entzückens davor steht. Dagegen sieht man schon von den Koupeesfenstern des dahinsausenden Zuges über das versteckt liegende Welehrad hinweg sehr deutlich zwei hohe, kegelförmige Berggipfel. Auf dem einen steht ein Kirchlein, auf dem andern eine große, gut erhaltene Burg. Das ist Buchlow, das auf Welehrad zwar niederzublicken scheint, aber von hier in kaum zwei Stunden zu erreichen und zu ersteigen ist.

Welehrad ist jetzt ein kleiner Ort und zählt kaum 1000 Einwohner; aber majestätisch erhebt sich über den Häusern die an architektonischen Schönheiten reiche Basilika, die größte Kirche Mährens, an die sich die umfangreichen Klostergebäude mit ihren gepflegten Gärten und Anlagen anschließen.

Einst ihrer Ausdehnung nach groß und ihrer Befestigung nach sehr stark, kam die Stadt nach ihrem Falle i. J. 906 erst wieder zur Geltung, als Wladislaw Heinrich, der erste Markgraf von Mähren im Jahre 1198 hier ein Cisterzienserkloster stiftete. Das Kloster war reich dotiert und nach der historisch-topographischen Beschreibung der Besiedelungen des nördlich der Oppa

gelegenen Landes von Dr. Welzel besaß Welehrad bereits zur Zeit Rudolfs von Habsburg, 1273—1291, Haatsch, Darkowiz, Wischcz, Bolatiz und Zabrzech im Kreise Ratibor, bei der Säkularisation der Klöster durch Joseph II. aber nur noch die Abtei Bolatiz, dessen Besitztitel damals auf Friedrich d. Gr. übertragen wurde.

Nach Aufhebung des Klosters fiel die Seelsorge in Welehrad der Weltgeistlichkeit zu. Seit 1890 sind Jesuiten in Welehrad und somit wieder eine größere Anzahl von Geistlichen für die zahlreichen Pilger, die alljährlich diesen Gnadenort besuchen.

Die heutige, großartige Pfarr- und Wallfahrtskirche ist seit dem Jahre 1228 der Himmelfahrt Mariens geweiht. Sie ist 90 m lang, 27 m breit, im Schiffe 18 m, in der Kuppel 25 m hoch. Zwischen den beiden 60 m hohen Türmen steht ein großes, stark vergoldetes Kreuz, unter demselben eine Statue, Maria als Königin mit dem Jesuskinde.

Der Hochaltar ist ein Meisterstück der Bildhauerkunst. In Rom 1867 aus sarrarischem Marmor verfertigt, kostet er 72 000 Kronen und wurde der Kirche vom verstorbenen Kardinal Fr. von Fürstenberg geschenkt. Den unteren Teil zieren drei Szenen aus dem Leben der Mährenapostel Cyrill und Method. Die erste Gruppe links: der in Rom sterbende hl. Cyrillus nimmt Abschied von seinem Bruder Methodius mit den Worten: „Bruder, verlasse nicht die guten Mähren!“ — Die zweite Gruppe: der sterbende hl. Methodius nimmt Abschied von seinem gläubigen Volke in der Synodalkirche zu Welehrad und bittet: „Wachet, Kinder, bei mir bis zum dritten Tage!“ Am dritten Tage, den 6. April 885, starb Methodius. — Die dritte Gruppe rechts: der hl. Methodius empfängt 869 als Metropolit von Mähren von Hadrian II. das Pallium. Die Inschrift sagt: „St. Methodius archiepiscopus Moraviae constitutus ad Hadriano II. Ao. 869“.

Das Tabernakelhäuschen trägt das Bildnis des guten Hirten und zu beiden Seiten Verzierungen aus ägyptischen Porphyrr in grüner und roter Farbe. Ein besonderes Kunstwerk sind die beiden Engel rechts und links vom Tabernakel. Die Gesichtchen so zart gearbeitet, die Haare und das Kleidchen fein, das Rauchfaß samt Kette so natürlich.

Das Hochaltarbild stellt die Himmelfahrt Mariens vor und ist von dem rühmlichst bekannten Meister Jg. Raab, der 1787 in Welehrad starb, gemalt. Auf dem Presbyteriumsgewölbe sind Darstellungen aus der lauretanischen Vitanei: „Turm Davids, Goldenes Haus, Pforte des Himmels etc.“

Im Presbyterium hängt rechts an der Communionbank ein großes, besonders wertvolles Bild des hl. Cyrillus und Methodius vom berühmten polnischen Maler Johann Matejko, ein Geschenk zum tausendjährigen Jubiläum im Jahre 1885.

Es würde zu weit führen, das Innere der prachtvollen Kirche mit seinen 16 Seitenaltären und Kapellen in allen Einzelheiten zu beschreiben; es sei aber noch darauf hingewiesen, daß die Kirche jetzt in allen Theilen renoviert ist. Die Renovierung dauerte im Innern allein fünf Jahre und kostete über 200 000 Kronen.

Die hierbei in den Kapellen ausgeführten Wandmalereien bieten eine kurze Lebensgeschichte des Heiligen im Altarbilde und stehen in schönster Harmonie zur Deckenmalerei im Presbyterium und Schiffe der Kirche. Ein Kunstwerk sind auch die herrlich geschnitzten Chorstühle. Auf jeder Seite zählt man 18 Sitze. Auf der Epistelseite bemerkt man folgende Figuren: Oben der Sohn Gottes, darunter der hl. Benedikt und hl. Bernhard, tiefer ein Cherubim und ein Seraphim, noch tiefer der Vorläufer Christi und eine Reihe von Aposteln und Evangelisten. Auf der Evangelistenseite steht als Gegenstück: Oben die Mutter Gottes, unter ihr die hl. Scholastika und hl. Humbelina, tiefer die hl. Erzengel Gabriel und Michael, noch tiefer der Nährvater Christi und wiederum eine Reihe von Aposteln und Evangelisten. Welch eine bedeutungsvolle Symmetrie!

Es war in der neunten Stunde, als der Andrang der Pilger in dem geräumigen Gotteshause so groß wurde, daß wir uns nur mühsam ins Freie durchdrängen konnten. Auch zur Beiwohnung des Hauptgottesdienstes in die Kirche zu gelangen, war nicht möglich.

Dafür konnte man aber auf dem weiten Kirchplatze und den Straßen, sowie auf den freien Plätzen des Städtchens, wo in bunter Mannigfaltigkeit die Kaufbuden aufgestellt waren, mancherlei Beobachtungen und Betrachtungen machen, weil man hier die vielfarbige Menge der Pilger, die noch immer in professionalen Zügen mit Musik und Gesang herbeiströmte, ungehindert zu mustern vermochte. Die Pilger waren zumeist Slovaken und Hannaken, letztere nach der Hanna, welche diesen Theil des Landes durchfließt, so genannt. Es ist dies ein kräftiger, kräftiger Volksstamm, der sich durch eigentümliche Gebräuche und Kleidung auszeichnet. Ein Blick auf diese Tausende bizarr gekleideter Menschen überrascht und entzückt zugleich. Mit der größten Andacht, mit würdigem Ernste und heiligem Anstande betrugten sich die Pilger, kein Lärm, kein Toben wurde gehört. Die feierliche Stille wurde nur von dem erhebenden

Gesänge von nah und fern unterbrochen, der zumeist in den Worten ausklang: Ejhle, svate Welehrad!

Nach dem Gottesdienste entwickelte sich im Städtchen ein buntes Treiben, weil hier ein jeder der nach vielen Tausenden zählenden Menge seine kleinen Einkäufe machte und auch dem Leibe die nötige Stärkung angeeignen ließ. Hier trafen wir zu unserer Freude Herrn Pfarrer Schneider aus Venešau, dessen Frühmesse wir gehört hatten. Während der Nachmittagsstunden kehrten die meisten Pilger in Gruppen und Prozessionen wieder zurück an den heimischen Herd und in die Stille und Einsamkeit ihrer Dörfer, begleitet von den Erinnerungen des Festes, das bestimmt allen unvergeßlich bleiben wird.

Matt und müde, aber auch befriedigt von den wechselreichen Bildern des Tages, begaben wir uns zeitig zur Ruhe, um frühmorgens wieder frisch und froh nach der zweiten Sehenswürdigkeit Mährens aufzubrechen; es ist dies:

Die sagenreiche Burg Buchlow. Die Sonne stand in strahlender Pracht am klarblauen Himmel und ein erfrischender Wind säufelte durch die Wipfel der Obstbäume, die in unzähliger Menge an den Fuß- und Fahrwegen, an den Feldrainen und reihenweise mitten in den Getreidefeldern stehen. Diese Obstplantagen bilden nicht allein eine Zierde der Gegend, sie sind auch eine bedeutende Einnahmequelle für die Bewohner der reichgesegneten Hanna.

Der Fußweg nach der Burg Buchlow führt durch eine anmutige Hügelandschaft, immer bergauf und bergab, abwechselnd durch kleine, frischgrüne Buchen- und Eichenhaine und gemischte Bestände von Nadelwald. Eine Wegemarkierung gabs erst kurz vor dem Ziele, kleine Irrfahrten waren daher unvermeidlich.

Der Hochwald am Fuße des Berges war endlich durchschritten, als plötzlich auf isoliertem Fels die wundervolle, tannenumspinnene Burg Buchlow vor uns auftauchte. Die Geschichte weiß von dieser hochinteressanten Feste gar manches zu erzählen.

„Die Burg Buchlow thront auf einem 520 m hohen Berge des Marsgebirges, dessen höchste Erhebungen der Ocásek, Holý Kopeck und Modlaberg sind. Inmitten fruchtbarer Landstriche gelegen, waren hier schon in den ersten Jahrhunderten christl. Zeitrechnung menschliche Ansiedelungen vorhanden. Im Jahre 398 kam Friedegilde, die jagdliebende Markomanenkönigin, auf den Gipfel dieses Berges und fand hier in einer Höhle einen Altar, welcher dem Jagdgotte geweiht war und welchen sie samt dem Bildnisse sogleich vernichten ließ. Friedegilde war nämlich eine eifrige Christin, welche vom hl. Ambrosius, dem Bischof

von Mailand [340—397] im christlichen Glauben unterrichtet worden war. Sie ließ auf dem Gipfel des Berges ein Gebäude errichten, in welchem sie nach der Jagd bequem ausruhen konnte. Dieses Gebäude wurde vom Volke „Buchlow“, d. h. eine dem Jagdgotte geweihte Stätte, genannt. Im 11. Jahrhundert war Buchlow landesherrlicher Besiz, und in den Urkunden aus jener Zeit wird sie als eine königliche Burg bezeichnet. Böhmen und Mähren waren damals in viele Zupen (Kreise) eingeteilt, welchem ein hoher Beamte, der Zupan — (Supan) vorstand. Auf Buchlow hatte er die Macht, über Leben und Tod zu entscheiden. Das war das sogenannte Jagd- oder Blutgericht (lovecke pravo), welches hier bis zum Jahre 1759 ausgeübt wurde. Im Jahre 1511 verschenkte Wladislaw II., König von Ungarn und Böhmen, die Burg an Artley Trnavsky von Boskowiz, der diese später an Wenzel Jerotin verkaufte. Seit dem Jahre 1800 herrscht hier das Haus der Grafen Berchthold“.

Steil und steinig gings nun noch eine Weile aufwärts, und schweißtriefend kamen wir durch den einzigen Zugang, einen langen und gewölbten Torgang, im Burghofe an. Es ist ein überwältigender Eindruck, den man hier von der Burg Buchlow erhält. Freilich liegt ein Teil der äußeren Burg, wie die Wohnräume der ehemaligen Troßknechte, die Pferdeställe und Speicher, teilweise in Trümmern und sieht ruinenhaft aus, jedoch die große, eigentliche Schloßburg ist noch bewohnbar und gut erhalten.

In der Burg wohnt nur der Kastellan, der zugleich eine vorzügliche Speisewirtschaft besitzt und die Schlüssel zu den unzähligen Zimmern und Sälen des Burgeschlosses in Verwahrung hat. Bei dem Rundgange durch die sehenswerten Räume der Burg übernahm der Kastellan die Führung und mußte auch alles nach Wert und Bedeutung zu erklären.

Sechzig steinerne Stufen führten uns zunächst auf die Burgterasse, auf der ein alter, steinerner Tisch und steinerne Bänke stehen, und die in früherer Zeit auch Richtstätte gewesen ist. Bis hierher reicht auch die frühlingsgrüne Krone einer historischen Linde, „Unschuldslinde von Buchlow“ genannt.

„Im Jahre 1586 herrschte in Buchlow Herr Heinrich Praksitzki von Zastrzisl, dessen Waffenträger Georg Blcel einst dem Welehrader Jäger Wenzel Pekac das Leben gerettet hatte. Seit dieser Zeit kam Pekac öfters zu Blcel. Der Burgherr bemerkte bald, daß jemand in seinen Wäldern raubschüze. Eines Tages ertappte der Burgherr den Welehrader Jäger beim Wildern, und der Waffenträger Blcel kam hierbei in Verdacht, mit Pekac einverstanden zu sein. In den Kerker geworfen, erpreßten ihm die Folterqualen zwar ein Geständnis, welches er

aber zurücknahm, sobald die Folter aufhörte. Trotzdem wurde er zum Tode verurtheilt. Beim Hingang zum Delinquententische, wo das letzte Stück Brod und das letzte Glas Wein für ihn bereit war, erbat er sich als letzte Gnade und zum Beweise seiner Unschuld, ein Lindenbäumchen mit der Krone in den Boden einpflanzen zu dürfen. Wenn die verkehrt eingepflanzte Linde im nächsten Jahre grünen würde, sollte er freigesprochen werden. Georg wurde in den Kerker zurückgeführt. Als der kommende Lenz den alten Bau der Herrenburg wiederum mit Blüten überstreute, da breitete auch der Lindenbaum bereits seinen Schatten aus, und Georg wurde für unschuldig erklärt. Die Linde wird aber noch heute die Unschuldslinde von Buchlow genannt“.

Im ersten Stockwerke liegt der große Rittersaal mit den Bildern der Ahnen und wichtiger Ereignisse aus längst vergangener Zeit geschmückt; der Ludmilla-Balkon mit einer umfassenden prächtigen Aussicht, der kleine Rittersaal mit langen massiven Tischen und Bänken, an welchen die trunkfesten Ritter mit ihren Freunden und Reisigen so manchen guten Schluck getan haben mögen; ferner ein großes Zimmer mit Antiquitäten, die Waffenhalle mit Rüstungen und Waffen aller Länder und Zeiten, die Burglapelle mit alten Fahnen und Gemälden, ein Zimmer mit Ausgrabungen von Pompeji, usw.

Im zweiten Stockwerke besahen wir die gräflich Berchtoldschen Familienzimmer, eine reichhaltige Mineraliensammlung, eine zoologische Sammlung, das Spitzzimmer mit einer ägyptischen Mumie, verschiedene Versteinerungen und noch vieles andere.

Schließlich führten uns wohl hundert Stufen auf die Plattform des quadratisch gebauten Aussichtsturmes, der den festesten Teil der Burg bildet. Wie oft mag hier auf diesem Söller der Wächter gestanden und ins Horn geblasen haben, wenn feindliche Scharen sich im Tale zeigten, um die Burg zu berennen; wie oft mögen die trozigen Recken von hier auf ihre Feinde hinabgelacht haben, die vergebens einen wunden Punkt an dieser Felsenburg suchten. Die Rundsicht auf das Marsgebirge und die kleinen Karpathen, auf Belehrad und Gradisch, ins Marchtal und die meilenweiten Ortschaften ist so entzückend, daß man sich nur schwer von hier zu trennen vermag.

Auch der Hungerturen mit der Folterkammer und den schauerlichen unterirdischen Felsenkerker, sowie der Raum, in welchem die Gefangenen enthauptet und dann in die Tiefe geworfen wurden, zeigte man uns. — In den Burghof zurückgekehrt, zeigte sich ein überraschendes Bild. Mit fröhlichem Marschgesang waren soeben die Kinder einer hannatischen Landschule unter der Führung ihrer beiden Lehrer angekommen, um

gleich uns diesen festen, romantischen Wohnsitz aus der Zeit mittelalterlicher Poesie zu besuchen und näher kennen zu lernen.

Bei meinem ersten Besuche der Burg Buchlow waren es wiederum die Kinder der Bürgerschule aus Ung. Brod und ihre Lehrer, mit welchen ich hier oben bekannt wurde und einige genußreiche Stunden verlebte. Schon damals sagte man mir, daß bei den meisten Schulen der Hannaken und Slovaken solche Schülerfahrten üblich sind. Sie werden planmäßig nach den interessantesten Punkten des Landes ausgeführt und haben den Zweck, nicht allein die Körperkraft der Schüler zu pflegen und auszubilden, aber auch die Vertrautheit mit der Heimat und die Anhänglichkeit an sie zu fördern; denn nur was man kennt, lernt man lieben. Nicht zu unterschätzen ist auch die Tatsache, daß durch solche Schülerfahrten das Anschauungs- und Betrachtungsvermögen der Kinder sehr bereichert wird.

In früher Nachmittagsstunde brachen wir von Buchlow nach Buchlowitz auf, das in einem tief eingeschnittenen Tale liegt und in einer Stunde zu erreichen ist. Hier steht das schöne Herrenhaus der Besitzer von Buchlow still und vornehm inmitten eines Parks mit kunstvoll verschnittenen Eichenbäumen. Der erste Besitzer von Buchlow aus dem gräflichen Hause von Berchthold war Leopold, der es im Jahre 1800 von seiner Tante Eleonore von Peterswalde erbte. Von den vielen edlen Taten dieses menschenfreundlichen Magnaten seien hier kurz zwei, die auch in Gedichten verherrlicht sind, wiedererzählt:

„Was Graf Berchthold bei seinen vielen Reisen Gutes und Schönes je gesehen und gehört, das verwertete er jezt zum Wohle seiner Untertanen. Zunächst schenkte er seine Aufmerksamkeit der Oekonomie. Er suchte Brachfelder abzustellen, ließ Futtergewächse anbauen, führte das Gypsen ein, bestimmte Prämien für jene seiner Untertanen, die am besten ihren Weingarten bestellt hatten, verschenkte Obstbäume aus seinen Baumschulen, und die Bauernjungen ließ er in der Verfertigung aller zum Feldbau nötigen Gerätschaften unentgeltlich unterrichten. Auf seiner Herrschaft gründete er gute Schulen und wohnte oft den Schulprüfungen bei. Doch das herrlichste Denkmal gründete sich Leopold in den Herzen seiner Untertanen durch die Errichtung eines Spitals. Sein schönes Schloß in Buchlowitz ließ er zu einem Krankenhause einrichten, er selbst bewohnte die Burg Buchlow. Das Schloß war für 100 Kranke hergerichtet. Leopold besuchte täglich das Spital und seine größte Freude war es, wenn er den Kranken mit eigener Hand die Speise vorlegen durfte. Im Buchlowitzer Schlosse fand jeder Kranke freundliche Aufnahme. Die Genesenen bekamen Kleider und

Reisegeld. Jeder Genesene mußte sich dafür dem Grafen mit einem Handschlag verpflichten, sich des ersten hilflosen Kranken, der ihm begegnet, zu erbarmen."

"Graf Leopold von Berchthold reiste im Jahre 1804 aus Böhmen nach Hause. In Brünn erfuhr er, daß 60 Soldaten aus dem Gradischer Kreise vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt wurden, weil sie meuterisch auf ihre Offiziere geschossen hatten. Es waren zumeist arme Familienväter, einfache und ungebildete Landleute, die erst seit kurzem Soldaten waren, daher die strengen Gesetze des Soldatenstandes noch nicht kannten; und weil sie dachten, daß sie nur innerhalb ihrer Kreisgrenze verwendet werden durften, empörten sie sich. Als Graf Leopold dies vernahm, begab er sich nach Wien, den Kaiser Franz um Gnade für die Verurteilten anzusuchen. Bei seiner Ankunft in der Burg schloß der Kaiser bereits, aber Graf Leopold ließ sich bei der Kaiserin und ihrer Mutter melden, und alsbald führten ihn die edlen Frauen an das Bett des Landesfürsten. Der Graf sank dem Kaiser zu Füßen und mit beredten Worten bat er um Gnade für die armen Verirrten. Kaiser Franz ließ ihn nicht unerhört, und mit des Kaisers Gnadenwort versehen, eilte Berchthold nach Brünn zurück, wo er noch zur rechten Zeit eintraf, um den 60 Unglücklichen das Leben zu retten".

Das Skelett eines der beiden Pferde, mit welchen damals Graf Leopold in ganz kurzer Zeit den 20 Meilen weiten Weg von Wien nach Brünn durchjagte, ist noch heute in der zoologischen Abteilung der Buchlower Burg zu sehen.

Auf dem zweistündigen Marsche von Buchlowice nach der Station Ung.-Gradisch, den wir, um den Wiener Zug zu erreichen, in der größten Hitze zurücklegen mußten, durchschritten wir einen sehr fruchtbaren Teil des Landes, in welchen die pittoresken, kühnen Konturen der Buchlower Burg drohend hineinschauen. Mit Entzücken schweiften unsere Blicke über die wohlangebauten Acker und Felder hin, und im stillen segneten wir unsere Zeit der Kultur und die sich immer mehr Bahn brechende Zivilisation. Die Angst der bedauernswerten Kaufleute, die an solchen Burgen vorüberzogen, und die Furcht der armen Bauern, welche den adligen Schnapphähnen Frondienste leisten mußten, kennt man jetzt, Gott sei's gedankt, nicht mehr.

Nach Lundenburg zu, wo wir 7²² eintrafen, zeigte sich jetzt ein anderes Landschaftsbild. Die baulichen Überreste aus der ritterlichen Vorzeit, die man zwischen Oberberg und Ung.-Gradisch auf den steilen, grünbewachsenen Höhen links und rechts der Bahnstrecke erblickt, waren verschwunden, und in der Ebene

tauchten jetzt im modernen Style erbaute Schlösser mit prächtigen Park- und Gartenanlagen auf, die durchweg im Besitze des österreichischen Hochadels sind. Die Perle aller dieser Prachtbauten ist aber unstreitig Schloß Eisgrub, 13 km westlich von Lundenburg, das wir 1 Stunde später mit der Kleinbahn erreichten. Bei Herrn Edlmann, dem Pächter des herrschaftlichen Hotels, fanden wir ein so zusagendes Quartier, daß wir sogleich beschlossen, erst den nächstfolgenden Tag von hier abzureisen.

Das paradiesisch gelegene Schloß Eisgrub gehört zweifellos zu den größten Sehenswürdigkeiten Österreichs. Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein gilt als der eigentliche Gründer der Park- und Gartenanlagen von Eisgrub, indem er um das Jahr 1660 im Norden des Schlosses an der Stelle der Sümpfe einen französischen Garten schuf, der damals schon viel bewundert wurde. Um den Überschwemmungen der durchfließenden Thaya vorzubeugen, ließ Fürst Johann I. in der Zeit von 1805—11 von 400—700 Menschen die Teiche des Parkes tiefer ausgraben, damit Land und Inseln erhöhen und darauf den gegenwärtig weit ausgedehnten Park anpflanzen. Er sandte 1805 den Botaniker Dr. Schott nach Amerika, wo dieser durch fünf Jahre hierher geeignete Bäume und Sträucher als Samen und Pflanzen bei 26 230 Gattungen wählte, wovon Plantationen angelegt und Bäume in riesiger Anzahl verpflanzt wurden. In diesem Parke prangt nun das Schloß Eisgrub, ein Meisterwerk der Architektur, vom Fürsten Alois II. von Liechtenstein 1846 bis 1857 an Stelle des früheren im mustergültigen englisch-gotischen Renaissancestile aus weißkörnigem Sandstein erbaut, und zwar nach dem Vorbilde des vielgepriesenen englischen Königsschlusses Windsor. Außerlich bezaubernd, birgt sein Inneres Kunstschätze verschiedener Art. Besonders sehenswert sind die zahlreichen, in mannigfaltigen Stilen gehaltenen Prunkgemächer, die herrliche Haupttreppe mit den Ahnenbildern, die kostbare Bibliothek, die außerlesene Gemäldesammlung und die stimmungsvolle kunstgeschmückte Schloßkirche S. S. Jakobis und Anna. Die 14 Kreuzwegstationen im Schiffe der Kirche sind reliefartig zu Gruppen von 2, 3, 2 in die weißen Sandsteinwände eingemeißelt, und zwar so künstlerisch, daß bei allen Figuren die edlen, aber auch die bösen und gemeinen seelischen Regungen treffend zum Ausdruck gelangen. Gegenüber der kunstvoll geschmückten Kanzel hängt ein ebenfalls aus Sandstein gemeißeltes Kreuz. Der Korpus darauf ist über Lebensgröße und so wahr dargestellt, daß der Beschauer tief ergriffen wird.

Erregt der Bau und die innere Ausschmückung des Schlosses und der Kirche die Bewunderung aller Laien, aber auch die der

erfahrensten Architekten und Künstler, so muß dasselbe auch von den Garten- und Parkanlagen gesagt werden, die eine wunderbare Dekoration für das Schloß bilden.

Der jüngst zum k. k. Regierungsrat ernannte Gartendirektor Lauche, vor etwa 20 Jahren noch Lehrer an der k. Pomologie zu Proskau bei Oppeln, hat es verstanden, die Naturschönheiten der Umgebung von Eisgrub zu würdigen und auszunutzen. Alle Anlagen, zumal die in der Nähe des Schlosses sind mit seltenem Geschmack und wunderbarem Verständnis für die sie umgebenden Schönheiten angelegt, so daß gegen sie die der kaiserlichen Gärten von Wien und Potsdam zurücktreten müssen.

Weiter nach Süden zu liegt eine Reihe von Nutz- und Gemüsegärten, deren einzelne Quartiere mit prächtigen Zwerg- und Spalierbäumen bepflanzt sind. Hier gedeiht in großer Menge der weiße Winter-Galwill, der feinste aller Äpfel, der aber nur in gutem Boden und warmer Lage, bei uns in Schlesien daher selten vorkommt.

Zwischen den Gemüsegärten und den nach Westen gelegenen 2 Quadratkilometer großen Baumschulen, die sich einer ganz besonderen Pflege erfreuen, liegt idyllisch das grünumspinnene Bohnnhaus des Gartendirektors, und in der Nähe die vielen Gewächs- und Warmhäuser, in denen zu jeder Jahreszeit Weintrauben und Ananas heranwachsen und reifen und die farbenprächtigsten Blumen der Tropenländer zu sehen sind.

Das Silberband der Thaya, des bedeutendsten Nebenflusses der March, schlingt sich in mehreren Armen um all diese Schönheit und bildet verschiedene anmutige Inseln, ebenso größere und kleinere Wasserbecken, die mit Schwänen und anderen Wasservögeln belebt sind.

Im maurischen Wasserkunstgebäude darf man auch baden und eine Rahnpartie führt nach dem 320 Stufen hohen, orientalischen Aussichtsturm mit drei Galerien und einer von Säulen getragenen Kuppellaterne. Der Unterbau des trotz seiner Höhe schlanken Turmes enthält acht mit orientalischer Pracht ausgestattete Gemächer, in welchen Sammlungen aller orientalischen Kulturländer aufbewahrt werden.

Bewundernswert ist auch der mit dem Schloß verbundene Wintergarten mit dem 100 Meter langen Palmenhause, das nach einem Londoner Muster als erste derartige Eisenkonstruktion in Österreich erbaut wurde.

Der Besuch des Schlosses, sowie sämtlicher Park- und Gartenanlagen steht jedermann frei, die vielen Bediensteten

kommen den Fremden freundlichst entgegen und geben gern jede gewünschte Auskunft.

Der gegenwärtige Besitzer dieses Tuskulums ist der 1840 geborne, unvermählt gebliebene Fürst Johann II. von und zu Liechtenstein. Das Haus Liechtenstein ist bekanntlich eines der ältesten, adeligen Geschlechter und in Schlesien, der Lausitz, Böhmen, Mähren, Österreich reich begütert. Um das Jahr 1620 wurde Liechtenstein in den Fürstenstand erhoben, Anton Florian erhielt aber als unmittelbarer Fürst von Baduz und Schellenberg, am Rhein zwischen Borarlberg und Graubünden gelegen, Sitz und Stimme im Reichstage. Es ist noch heute ein unabhängiger Staat, aber auch der einzige, der keine Staatsschuld hat und dessen Bewohner keine Steuern zahlen.

Bis 1866 mußte Liechtenstein ein Contingent von 35 Mann zur deutschen Bundesarmee stellen. Im Friedensschluß desselben Jahres war es eigentlich nicht vertreten, so daß es theoretisch sich mit Preußen noch im Kriegszustand befindet. Seit dieser Zeit gibt es in diesem Land die Wehrpflicht nicht mehr.

Das Städtchen Eisgrub hat krumme, ungepflasterte Straßen und zählt 2500 deutsche ackerbautreibende Bewohner. Das Rathaus mit dem empfehlenswerten Hotel Edlmann hat der gegenwärtige, als Wohltäter allgemein verehrte Fürst erbauen lassen und der Kommune geschenkt. Ebenso ist auch das vor kurzer Zeit im Bau beendete, schön und bequem eingerichtete Kloster der Vinzentinerinnen eine Stiftung dieses edlen Magnaten und wird ausschließlich von ihm erhalten. Auch die Mittel für die prächtige Kirche im benachbarten Orte Themenau — es ist ein eigenartiger Rundbau, der über 600 000 Kronen kostet, — sind von dem kunstsinnigen Fürsten allein aufgebracht worden. In der Mitte des Ringplatzes steht ein sieben Meter hoher, eindrucksvoller Monumentalbrunnen aus Sandstein mit dunklen Marmorbecken, welchen „die dankbare Gemeinde ihrem größten Wohltäter“ errichtet hat. Er trägt oben die Figur des hl. Erzengels Michael im Kampf mit Lucifer und in dem in gotischer Form gemeißelten Mittelstück das Medaillonbild des Fürsten und die Inschrift: „Gott schütze das Haus Liechtenstein“.

Am Eingange der Stadt liegt inmitten schöner Anlagen die höhere Obst- und Gartenbauschule für die österreichischen Kronländer und an dem Hause, in welchem der durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ berühmt gewordene Schriftsteller Bertold Auerbach seine Vermählung gefeiert hat, ist eine Gedenktafel angebracht.

Wer Eisgrub zu besuchen gedenkt, tut gut, dort am Sonntage nach Jakob und Anna, dem Kirchweihfeste, einzutreffen,

weil sich dann hier die beste Gelegenheit bietet, auch die sonderbaren Gebräuche der Mähren und Slovaken zu sehen und kennen zu lernen.

Die jungen Männer vom Lande tragen langschäftige, blankgeputzte Stiefel, hirschlederne gelbe oder rote, enganliegende, mit schwarzen Schnüren verzierte Tuchhosen, jedoch ohne Träger, ein schneeweißes, reichgesticktes Hemd mit langen, bauschigen Ärmeln, darauf ein kurzes Leibchen, die Kordulka, mit kostbarer Gold- und Seidenstickerei und auf dem Kopfe einen runden, schwarzen Filzhut mit schmaler Krämpe, auf der ein Kranz künstlicher Blumen liegt. Die erwachsenen Mädchen dagegen tragen hohe Schnürschuhe oder niedrige Kropfstiefel, gemusterte, sehr lange Strümpfe, kurze, steife Unterröcke, darüber ein seidenes Kleidchen, das kaum, wie bei unseren Balletdamen, über die Knie reicht und die Unterröcke bedeckt, eine seidene Schürze in abstechender Farbe, ein reichgesticktes, bis an die Hüfte reichendes Nieder, Obujek genannt, und seidene Kopftücher oder turbanähnlichen, viel farbigen Kopfspuz. Ein Blick auf diese prächtig aufgeputzten Gestalten in ihrer malerischen bunten Tracht genügt aber, sich davon zu überzeugen, daß es durch Arbeit gekräftigte, an Anstrengung und Tätigkeit gewöhnte Menschen sind.

Am Tage vor dem Feste und nachdem an den zwei schmalen, entgegengesetzten Seiten des Ringes, auf dem der Monumentalbrunnen steht, die laubgeschmückten Bauden für die Musikkapelle aufgestellt worden sind, wird der ungepflasterte Platz geebnet und mit feinem Kiesel sand überschüttet.

Nach der Vesperandacht am Festtage selbst versammeln sich nun die slovakischen und deutschen Kirchweihgäste aus der ganzen Umgegend gesondert bei je einer der Musikbauden und werden hier mit einem donnernden Lusch begrüßt.

Während der Tanz bei den Deutschen sofort beginnt und nichts auffallendes zeigt, knüpft sich bei den Slovaken an die Einrichtung des Entrees ein sonderbarer Brauch. Die sämtlichen Tänzer bilden vor ihrer Musikbaude einen Halbkreis, aus dem jeder einzelne heraustritt, seinen Obulos auf den Musikantentisch legt, dann, mit dem Gesichte zu seinen Kameraden gewendet, in die Hände klatscht und unter den Klängen der Musik mehrere Luftsprünge macht. Je höher diese sind, desto stärker auch das Beifallsklatschen seiner Kameraden und desto tiefer der Schluck aus der mit bunten Bändern geschmückten Weinflasche, die ihm vom Ordner neben der Festschleife zugereicht wird. Sind die Musikanten auf diese Weise zu ihrem Gelde gekommen, dann werden die schmucken Dirnen, die bisher außerhalb des Kreises standen, abgeholt, und der eigentliche Tanz tritt in seine Rechte.

Nach jedem Stücke treten die Mädchen ab, und junge Männer im Nationalkostüm tanzen untereinander einen wilden, kurzen Hopsier, der einen ungarischen Szardas gleicht.

Auf diese Weise wird bis abends acht Uhr flott getanzt, worauf eine längere Pause eintritt, in welcher die Tänzer ihren Tänzerinnen in den verschiedenen Wirtshäusern des Städtchens das übliche Trank- und Speiseopfer darbringen. Auf den Schall eines Signals sammeln sich die jungen Kirchweihgäste wiederum auf dem bisherigen, sehr mangelhaft beleuchteten Tanzplaze, und um vier Uhr morgens endet das sonderbare Vergnügen, ohne daß die Teilnehmer allzu große Ermüdung zeigen würden. Der leider auch hier bestehende Nationalitätenhader veranlaßt seit Jahren die Behörde, den Slovaken die Teilnahme am Kirchweihfeste zu Eisgrub nur unter Hinterlegung einer Kaution von zweitausend Kronen zu gestatten; auch eine große Anzahl auswärtiger Gendarmen sind während des Kirchweihfestes in Eisgrub anwesend. Die Ruhe und Ordnung wurde aber bisher in keiner Weise gestört. —

Die Rückreise nach der Heimat gewinnt viel an Abwechslung, wenn man von der Station Kostel, 6 km von Eisgrub entfernt, über Brünn und Prerau nach Oberberg fährt. Das Land auf dieser Strecke ist durchweg außerordentlich fruchtbar — „lind und fett“, sagt man — und wird fleißig angebaut. Hauptsächlich wird Roggen und Gerste, demnächst Weizen, Hirse, Rummel, Anis, Hanf usw. erzeugt, und der Runkelrübenbau steht in höchster Blüte.

Unser Aufenthalt in Brünn währte von früh bis abends. Die Stadt liegt auf einem halbinselartigen Vorsprunge eines Hügelrückens, an dessen Spitze sich die Schwarzawa und die Zwittawa vereinigen. Unter den Kirchen, die wir besuchten, sind besonders die Domkirche auf dem Petersberge, die herrliche gothische Jakobskirche mit dem höchsten Turme Mährens und die prächtige Jesuitenkirche sehenswert. Auf der Westseite wird Brünn von einem parkartig bepflanzten Hügel überragt, der mit Kasernen gekrönt ist und von dem man einen einzig schönen Blick auf die Stadt, sowie weit darüber hinaus ins Land genießen kann. Es ist dies der weltbekannte Spielberg, der als einstiger Sitz der Markgrafen von Mähren, besonders aber als ehemalige wichtige Festung und gefürchtetes Staats- und Kriminalgefängnis eine Fülle des Interessanten bietet. In den schauerlichen, des Tageslichtes völlig beraubten unterirdischen Kerkerzellen schmachteten neben den höchstgestellten Personen die verruchtesten Verbrecher, bis sie zumeist der Tod von ihren unsäglichem Leiden befreite. Von den bemerkenswerten Gefangenen des

Spielberges, deren Zellen man „Gräber der Lebenden“ nannte und die uns bei Fackellicht gezeigt wurden, sollen hier nur einige genannt werden.

Die Anhänger Wallensteins, darunter Graf Schaffgotsch und Oberst Schärffenberg, die enthauptet wurden, — der Pandurenoberst von Trent — der sächsische Geheimschreiber Fr. W. Menzel, welcher die Korrespondenz zwischen Oesterreich, Rußland und Sachsen an Friedrich den Großen auslieferte, — die italienischen Carbonari, unter diesen der bekannte Dichter Silvio Pellico, — die Teilnehmer an dem Aufstande in Galizien und Krakau, darunter der absolvierte Jurist Albin von Dunajewski; er trat später in den geistlichen Stand und starb als Kardinal-Episkopus von Krakau; — der bekannte französische Postmeister Drouet, welcher die Flucht Ludwig XVI. verhinderte.

Die Julihitze während unserer Wanderung durch das freundliche Mährenland war zwar unerträglich. Staub bedeckte überall die matten Gräser am Wegeraine und lag auf den Blättern der Bäume, die sich zu beiden Seiten der kreideweißen Landstraße erhoben; dennoch wird keiner von uns beiden je die Tage vergessen, die wir im Lande der Hannaken und Slovaken zugebracht haben.

Das Gevatterloch und die Oderquelle.

Das Gevatterloch ist ein Einsturztüfchel im Kalkgestein bei dem kleinen Badeorte Tepliz an der Betschwa, unweit der Stadt Weißkirchen in Mähren. Der Ort wird von Naturfreunden gern besucht und vielfach das 8. Weltwunder genannt. Während nun die sieben bisherigen Wunder der Welt riesige, von Menschenhänden errichtete Bauwerke gewesen sind, hat man es hier mit einem Naturschauspiel zu tun, wie es zuweilen die Dolinnen des Karst bieten. Beide Bezeichnungen, die ich im vorigen Sommer zum ersten Male hörte, erregten meine Neugierde, und da die Entfernung von Ratibor über Oberberg nach Mährisch-Weißkirchen nur drei Stunden Zeit beansprucht, fuhr ich an einem schönen Herbsttage morgens 5,30 mit einem meiner näheren Freunde schnurstracks hin, um persönlich nachzusehen, was es mit dem „Wunder“ ist.

Zwischen Zauchtel und Deutsch-Jaßnik, 50 Kilometer südlich von Oberberg, führt die erste Eisenbahnbrücke über den noch kleinen, oft wasserarmen Oderfluß, der 25 Kilometer westlich von hier entspringt und in einem großen Bogen das Odergebirge bei Bodenstadt umkreist. Der Zug rollte jetzt noch eine kurze

Zeit dahin und fuhr dann langsam in den langgestreckten Bahnhof von Mährisch-Weißkirchen ein, wo er uns aussteigen ließ. Von hier kann man zwar mit der Wsetiner Lokalbahn nach der Stadt und dem zwei Kilometer weiter liegenden Badeorte Tepliz an der Betschwa fahren; ehe sich aber die Bahn dazu entschließt, den Zug weiter schnurren zu lassen, hat man Weißkirchen bereits zu Fuß erreicht und auch besichtigt.

Mährisch-Weißkirchen zählt 10 000 Einwohner und liegt in einem anmutigen Tale an der wasserreichen Betschwa, die der Zwillingfluß der oberen March genannt werden kann. Sie bringt das klare Wasser der West-Beskidien und Jamornit-Gebirges mit und ist für den projektierten Donau-Oberkanal von der größten Wichtigkeit. Die im Renaissancestil erbaute, schön ausgeschmückte katholische Pfarrkirche steht mitten auf dem Ringplatze, während die großen Bildungsanstalten, — die k. k. Kavallerie-Kadettenanstalt, die k. k. Militär-Oberrealschule, die höhere Forst-Akademie und das Gymnasium — an der Peripherie der Stadt liegen.

Bald hinter der Stadt kommt man in die Berge hinein und nach einer Weile erblickten wir bereits jenseits der ansehnlichen Betschwa, über die eine hölzerne Brücke führt, das große Anstaltsgebäude und die kleine, mit einem Türmchen geschmückte Kapelle des Tepliger Bades. Die landschaftliche Schönheit des Ortes wird noch durch den gleich dahinterliegenden, mit dunklen Föhren und weißstämmigen Hainbuchen dicht bewachsenen Berg sehr gehoben. Damit vereinigen sich auch noch die klimatisch-medizinischen Vorzüge einer warmen Quelle mit kohlenstoffhaltigem Wasser, die man weit und breit loben hört.

Über den Bahnkörper hinweg führt ein Fußweg, der auf einer Holztafel die deutsche Bezeichnung: „Zum Gevatterloch“, und die mährische: „Ku propasti“ trägt, bis hinauf auf den bewaldeten Berg. Eine Aussicht hat man hier oben nicht; die Schönheit des Berges besteht, wenn man so sagen darf, in dem fruchtbaren Abgrunde, der sich dem Besucher mit einem Schlage öffnet.

Zunächst drängt sich dem Laien die Frage auf, wie mag dieser große, kratergleiche Schlund entstanden sein? Nach Ansicht der Naturforscher in der Weise, daß die in den Boden einsickernden Tagesgewässer unterirdische Höhlen ausnagten, bis die obere Decke zusammenbrach und einer jener gewaltigen Trichter entstand, die den Naturfreund und Touristen so sehr anziehen vermögen.

Die blaugrauen Wände, die weiter unten näher zusammenrücken, enthalten düstere Höhlen, aus welchen unterirdische Ge-



Die Kirche und das Kloster in Belehrad. (Text Seite 10.)

wässer hervorbrechen. In den Spalten und Klüften der Wände haben Tannenbäumchen und verkrüppelte Sträucher Wurzel gefaßt, und wo diese keinen Halt mehr haben, wuchern Farnkräuter und Moose. Dadurch wird eine freundliche Abwechslung in das öde Blaugrau der zerrissenen Felsenwände gebracht. Von oben führt ein schmaler, steiler Pfad in den Schlund hinab, von dem man noch einen besseren Einblick in die wilde Naturschönheit des Gvatterloches tun kann. Wer schwindelfrei ist, kann dann gleich uns von einer etwas geschützten Stelle des Pfades in den gähnenden, düsteren Schlund hineinschauen, in dessen Tiefe kein Sonnenstrahl dringt. Dort unten bildet sich ein zwar kleiner, aber tiefer See, über den zwei zusammengewachsene hohe Lindenbäume ihre Blätterkronen lichterhungrig emporheben. In diesen schrecklichen Abgrund hat vor etwa 15 Jahren der berühmte Mädchenmörder Hugo Schenk, der später mit seinem Genossen Schlossarek in Wien gehängt wurde, auch eines seiner vielen Opfer hinabgestürzt.

Der Rückweg nach der Heimat wurde auf einem Umweg gemacht und gestaltete sich etwas kompliziert. Wir hatten noch über freie Zeit zu verfügen und einigten uns daher schnell dahin, aus Lokalpatriotismus auch die Quelle unserer Ober zu besuchen.

Am linken Ufer der Betschwa, an der eben bedeutende Regulierungsarbeiten ausgeführt wurden, gelangten wir auf schattigem Promenadenwege bis dicht an die Stadt Mährisch-Weißkirchen. Hier überschritten wir die neue Brücke über die Betschwa und kamen eine Stunde später nach dem Städtchen Drahotusch. Von Drahotusch führt ein baumloser Feldweg über Willenau nach dem hart an den Bergen liegenden Dorfe Bodhorn mit seinem weißgetünchten, weithin sichtbarem Kirchturm.

Das Tal der Betschwa, die am Fuße der Berghügel jenseits der Kaiser Ferdinands-Nordbahn nach Brerau zu ihren Lauf nimmt, ist hier über eine Stunde breit und wohl angebaut. Das Wahrzeichen der ganzen Gegend bildet die leider dem Verfall preisgegebene große Ritterburg Helfenstein bei Leipnik, die sich auf einem dichtbewaldeten Hügel erhebt und von der man eine prächtige Aussicht genießt. Sie ist Eigentum der reich begüterten Gräfin Dietrichstein, die zum ältesten Adel Österreichs gehört und mit einem Fürsten Hatzfeld aus der hessischen Linie vermählt ist. Wir konnten es daher nur sehr bedauern, unsere Tour zur Oberquelle nicht auf dem kleinen Umwege und dazu noch bei günstiger Bahnverbindung über Leipnik genommen zu haben.

In den hochgelegenen Kirchdörflein Schloß überraschte uns die Nacht. Bei den freundlichen Wirtsleuten der etwas primitiven Dorfschenke fanden wir gute Getränke und Speisen, aber leider kein zusagendes Nachtquartier. Dieses gewährte uns in edler Gastfreundschaft der Erbrichter Mann, der sich mit dem Lehrer des Ortes zum Abendschoppen eingefunden hatte und schnell mit uns bekannt wurde.

Am frühen Morgen brachen wir nach der kaum zwei Stunden von hier entfernten Oderquelle auf. Der Weg dahin führt durch eine stark hügelige, meist bewaldete Gegend und durch die beiden Dörfer Prassinonitz und Koslau. Vorüber an dem Gasthause „zur Oderquelle“ gelangt man eine halbe Stunde später an eine sumpfige Stelle im düsteren Fichtenwalde, wo in einem aus Bruchstein erbauten Brunnenhäuschen unsere Oder aus der Erde quillt. Das einer Kapelle ähnliche Gebäude trägt über dem Eingange die Inschrift: „Oderquelle, 634 Meter.“ Die Quelle ist in der Herbstzeit meist wasserarm; immerhin war es aber ein monniges Gefühl, der Stubenluft entrückt, auf der fühlen, die Kräfte neubelebenden Bergeshöhe zu stehen und hier das so klare und frische Oderwasser direkt „vom Stein heraus“ zu trinken, während wir es als ehrsame Bürger von Ratibor bisher nur im filtrierten und schalen Zustande durch den Leitungshahn zu genießen gewohnt waren.

Die Stelle im Koslauer Revier, an der die Oder entspringt, hat keinen besonderen Namen. Die Wälder ringsum gehören zum Fideikommiß des Grafen Podstarzki-Lichtenstein, angeblich ein Nachkomme des Steiermärkischen Ritters Ulrich von Lichtenstein, der 1275 die gereimte Erzählung „Frauendienst“ dichtete.

Zwanzig Minuten von der Oderquelle entfernt steht eine Brettsäge und mehrere Wohnhäuser für Forstarbeiter, welche die Kolonie Vieselberg bilden. Daraus erklärt sich die in den meisten Schulbüchern enthaltene falsche Angabe: „Die Oder entspringt „am“ Vieselberge in Mähren.“ Einen „Vieselberg“ gibt es weder hier noch anderswo.

Auch die Angabe im „Großen Daniel“, Bd. 3, S. 419: „Die Oder, wahrscheinlich der Suevus oder Viadrus der Alten, entspringt im Gesenke, in einem von Tannenwald umgebenen Sumpfe, 990 Fuß über dem Meere“, ist nicht einwandsfrei. Es ist ein Fichtenwald, der die Oderquelle umgibt, und die Höhe beträgt nicht 990 Fuß, sondern 634 Meter oder 2030 Fuß. Dieses ist auch als richtig anzunehmen, weil nach Sohr-Berg-haus, Handatlas, Nr. 35; „Die Kronländer Mähren und Schlesien“ der etwas höhere Feldhügel in der nächsten Nähe 2077 Fuß hoch ist.

Die Entfernung von der Oberquelle nach Olmütz, der uralten Metropole Mährens, ist nicht viel weiter, als die nach Mährisch-Weißkirchen und führt, ehe man die Ebene erreicht, durch den schönsten Teil des Odergebirges mit seinen ernsten Wäldern. Also, auf nach Olmütz!

Der Schlocker Gastwirt Keler, der uns in uneigennütziger Weise bis zur Oberquelle geführt hatte, kannte genau die Wege und Stege durch die Schluchten und über die Berge hinweg, und begleite uns daher bereitwilligst noch zwei Stunden lang, bis wir, ohne irregegangen zu sein, Groß-Angezd erreichten. Von hier führt die Reichsstraße, auch Kaiserchaussee genannt, über Przaslanitz nach Groß-Wistrzenitz, von wo aus man auch mit der Bahn nach Olmütz fahren kann.

Unser Aufenthalt in Olmütz dauerte über zwei Stunden. Beim Besuche des Domes hatten wir das Glück, den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. Bauer, angetan mit der bischöflichen Soutane und der goldenen Kette über der Brust, ganz nahe an uns in seinen mit zwei feurigen Rappen bespannten Galawagen einsteigen zu sehen. Unseren ehrfurchtsvollen Gruß in dem durchaus nicht salonmäßigen Reiseanzuge erwiderte der hohe Kirchenfürst mit freundlichem Kopfnicken.

Als wir Olmütz verließen, war die Sonne untergegangen und der nahezu volle Mond stand bereits an dem schwach bewölkten Himmel. Gegen Mitternacht trafen wir über Jägernsdorf in Ratibor wieder ein.

Hochwald und Radhost.

Zwischen Frankstadt und Roznau in der mährischen Walachei erhebt sich als der letzte Ausläufer der Westbeskiden der 1200 Meter hohe, dichtbewaldete Radhost, dessen Gipfel mit einem schmucken Kirchlein gekrönt ist. Obwohl 150 Meter niedriger, als die ihm auf eine Entfernung von 15 Kilometer gegenüberstehende Lissahora, — der kahle Berg — ist sein Besuch ebenso lohnend, zumal sich dem Naturfreunde hier wiederum ein ganz anderes und weit schöneres Landschaftsbild zeigt, als dort.

Um bequem an den Fuß dieses schönen Waldberges zu gelangen, benützt man entweder die Bahn über Mährisch-Ostau nach Frankstadt, oder über Mährisch-Weißkirchen nach Roznau. Wer aber auf dem Wege dahin auch die sehenswerte Ruine Hochwald besuchen will, fahre zunächst über Oderberg und Stauding nach Freiberg. Den leztge-

nannten Weg wählten vor wenigen Wochen auch ich und zwei meiner näheren Freunde, die zu ihrer Erholung ebenfalls einige Tage frische Berg- und Waldluft genießen wollten. Wir verließen morgens 5,26 Ratibor und langten bereits 8,30 in Freiburg an.

Die Stadt liegt auf einem steil nach der Lobia, einem Nebenflusse der Oder, abfallenden Hügel und zählt 5000 Einwohner. In den vielen und nicht unbedeutenden Fabriken am Orte werden Hüte, Strümpfe, Wollartikel und Tonwaren angefertigt. Unweit der Station liegt das Schloß und der Park des Grafen Better v. d. Lilie. Die hochgelegene Marienkirche in der Nähe des Marktplatzes, ein von Slowaken gern besuchter Wallfahrtsort, bewahrt Reliquien des hl. Urban. Drei Seiten des großen Ringplatzes, den eine Marienstatue ziert, werden von Häusern mit Laubengängen eingeschlossen, in welchen sich das geschäftliche Leben abwickelt.

Nachdem wir uns in einer der Weinstuben für die weitere Reise gestärkt hatten, traten wir die Fußwanderung nach der Ruine Hochwald an.

Bald hinter der Stadt verläßt man die Reichsstraße und kommt in südöstlicher Richtung auf der Bezirksstraße über Hajow in 1½ Stunden in Hochwald an. Ist die letzte Anhöhe erstiegen, dann hat man ein prächtiges Landschaftsbild vor sich. Das Dorf in Grün gebettet, und hoch über ihm ragt auf dichtbewaldetem Berge die mächtige Burgruine Hochwald, die kaum ihresgleichen findet, grau und düster gegen den Himmel empor.

Am Ziel angelangt, galt unser Besuch zunächst der zwar kleinen, aber schön geschmückten Kirche St. Maximilian, mit einem schönem Altarbilde dieses Heiligen. Über die Straße hinweg steht ein vornehmes Herrenhaus, an das sich schöne und gutgepflegte Garten- und Parkanlagen anschließen. Es ist dies das Schloß mit dem Sommeraufenthalte des jedesmaligen Erzbischofs von Olmütz. Im Besitze vieler Landgüter, großer Grundkomplexe, Schlösser und Jagdhäuser, ist Hochwald wegen seiner prächtigen Lage inmitten Wald und Berg stets der Lieblingsaufenthalt dieser hohen Kirchenfürsten gewesen. Auch die nahegelegenen zahlreichen Gebäude für den Ökonomiebetrieb, sowie die musterhaft instand gehaltenen Ställe für Pferde und Rindvieh sind sehenswert. Die erzbischöfliche Dampfbrauerei am Orte liefert ein gut bekömmliches, leichtes Bier, das im Umkreise von vielen Meilen gern getrunken wird und dem Pilsener „Urquell“ nicht viel nachsteht.

Nach einem schmackhaft zubereiteten und reichlich bemessenen Mittagessen im Hotel bei Frau Anna Uhlar bestiegen wir die Ruine, zu der von der Kirche aus mehrere prächtige Waldwege hinaufführen. Der Berg, gleichzeitig Tiergarten, ist umfriedigt, und zahlreiches Damwild, das zutraulich und zahm ist, bevölkert den Wildpark.

Die wesentlichen Teile der gewaltigen Burgruine Hochwald, die geschichtlich wohl tausend Jahre zurückreicht, sind erstlich der runde, kolossale Wartturm mit der sog. Vorburg; dann der Burgplatz mit dem Kirchlein St. Andraei, in welcher alljährlich am Andreastage ein besonders von jungen Leuten gern besuchter, feierlicher Gottesdienst stattfindet; ferner die starkbefestigten Stallungen und Ökonomiegebäude, und endlich die eigentliche Herrenburg, die in ihren Stockwerken größere Säle und Kammern hatte und mit Türmen flankiert war. Diese Türme mit ihren Kellern dienten als Gefängnisse und waren schauerliche Verließe, in welchen zurzeit der ritterlichen Willkür und Gesetzlosigkeit so mancher Todesseufzer der unglücklichen Gefangenen ungehört verhallt sein mag. Der Brunnen innerhalb der Burg ist dreimal so tief, als der Turm unserer Marienkirche hoch ist, nämlich 150 Meter. Die einzelnen Teile der Burg sind auf den zugänglichen Stellen durch tiefe Gräben von einander getrennt, über die in früherer Zeit Zugbrücken führten.

Bis zur Erfindung des groben Geschüßes trogte die Burg Hochwald jedem noch so gerüsteten Feinde, den Hussiten und Mansfeldern, den Schweden und Ungarn, den Türken und Preußen.

Von einzelnen Stellen der Burg genießt man eine wahrhaft entzückende Aussicht in das Ruhländchen und nach Schlesien, nach Mähren und in die Karpathen hinein.

Um 3 Uhr nachmittags verließen wir Hochwald und wanderten auf einem etwas verzwickten Fußwege nach dem Bahnhofe Drholez. Erst nach einigen Irrfahrten und vielem Fragen bei Hirten und einer Schar Sonntagsjäger, welche wir mit kräftigem „Weidmannsheil“ begrüßten, erreichten wir durch die stark hügelige und bewaldete Gegend die Station, um von hier über Reffelsdorf nach Stramberg weiterzufahren.

Die Stadt ist klein und in ein enges Tal hineingebaut, das von grotesken Kalksteinfelsen eingeschlossen ist. Da sie nun keinen Platz hat, sich darin auszubreiten, sind auch die Bergelehnen bebaut worden. Durch die untere Stadt führt ein 20 Minuten langer, chaussierter Weg talaufwärts nach dem Marktplatz; die übrigen Stadtteile aber sind regellos auf steil an-

steigendem Terrain angelegt, daher Schwalbennestern zu vergleichen, die an einer Wand kleben.

Der Burgberg, der vom Ringe aus zu besteigen ist und über alle Gebäude der Stadt emporragt, bildet mit seinem geborstenen und zerfallenen Gemäuer, sowie seinem gewaltigen, 40 Meter hohen Aussichtsturm — die mährische Truba genannt — das Wahrzeichen der Gegend.

Die Sage erzählt, daß die Mongolen, als sie nach der blutigen Schlacht bei Wahlstatt — 9. April 1241 — über Mähren und Ungarn wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, hierbei Stramberg belagert haben. Die Bewohner flüchteten teils in die feste Burg, teils versteckten sie sich in den Schluchten und Höhlen des südlich gelegenen Kotonzberges, wobei sie sich tapfer gegen die im Tale lagernden Horden der wilden Asiaten verteidigten. Als sie bereits Hunger und Not zu leiden hatten, ging in der Nacht zu Christi Himmelfahrt ein Unwetter mit Wolkenbruch hernieder. Nun schwoh plötzlich das Fließchen im Tale durch die von den Bergen herabstürzenden Gewässer stromartig an. Die Belagerten durchstachen jetzt auch noch den Deich zwischen Senftleben und Stramberg, und der Feind mußte vor der Wasserflut in wilder Hast fliehen. Zur Erinnerung an dieses Ereignis werden am Feste Christi Himmelfahrt alljährlich Brezel und Pfefferkuchen in Form von Nasen und Ohren, weil diese damals den gefangenen Christen abgeschnitten wurden, gebacken, verkauft und verschenkt.

Das Bad Stramberg liegt am nördlichen Abhange des Burgberges. Kurmittel sind ausschließlich Lust und Wasser, sowie weite Spaziergänge in den ausgedehnten Waldungen.

Die Kalksteinfelsen in der Nähe des Bahnhofes enthalten eine Menge Ammoniten und Ammonshörner — versteinerte Molusken aus der Familie der Cephalopoden oder Kopffüßler. Eine sehr große und formreiche Sammlung davon besitzt Herr Kochanek, in dessen Hotel wir ein sehr gutes und preiswertes Unterkommen fanden.

In der angrenzenden großen Ortschaft Nesselsdorf befindet sich die weltbekannte Schustallasche Wagenfabrik, jetzt Eigentum des Millionärs Guttmann, bezw. einer Aktiengesellschaft. Sie beschäftigt 2000 Arbeiter, die ausschließlich Waggon, Automobile und andere Fahrzeuge anfertigen.

Am nächsten Morgen, der köstlich und nervenerquickend war, fuhren wir mit dem Zuge über Wernsdorf nach Frankstadt. In vielen Krümmungen ging es meist durch grüne Föhrenwäldertalwärts, und gegen acht Uhr war das schön gelegene Städtchen, das ich schon von früher her kannte, erreicht.

Zwischen Frankstadt und dem Fuße des Radhost ist eine Ebene zu durchschreiten, die ein Gebirgsbach durchschneidet und in der die Häuser mehrerer Ortschaften zerstreut umherliegen.

Der eigentliche Aufstieg nach dem Radhost, der uns in steter Erinnerung bleiben wird, begann in der zehnten Stunde. Der Wald, der den Berg wie ein dunkler Talar bis zur Talsohle umkleidet und „der mit seinem Sommer so gern die Leiber und Seelen kranker Menschen heilt“, dieser gütige Wald nahm uns müde Wanderer in seine schützenden Arme und brachte uns bis auf den Bergrücken. Der zwar etwas steile, aber gut gepflegte Touristenweg führt zwischen schlanken Weisstannen und prächtigen Hainbuchen in Serpentinien bergauf, und zu seinen Seiten wachsen allerhand üppige Berg- und Beerensträucher. Überall gedeiht das glänzende Moos, überall umflutete uns kräftiger Harzduft, und die Aussicht, die man von mehreren Stellen in die Waldwildnis und in das Tal hinein hat, ist entzückend.

Es war 11 Uhr geworden, als wir bei dem Kirchlein „auf steiler Bergeshöh“ eintrafen und Umschau hielten.

Berge rings im Kreise! Vor uns blickte die Vissahora aus der Bläue des Himmels empor, links konnten wir an der Ruine Hochwald vorüber in das fruchtbare Ruhländchen und bis hinein in unseren Heimatskreis sehen, nebenan lagen wiederum die Berge der Scheidewand zwischen den Flußgebieten der Donau und der Oder.

Die Aussicht nach Südost ist aber unstreitig die schönste und packendste, weil da die Berge füllissenartig bis zu den schimmernden Zinken der Tatra emporsteigen. Durch das Tal der Betschwa getrennt, liegt zunächst das Jablunkagebirge, drüber hinaus die Berge Fatra und in fernem Hintergrunde die Riesen der Tatra. Man kann es daher begreifen, daß die Bewohner der mährischen Walachei in ihrer Begeisterung für diesen Berg mit der größten Opferwilligkeit das viele Geld für den Bau und die Ausschmückung des mit einer Kuppel geschmückten Kirchleins aufgebracht haben, und daß dort unter dem Namen „Radhost“ auch ein vielgelesenes Tageblatt erscheint.

Der ausgeprägteste Hunger und Durst führte uns jetzt in das nahe, unter einer Felsenwand erbaute Schutzhäus, wo uns eine ganz unverhoffte Freude erwartete. Herr Glatte, der Pächter der Bergwirtschaft, hatte am Morgen ein feistes Vorstenvieh, das den Sommer über hier oben aufgefüttert worden war, geschlachtet, und da gab es außer guter Wurstsuppe und Wellfleisch auch noch schmackhafte Plunzen, auch Krupniaki genannt, und Leberwurst. An dieser lufullischen Mahlzeit konnten wir uns leicht den ausgehungerten Magen überladen, wenn wir der besseren Verdauung wegen nicht nach jedem Gange einen

Pflaumen-, bezw. Wachholderschnaps (Slimowitz und Borowitzka) allererster Sorte „ausgeblasen“ hätten. Fleischnot kennt man daher auf dem Radhost nicht, und auch die Fleischpreise sind dort oben weit mäßiger, als im vielgepriesenen Deutschen Reiche.

Sonderbarerweise besuchen aus Preußen nur wenige Touristen diesen so schön gelegenen und bequem zu erreichenden Berg. Wir fanden im Fremdenbuche nur die Namen zweier Herren aus Beneschau, bezw. Köberwitz eingetragen, welchen am 27. Juli d. J. die Besteigung des Radhost auch schwergefallen sein mag; denn der eine vermerkte hinter seinem Namen kleinlaut die Worte: „O Knoche!“, der andere dagegen schrieb: „Ne dame se!“, d. h.: „Wir lassen uns nicht unterkriegen!“

Nachdem wir abgeessen und ausgeruht hatten, stiegen wir nochmals zum Kirchlein empor, um es auch im Innern zu besehen. Hierbei boten sich uns unerwartet drei Kunstgenüsse seltener Art, nämlich der Hochaltar, die gemalten sechs Glasfenster und ein Altarbild.

Der Hochaltar ist ein hervorragendes Kunstwerk aus durchweg schneeweißem Marmor. Die beiden Engel rechts und links des Tabernakelhäuschens halten Adoration mit ausgebreiteten Flügeln, und darüber stehen die beiden Slawenapostel Cyrillus und Methodius mit dem Symbol des Christentums, die hier an dieser Stelle ein Gözenbild zerstört haben sollen. Die Verzierungen am Tabernakel, sowie die Stützen unter dem Altartische sind aus ägyptischen Porphyr in roter Farbe gemeißelt. Der Altar wurde vor etlichen Jahren vom früheren Erzbischof Dr. Theodor Rohn aus Olmütz feierlichst benediziert.

Die wertvollen, gemalten Glasfenster enthalten Szenen aus dem Leben der beiden Glaubensboten Cyrill und Method, sowie die Bilder der Landesheiligen Wenzel, Ludmilla, Hedwig und Johannes von Nepomuk.

Ein besonderes Kleinod des Kirchleins befindet sich im rechten Seitenaltar. Es ist dies die berühmte walachische Madonna von Liebscher, die dem Maler nicht allein berühmten Namen, sondern auch einen Preis von 8000 Gulden einbrachte. Selbst in Wien, Berlin und auf der Weltausstellung in Chicago erregte das Gemälde seinerzeit berechtigtes Aufsehen. Es ist ein dreiteilig gegliedertes Querbild, also ein Triptychon. Links sieht man Josef und Maria in walachischer Landestracht, wie sie die Herberge zu betreten im Begriffe sind. Rechts erscheint im Nebenschleier ein Engel einem schlummernden walachischen Schaffhirten im dunklen Tannenwalde, um ihm die Geburt des Heilandes zu verkünden. In der Mitte ist die Anbetung von walachischen Hirten dargestellt. Maria, jungfräulich in ma-

lerischer walachischer Landestracht gekleidet — mit weiten bauschigen Spitzenärmeln, breiter Schürze und das Kopftuch nach Art der walachischen Frauen gebunden —, schaut mit liebendem Mutterblick auf ihr göttliches Kind, das, auf ihrem Schoße liegend, lächelnd zu ihr aufblickt. Hirten und Kinder, alle walachisch gekleidet, umgeben die Gottesmutter und schauen staunend und bewundernd in das verklärte Antlitz des himmlischen Kindes. Der Anblick dieses Bildes, das für sich allein wert ist, den Radhost zu besuchen, ist so rührend und reizend, so frisch und lebendig, daß man sich schwer von ihm zu trennen vermag.

Aus Liebe zu seiner Heimat hat der Maler dies schöne und wertvolle Bild für nur 800 Gulden dem Kirchlein auf dem Radhost überlassen.

Als wir den Rückweg antraten, ließen wir unsere Blicke nochmals über die herrliche Berglandschaft schweifen. Von Sonnenlicht umflossen, erfreuten uns jetzt besonders die vielen Ortschaften mit den Städten Frankstadt und Rognau im Tale der Ostrawiza und Betschwa, die sich flimmernd von dem dunklen Hintergrunde der waldbedeckten Berge abhoben. Überall Duft, Farbe, Licht und Schatten!

Underthalb Stunden später langten wir wieder bei dem Flüßchen am Fuße des Radhost an, wo wir am Vormittage aufgestiegen waren. Es ist dies ein idyllisch gelegenes Plätzchen, von dem wir mit den Worten eines Dichters — Stauf v. d. March — wehmüdig Abschied nahmen!

„O Wellenflüstern, Blätterrauschen,
O wunder süße Einsamkeit!
Ich bleibe stehn und muß euch lauschen
In sel'ger Selbstvergessenheit.
Oh ich die Straße zieh von dannen
In Großstadtlärm und Hast und Last,
Will ich bei Buchen und bei Tannen
Noch einmal halten kurze Rast.“

Im Hotel Slavia zu Frankstadt erquickte uns der freundliche Wirt, Herr Franz Kriz, der von unserem Kommen bereits benachrichtigt war, zunächst mit einer Tasse vorzüglichen Mokka und einer guten Zigarre.

Leider dauerte unser Aufenthalt in dem sehr empfehlenswerten Restaurant nicht zu lange. Mit dem Zuge der Kojetein-Bielitzer Bahn, per 6⁸⁰ Frankstadt verläßt, langten wir drei Stunden später über Friedek-Mistek, Mährisch-Ostrau und Oderberg wieder glücklich in Ratibor an.

Die Eindrücke und Erlebnisse dieses Ausfluges werden uns aber für immer unvergeßlich bleiben.

Hochwald, die Burg der Bischöfe von Olmütz.

Ein ergreifendes Bild von der Vergänglichkeit irdischer Größe und Pracht bietet die bereits touristisch geschilderte, stolze Burgruine Hochwald. Sie liegt in gleicher Entfernung von der Lissahora und dem Radhost, etwa 35 km südlich von Oberberg, und ist über Stauding-Freiberg oder Friedeck-Mistek in wenig Stunden zu erreichen. Über dieses mächtig aufragende Bauwerk selbst und seine Geschichte sei das Folgende mitgeteilt:“

„Die alte Burg Hochwald breitet sich auf dem Gipfel eines 480 m hohen Berges aus. Im Norden und Osten ist der Burgberg vom Bergknoten der Babia Gura durch den Fluß Ondrejence, im Süden durch ein Tal von Razmicov getrennt. Den Berggipfel und den Nordabhang von Razmicov nimmt die Obora ein, ein Wildpark, in dem etwa 300 Damhirsche und einige Musflons gehalten werden. Den Grund zur Obora legte Bischof Wilhelm Prusin i. J. 1566, als er von einigen Herren Damwild und durch die kaiserliche Gunst Maximilians II. 20 Damhirsche geschenkt erhielt. Die Obora wird auf der Nord- und Westseite von einer Steinmauer eingeschlossen, die der Erzbischof Sommeraubeckh in den Jahren der Hungersnot 1846 und 1847 erbauen ließ, um den Bewohnern der Umgegend durch die dargebotene Arbeit eine Quelle der Ernährung zu bieten.

Aus dem Dorfe gelangt man durch ein Tor in die Obora, wo zwei Wege auseinandergehen; rechts eine Straße für Wagen, links ein 1853 hergestellter Fußweg, auf dem man die Burg in $\frac{1}{4}$ Stunde erreichen kann. Gleich unten am Fußsteig steht die im vorigen Jahrhundert aufgestellte Statue von der Himmelfahrt Mariens, oben am Wege erhebt sich links eine Steinsäule von Johann Mit mit einer lateinischen Inschrift aus dem Jahre 1742.

Vor der Burg kommt der Fußsteig wieder mit der Fahrstraße zusammen. Von hier aus hat man gegen Norden eine entzückende Aussicht nach Mährisch-Ostrau, gegen Nordwesten auf die Sudeten, bis zum Ultvater hin. Erreicht man das erste Tor, so sieht man darüber das Wappen des Bischofs Wilhelm Leopold glänzen, welcher die Burg nach dem 30jährigen Kriege ausbessern ließ. Das Haupttor ist vom Wege durch einen in den Felsen gehauenen Graben, über den eine Zugbrücke gelegt war, getrennt. Dieser Graben umgibt kreisförmig einen 10eckigen Turm und dehnt sich, als die Burg noch nicht ausgebaut war, um die ganze Burg aus. In der Mauerwölbung gibt es eine walzenförmige Öffnung, welche

für das Fallgitter bestimmt war. Rechts am Tore befindet sich der älteste und hauptsächlichste Teil der Burg, der 10 eckigen Wächterturm, dessen Mauern ungefähr 3 Metern dick sind. Er besaß 6 Vorsprünge, von denen aber kaum noch Reste zu bemerken sind.

Durch das zweite Tor, das durch Eichenflügel geschlossen gewesen ist und über dem sich wieder das bischöfliche Wappen Leopold Wilhelms zeigt, gelangen wir in die geräumige Vorburg. Rechts am Tore befindet sich die Wohnung des Hegers. Die Mauerüberreste der Vorburg rühren von den Ständen der ausgedehnten Pferdeställe und verschiedenen Wohnstätten her, die hier verteilt waren. Weiter in der Vorburg steht eine von Franz von Dietrichstein 1602 erbaute Kapelle. Früher gab es hier eine rundliche Bastei, mit der die übrigen Mauern in Verbindung standen. In der Front der Kapelle erhebt sich die Statue des hl. Franz Xaver und des hl. Johannes von Nepomuk. In der Kapelle, die 1894—98 renoviert wurde, sieht man am Hochaltare das Bild des hl. Andreas, am Seitenaltare das Bild der hl. Barbara. In dieser Kapelle wird alljährlich am Andreasfeste Gottesdienst gehalten, zu dessen Feier Pilger aus weiter Ferne erscheinen. Hinter der Kapelle stand ehemals eine Schmiede. In der gegenüberliegenden Bastei ist ein Ausfalltörrchen zugemauert.

Nun kommt man zu einem Graben, über den eine Brücke zum dritten Tor führt; dahinter wieder ein Tor und vor ihm wieder ein Graben. Dieses Tor war mit einem schlanken Turme, einer Zugbrücke und einem Fallgitter verbunden. Links vom Tore gibt es einen geräumigen Saal, vielleicht den früheren Wächtersaal. Über dem Tore sieht man einen in 2 Hälften geteilten Steingiebel, worin sich je ein Löwe und drei Rosen abheben. Hinter dem 4. Tore gibt es wieder einen 6 m tiefen Graben, über den sich eine auf 2 Steinpfeiler gestützte 20 m lange Brücke wölbt. Durch diesen Graben waren die Herrenwohnungen von der Vorburg getrennt. Hinter der Brücke gibt es ein 5. Tor, wo vermutlich links die Oberkanzleien, rechts die Wohnungen des Geistlichen sich befanden. Hinter diesem Tor liegt zwischen der sehr hohen Burgmauern und dem Schloßgebäude der Schloßhof, von dem sich kaum mehr als die Mauern erhalten haben. Zu den Schloßwohnungen kam man durch ein im gotischen Stil erbautes Türrchen, das war vielleicht ein Seiteneingang. Die Herrenwohnungen befanden sich in einem einstöckigen Gebäude, wo man große Fenster mit Steinumrahmungen sehen kann. Unten gibt es ausgedehnte Kellereien, „in denen“, wie man sagt, „der Wein

nicht abnahm und das Obst sich bis zum neuen frisch erhielt.“ Links sieht man eine gewölbte Öffnung, in der Mauer einen eingesetzten Stein, auf dem ein 7zinkiger Kamm und eine 5 blättrige Rose eingemeißelt ist. Der Kamm ist das Wappen der Boskovic, der Tobias und der Venus, welche einmal die Burg bewohnten. Die 5 blättrige Rose ist das Wappen der Gemahlin eines Venes, der Hedwig von Rosenberg. Weiter kommen wir in den Saal, wo nach alten Glauben „der Schrecken aller Schrecken alter Burgen“ zu sehen ist, der Hungerturm. Weiter sieht man eine zylindrische Öffnung, 20 m tief, mit behauenen Steinen ausgemauert, den gewöhnlichen Brunnen, den der Bischof Stanislaw Pawlowsky 1590 in den Felsen einhauen und ausmauern ließ. Der Brunnen hatte kein Quellwasser, sondern er war nur ein Sammelbecken von Regenwasser. Rechts vom Eingang sieht man auf einer Mauer Reste einer Wendeltreppe. In der östlichen Mauer des ersten Stockwerkes findet man eine Nische, welche daran erinnert, daß hier die alte Schloßkapelle stand. Durch einer Öffnung in dieser östlichen Mauer gelangt man auf die Altane, von hier wiederum durch einen jetzt vermauerten Eingang in den Rittersaal. Vielleicht war hier auch der Haupteingang aus dem letzten Hof zu den Herrenwohnungen. Durch 7 Tore führt der Weg bis hierher. Von der Altane erreicht man auf einen schmalen Fußsteig um die Schanzen in den letzten Hof. Hier sieht man einen 170 m tiefen Brunnen, der jetzt zum dritten Teile verschüttet ist und welchen der Bischof Stanislaw Thurza 1540 graben ließ. Er soll mehr als die Burg selbst gekostet haben. Das Wasser dieses Brunnens war über alle Maßen gut, so daß es von weit her geholt wurde. Als 1738 durch die Unaufmerksamkeit des Schloßgesindes das Dach des Brunnens abbrannte, befahl der Bischof Jakub z Dichtenstejna dem damaligen Schloßhauptmann Matej Molitorov diejenigen, durch deren Schuld das Gerüst, das Rad und die Stricke verbrannten, durch Hungerpeinen im Kerker streng zu bestrafen. Der Brunnen aber wurde nicht mehr wiederhergestellt.

Die Burgmauer endet in 2 eckigen Bastionen, die früher als Pulverkammern dienten. In der Mauer ist zwischen ihnen ein Ausfallstörchen eingemauert.

Die Form der Burg ist dem Rücken des Berges entsprechend; sie zeigt weder Regelmäßigkeit noch Symmetrie infolge der zu verschiedenen Zeiten hinzugebauten Teile und Verbesserungen, doch macht sie, obwohl dem Verfall preisgegeben, noch immer den Eindruck der Mächtigkeit.

Sie ist 320 m lang und mißt an der breitesten Stelle 61 m, an der schmalsten 51 m; ihr Umfang beträgt annähernd einen Kilometer. Die Mauern der Herrenwohnungen sind bis 4 m, die des ersten Turmes 3 m, die der Burgmauern 1½ m stark. Die Burg besaß 7 runde und 2 eckige Bastionen. In der Burg gab es über 200 Schießlöcher.

Geschichtlich weiß man von der Burg Hochwald nur, daß sie im 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut wurde. Von ihrem Erbauer ist nichts bekannt. Die ersten Nachrichten über Burgherren erhält man aus Stiftungsurkunden des 13. Jahrh., die als Zeitgenosse Arnold comes de Hufeswale unterzeichnete und der die Burg von 1234—1247 besaß. Diesem Arnold gehörte fast das ganze Land von der Ostravica bis zum Sedlnitzer Bach und zur Oder. Dieses Gebiet war mit unübersehbaren Wäldern bedeckt, in denen erst die Gemeinden Freiburg, Staric und vielleicht Skelnov anzutreffen waren. Durch diese Wälder führte eine Handelsstraße von Brerau über Freiberg und Friedel nach Polen. Daraus läßt sich schließen, daß die Burg Hochwald als Wachburg unweit der Landesgrenze erbaut wurde. Arnold hinterließ die Burg seinem Sohne Frank, der, obwohl die Herrschaft dem Olmüzer Bischof Bruno ze Saumberka verkaufte, doch den Beinamen comes de Hufenswald behielt. Später treffen wir die Bezeichnungen Hentewald, Heutewald, Dutwaldy, Utwald an, die aber dasselbe wie das deutsche Wort „Hochwald“, welcher Namen erst in neuerer Zeit entstand, bedeuten.

Bischof Bruno ist der Begründer der weltlichen bischöflichen Macht. Er sorgte für die Besiedlung der Einöden und der Wälder, sowie für Gründung von Gemeinden, siedelte auf seinen Gütern gern Deutsche an und führte deutsche Einrichtungen ein. Neben seinen bischöflichen Arbeiten, übte er auch das Recht der Belehnung aus. Er gab Personen, die sich Verdienste um die Bewirtschaftung der bischöflichen Güter oder Verdienste um die Kirche erwarben, unter gewissen Bedingungen bischöfliches Gut zur Nutznießung. Ein solches Gebiet hieß leno und der, der es erhielt, „man“ oder „vasal“.

Von dem Nachfolger Brunos von Detrich z Gradce heißt es, daß er den hinteren Teil der Burg mit den Herrenwohnungen bauen ließ. Daraus erkennt man, daß die Burg ursprünglich nicht denselben Umfang hatte, daß sie nicht auf einmal ausgebaut wurde. Vielleicht war der zehneckige Turm mit dem kleinen Hof eine ursprüngliche Burg; der hintere Teil wurde von Detrich erbaut.

Detrich's dritter Nachfolger, Bischof Petr II., verpfändete die Burg, als er sich in Geldnöten befand, die ihren Grund in heftigen Fehden zwischen ihm und seinen Mannen hatten, den Olmüzer Domherren Detrich und Jendrich z Füllstejna, welche die Burg noch 1316 bewohnten.

1327 verfügte ein gewisser Jindrich z Rytlic und später andere Ritter, deren Namen man nicht kennt, über die verpfändete Burg. Von diesen Rittern ist bekannt, daß sie Raubzüge durch das ganze Land machten, so daß das Olmüzer Domkapitel den Bischof Jan Ocka z Blassimi drängte, die verpfändete Burg auszulösen. Auch der damalige Papst Innocenz VI., befaß in einer besonderen Bulle 1354 die Hochwälder Herrschaft den Gütern des Olmüzer Bischofs hinzuzufügen und befaß gleichzeitig, die Burg niemals, unter welchen Namen auch immer, jemandem andern zu überlassen. Als 1344 das Prager Bistum zu einem Erzbistum erhoben wurde, wurde diesem das Olmüzer hinzugefügt und Karl IV. sah alle Güter dieses Bistums als Erblehen der böhmischen Krone an. Von dieser Zeit an, ist die Burg Hochwald ein Lehen der böhmischen Krone. Mit Unterstützung Kaiser Karls IV. gelang es dem Bischof Jan Ocka 1395 die verpfändete Burg auszulösen. Jan Ocka verzichtete dann auf jede Berechtigung, durch die er diese Herrschaft jemandem schenken, verkaufen, verpfänden oder entfremden durfte.

Als es sich nach Bischof Peters Tode 1387 darum handelte, den bischöflichen Stuhl neu zu besetzen, wollten die mährischen Grafen Jost und Prokop ihren Bruder Sobeslav als Bischof anerkennen, aber der Papst setzte Mikulas z Riesenberken ein. Daraufhin entstand ein Streit und eine Teilung der bischöflichen Güter wurde vorgenommen. Als später Streitigkeiten unter diesen Brüdern Jost und Prokop ausbrachen, in deren Verlauf sich der Bischof auch Josts Seite stellte, schädigte Prokop die bischöflichen Güter sehr. Vom Markgrafen Prokop gedrängt und in die Enge getrieben, verpfändete Bischof Miklas trotz des päpstlichen Verbots die Hochwälder Herrschaft seinem Hofmarschall Todok z Volksberka, welcher sich aber Seite Prokops schlug.

Jan X. mit dem Beinamen Mraz, der nach dem Tode des Mikulas Bischof wurde, löste die verpfändete Burg 1398 wieder aus, nur damit er sich des unliebsamen Gegners entledige. Doch schon 1400 verpfändete er durch Prokops unaufhörliche Bedrückungen gezwungen, die Burg Hochwald dem König Siegmund. Siegmund vertraute die Verwaltung der Burg dem Jakub z Bilina, Scon zubenannt, auf einen Re-

vers vom 9. September 1400 an, durch den er sich verpflichtete, die Burg Hochwald und die Stadt Mähr.-Osttau zu verwalten, für den Fall, daß der Kampf zwischen König Siegmund, zu dem der Bischof hielt, und dem Markgrafen Prokop nicht ende. 1405 starb Prokop, aber der Bischof Ladislav z Krawar konnte die verpfändeten Güter wegen der Schulden seines Borgängers nicht auslösen.

Als in Mähren die Irrlehren des Fuß Eingang fanden, und der Adel und das gesamte Landvolk sich zu ihr bekannten, brachen blutige Kämpfe aus, von denen die Gegend nicht verschont blieb. Groß aber war der Widerstand der deutschen Städte; deshalb hatten es die mährischen Hussiten auf die Güter dieser Städte abgesehen und auf die Güter des Olmüzer Bischofs Jan Zelezny. Sicher ist es, daß die Hussiten die bischöflichen und kaiserlichen Herrschaften nicht in Ruhe ließen, sodaß auch auf den Bergen der Gegend das Lied ertönte: „Kdoz jste bozi bojovn ci!“ Einigemal nach den hussitischen Kriegen von 1420—30 versuchten hussitische Abteilungen auf Blinderungszügen nach Schlesien die Burg zu erstürmen und es ist bekannt, daß der Hauptmann Paskov z Urbanovic die Burg tapfer gegen sie verteidigte.

Noch 1437 war Kaiser Siegmund Besitzer der Burg, wie das aus Urkunden ersichtlich ist. Vielleicht 1428, vertraute er, nach Genehmigung durch das Olmüzer Domkapitel, die Burg mit ihrem Gebiete seinem Teschner Onkel Volkov zur Verwaltung und Nutznießung an. Doch trennte das Domkapitel von dem das Razicer Land ab. Was eigentlich dieses Land war, weiß man nicht, aber das ist sicher, daß es hussitisches Gebiet war und daß der Hussitenführer Jan z Cimburka a Tacova die Herrschaft einem anderen Hussitenführer, Mikulas z Lamberka, Sokol zubenannt, verkaufte. Von Mikolas Sokol kaufte Kaiser Siegmund die Burg Hochwald und das benachbarte Soften für 3000 Schock Groschen (63000 fl) ab. Für dieselbe Summe ließ Sigmund wieder die beiden Burgen dem Mikolas Sokol unter der Bedingung, daß er sie, wann er nur wollte, wieder auszahlen konnte.

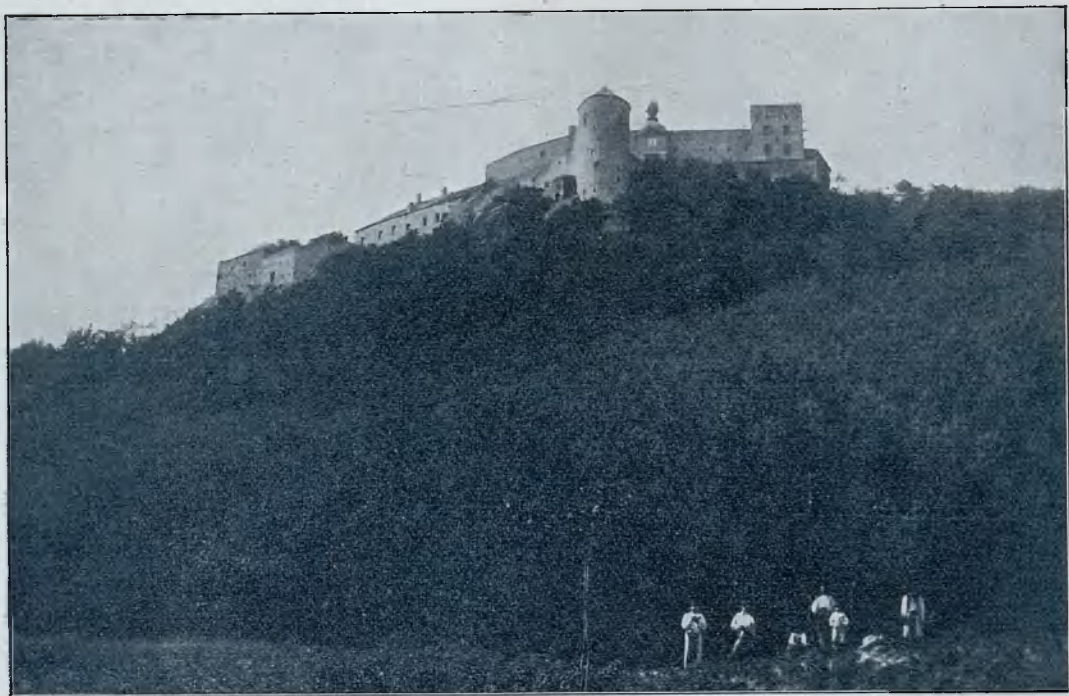
1438 saß auf der Burg der taboritische Hauptmann Jan Capek ze San der in der Schlacht bei Lipan den Führer Prokop dadurch verriet, daß er die Flucht ergriff und dadurch die Schlacht zu Ungunsten der Taboriten entschied. Er unterwarf sich Siegmund und erhielt von diesem Hochwald als Pfand. Von da aus unternahm er aber viele Züge und Fahrten, die zwar bekannt sind, ihm aber keine Ehre machen. Capek beherrschte die Burg noch 1448 und nach ihm seine Brüder.

Von den verwandten Caplov übernahm Hauptmann Zister die Burg. Bischof Tas z Boskovic löste die verpfändete Burg nach Unterstützungen von seinem Verwandten, dem König Georg von Bodebrad und dessen Brüdern Tobias und Benes z Boskovic 1466 aus und ließ sie 1467 ausbessern, da sie in den Hussitenkriege beschädigt worden war.

Nach den großen Religionskriegen des 16. Jahrhundert richtete Bischof Marek auf der Burg eine Strafanstalt für unwürdige Geistliche ein.

Der Bischof Grodecky setzte zum Burghauptmann seinen Bruder Heinrich, dem er dieselbe auch verpfändete, ein. Nach ihm besaßen andere Verwandte des Bischofs Grodecky die Burg bis 1581, wo Bischof Stanislav Pavlowsky die Herrschaft auslöste. Schon früher hatten Boskovic und andere Mitglieder des Hauses Grodecky die Burg nicht bereitwillig herausgegeben, denn sie zogen aus ihr viel Nutzen und unternahmen Plünderungszüge nach allen Richtungen von ihr aus. Nach vielen Kämpfen erst gelang es den Bischöfen, die Burg auszulösen. Bei der Wahl des Bischofs Stanislav Pavlowsky war es in die Wahlbedingungen aufgenommen, daß weder ein Bruder noch ein anderer Verwandter der Bischöfe ohne Erlaubnis des Domkapitels Hauptmann auf bischöflichen Burgen sein dürfe. Mit dem Jahre 1581 hörte die Verpfändung der Burg und der Herrschaft Hochwald auf und verblieb von jetzt ab immer den Olmüzer Bischöfen.

1648 begann der 30 jährige Krieg zu wüthen. Die Empörung gegen König Ferdinand verbreitete sich aus Böhmen nach Mähren, und die protestantischen mährischen Stände schlugen sich einmütig auf die Seite der Rebellen. Desgleichen bekannten sich auch alle Besitzer und Herren von Gütern, die in der Nähe von Hochwala lagen, zu den Empörern; so Jetrich ze Zerotina, Herr na Stare Vsi, Paskove a Zábřez, Hanus Petrovaldsky z Petrovaldu na Vel. Petrovalde, Stibor Choriustky z Ledské na Trnavce a Katerinic ch. Auf ähnliche Weise ließ sich die Stadt Neutitschein ihre Privilegien von Jetrich Falcky bestätigen und unterstützte den Aufruhr durch Geld und Proviant. Nun empörten sich in dem allgemeinen Aufruhr auch die Protestanten der Hochwälder Herrschaft, besetzten die unbewachte Burg und beherrschten von hier aus die ganze Gegend. Der mährische Hauptmann Lodislav Belen ze Zerotina legte um Pfingsten 1620 eine starke, gut verproviantierte Besatzung, ungefähr 1000 Reiter, in die Burg, um so die Vereinigung zwischen Schlesien und Ungarn zu erzielen. Aber die Freiburger, welche sich dem Aufruhr nicht angeschlossen, überfielen die Burg des



Die Burg Buchlow. (Text Seite 13.)

Nachts, vertrieben die ständische Besatzung, bemächtigten sich der Burg und übergaben sie der Obrigkeit, so daß 1621, am Donnerstag nach Lichtmeß Jan Kristof Orlik wieder zum Beamten auf Hochwald gemacht wurde. Dieser war schon früher einmal Verwalter der Burg, vor dem Ausbruch der böhmischen Empörung von 1614.

Von dieser Zeit an waren die Freiburger überall unbeliebt, und 1621 wurde Freiberg von Ungarn und Walachen niedergebrannt und geplündert.

Die mährischen Walachen halfen den aufrührerischen Ungarn im Kampfe gegen Kaiser Ferdinand II. Führer der Walachen war Adam z Bickova. Am 1. November 1621 belagerte dieser mit Bauernvolk und Ungarn Hochwald. Während der mehrtägigen Belagerung unterhielten sich die Rebellen mit der Jagd in dem unter der Burg gelegenen Walde und erschossen 15 Hirsche. Als sie sich der festen Burg nicht bemächtigen konnten, verschwanden sie plötzlich im Dunkel der Nacht.

1626 zog Mannsfeld, der Führer des protestantischen Heeres, mit großer Macht vor die Burg, wo sich gerade damals eine unbedeutende Besatzung vorfand. Bischof Dietrichstein beschreibt den Überfall folgendermaßen: „1626 waren nicht genug Truppen auf unserer Burg. Deshalb verließen die Freiburger ihre Häuser, ihre Besitzungen und Gewerbe und flüchteten bewaffnet mit Weib und Kind auf das Schloß und waren imstande, es zu verteidigen. Während der 9 monatl. Belagerung hatten sie genug Proviant. Mannsfeld war gezwungen, unverrichteter Sache abzuziehen. Neben den Freiburgern, welche für die gewährte Hilfe viel litten — denn Mannsfeld rächte sich durch Niederbrennen und Ausplündern der Stadt — hatte sich um die Verteidigung der Burg der tapfere Schloßhauptmann Jan Kristof Orlik, Freiherr z Laziska nach Sedlnicich verdient, gemacht.

1645 versuchten die Schweden die Erstürmung der Burg, aber vergebens. Führer der Burgbesatzung war Mikulas Reuttler z Hornberka. Während des 30jährigen Krieges litt die Burg durch Belagerungen sehr viel und wurde schwer beschädigt; deshalb ließ sie Bischof Erzherzog Leopold Wilhelm vollständig ausbessern. Und das war auch wirklich nötig, denn die Burg mußte noch fernerhin feindlichen Anstürmen Trotz bieten. Als sich die Türken eines Theiles Ungarns und Budapests bemächtigten, unternahmen sie auch Einfälle nach Slavonien und Mähren.

Als 1663 Türken und Tataren Schlösser des Inlandes belagerten, wurden auf der Herrschaft Hochwald 3 tatarische Spione gefangen genommen. Als 1680—83 Tököli an der Spitze der ungarischen Erhebung stand, versuchten manchmal ungarische und türkische Haufen die Burg zu erstürmen. Der Hauptmann Karel Bedrich Holom z Jicina verteidigte die Burg, obwohl die Feinde, sie belagernd, ihr viel schaden. 1690 ließ sie Bischof Karel z Lichtenstejna unter großem Aufwande wieder ausbessern.

Noch im vergangenen Jahrh. bezeugte die Burg ihre Festigkeit und Uneinnehmbarkeit. Es war das in dem ersten schlesischen Kriege, als Maria Theresia Schlesien gegen Friedrich II. verteidigte. Dieser zog, als er in Schlesien eingefallen war, nach Mähren, und ein Teil preußischen Militärs belagerte 1742 die Burg Hochwald. Im 7jährigen Kriege fielen Preußen 1758 in Mähren ein und versuchten die Eroberung der Burg, welche aber tapfer den Anstürmen standhielt. Bis 1760 bewohnten Beamten die Burg; in diesem Jahre übersiedelten sie aber nach der unter dem Burgberg liegenden Gemeinde. Die Brauerei bestand schon 1567; die Strafanstalt für Geistliche wurde nach Mirov verlegt.

Am 5. März 1762 brannte die Burg nieder, wobei die Registratur und das ganze Archiv vernichtet wurde. Aus diesem Grunde hat man so wenig Nachrichten von der Burg.

Nach der Meinung der einen entstand die Feuersbrunst durch Blitzschlag, nach der Meinung des Volkes aber zündeten die Beamten die Burg an, damit sie nicht den Berg hinauf in die Registratur zu gehen brauchten. Sei dem wie ihm wolle, von diesem Zeitpunkt ab vereinsamte die Burg und nur mächtige Ruinen zeugen von der Festigkeit und Größe des Herrsitzes, an dem sich die Feinde oft den Schädel zerschlugen. Sie ist ein Zeuge fast aller Begebenheiten und aller Stürme, die während 500 Jahren das Mährenland durchbraust haben.

(Nach mährischem Quellenmaterial.)

Ein Ausflug in die mährische Walachei.

Ein von Slovaken bewohnter Beskidenidistrikt im Quellgebiete der Beczwa und Ostrawiza heißt die mährische Walachei. Von der Bielitz-Rojeteiner Bahn durchschnitten und im Osten von der Oderberg-Raschauer Eisenbahn begrenzt, führen außerdem noch einige Flügelbahnen der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn in die Landschaft hinein. Diese vielen Verkehrsstraßen verschaffen der Bevölkerung großen Nutzen, weil ihr dadurch die

Ausfuhr der Landesprodukte, namentlich des Holzes, aus den Wäldern der Berge und die der vielen industriellen Etablissements ermöglicht wird, sowie nebenbei auch Naturfreunden die Gegend leicht zugänglich macht.

Freilich findet man hier keine so mächtigen Landschaften wie in der Tatra und den Alpen; es sind mehr liebliche Naturbilder, wie sie von Bergen mittlerer Höhe, grünen Wäldern und plätschernden Gebirgsbächen hervorgebracht werden. Aber auch schroffe Felsen, stattliche Herrenhäuser und mit Ruinen gekrönte Anhöhen sind zu sehen, und weil die Vorliebe für solche Landschaften immer mehr zunimmt, ist auch ein Ausflug in die mährische Walachei äußerst lohnend.

Gar viele warten bis in den hohen Sommer hinein, ehe sie eine Reise in die Berge unternehmen und bleiben dann trotz mancher Unbequemlichkeit und Unzuträglichkeit längere Zeit der Heimat fern. Es hat aber doch auch seine Reize schon früher, im Mai oder Juni, wenn die Erde am prächtigsten mit Blumen und frischem Grün geschmückt ist, Gebirgspartien von kürzerer Zeitdauer zu unternehmen, besonders wenn man sie, wie von Ratibor aus, in der Nähe hat.

Zu einer solchen gehört auch die nachstehend geschilderte, dreitägige Wanderung durch die mährische Walachei, die ich, weil mich meine näheren Freunde im Stiche ließen, zu Ende des vorigen Monats allein gemacht habe.

Mit dem Zuge, der Ratibor 5²⁶ verläßt, gelangt man über Oderberg bereits 7⁵⁰ in Zauchtel, und eine Stunde später in Neutitschein an.

Unweit Zauchtel liegt links der Bahn das Dorf Kunewald, aus dem eine stattliche Anzahl reicher Bauernsöhne als Offiziere in der österreichischen Armee dienen. Die Bewohner des Ortes sind hauptsächlich durch den Garten- und Gemüsebau, der sehr rationell betrieben wird, zu ihrem Wohlstande und Reichtum gelangt, und da sie bei dem Verkaufe ihrer Erzeugnisse eine außerordentliche Regsamkeit entwickeln, haben unsere Ratiborer Händler, die dasselbe Geschäft zu gleichem Zwecke betreiben, auf den Wochenmärkten in der Industriegegend von Mährisch-Ostrau sehr oft unter der Kunewälder Konkurrenz empfindlich zu leiden.

Weiterhin schmücken rechts hinüber die Überreste der mittelalterlichen Burg Altititschein einen kegelförmigen, dichtbewaldeten Hügel, von dem man eine schöne Aussicht auf die Umgegend und das waldbedeckte Bergland haben soll. Genießen konnte ich diese leider nicht, weil der Besuch dieser Ruine in meinem Programm nicht enthalten war.

In Neutitschein dauerte der Aufenthalt über eine Stunde, reichte also nur aus, um flüchtig die Stadt zu besehen und die katholische Kirche zu besuchen. Die nicht unbedeutende Stadt gilt als Hauptort des meist von Deutschen bewohnten, sehr fruchtbaren Rukhländchens und zählt 15 000 Einwohner. Sämtliche Häuser am Ringe und vereinzelt auch in den Hauptstraßen haben Laubengänge, in welchen, wie in einer Markthalle, die Waren zum Verkaufe ausliegen. Es hat dies sowohl für Käufer als Verkäufer bei schlechtem oder zu heißem Wetter so manche Annehmlichkeit. In den vielen Fabriken am Orte werden meist Woll- und Tuchwaren, besonders aber Filzhüte verfertigt, und weil sich die Kaufleute beim Verkaufe ihrer Waren sehr gewandt zeigen und geschäftliche Schlaueit besitzen, pflegt man zu sagen:

„Neunundneunzig Juden und ein Zigeuner
Sind lange noch kein Neutitscheiner.“

Nach Walachisch-Meseritsch zu — 20 km — durchfährt der Bahnzug, zunächst langsam aufwärts, ein Tal zwischen den bis 600 m hohen Waldbergen des Holymat und Swinež und läßt die Passagiere in dem waldbreichen Hozendorf, der Wasserscheide zwischen Oder und Donau, umsteigen. In der zweiten Teilstrecke ist es wiederum eine Talmulde, durch welche der Zug mit beängstigender Schnelligkeit zwischen den Bergen des Bohors und Huschtin, die bis 700 m hoch sind, hinabfährt. Wie hier, so hat auch die Landschaft weiter nach Wsetin zu, ebenfalls 20 km lang, durchweg den Charakter eines lieblichen, reich bewaldeten Mittelgebirges.

In Krasna verließ ich den Zug und ging zu Fuß nach der vor mir liegenden, 1 km entfernten Stadt Walachisch-Meseritsch. Unterhalb der Stadt fließen die obere und untere Betschwa mit ihren klaren Bergwässern in einander und treten dann ihren weiteren Weg gemeinschaftlich über Mährisch-Weißkirchen nach Prerau an, um sich dort mit ihrer mächtigeren Schwester, der March, zu vereinigen.

Walachisch-Meseritsch, der Hauptort der ca. 1000 qkm großen gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, zählt mit Krasna 6000 Einwohner. Sehenswert ist hier das Kloster der Salvatorianer mit einem Gymnasialstentkonwitt, das ich unter Führung eines Paters besichtigen durfte. Die Hauptbestimmung des Ordens ist bekanntlich die Erziehung der Jugend, und da der Unterricht sehr zweckmäßig und mit dem bekannten Eifer der Schulbrüder erteilt, auch die Veredelung des Herzens gewissenhaft gefördert wird, steht die Anstalt in bestem Rufe. Die-

Schüler besuchen das Gymnasium am Orte, welches 400 Schüler zählt, von denen gegenwärtig 35 im Abiturientenexamen stehen. Ein anderer großer Gebäudekomplex, der ein düsteres Aussehen hat, ist das Zuchthaus für weibliche Sträflinge. Bei Auflassung des Brünner Spielberges im Jahre 1855 wurde das dortige derartige Staatsgefängnis nach hier verlegt und birgt in seinem Innern den Abschäum des weiblichen Geschlechtes von ganz Mähren. In der Peripherie der Stadt liegt eine bedeutende Glasfabrik, die ich aber nicht mehr besuchen konnte.

Während des 5stündigen Aufenthalts machte ich hier in dem sehr empfehlenswerten Restaurant Fischer am Ringplatze die nähere Bekanntschaft mit zwei städtischen Lehrern, den Herren Neuser und Barthos, welchen ich für die interessanten Mitteilungen über die mährische Walachei, sowie für die Ratschläge bezüglich meiner weiteren Reise stets dankbar bleiben werde.

Nachmittags 5³⁰ verließ ich Walachisch-Meseritsch und erreichte eine Stunde später Wjetin, den Endpunkt der 46 km langen Lokalbahn Mährisch-Weißkirchen-Wjetin. Die Stadt liegt malerisch zwischen Bergen an der oberen Betschwa und zerfällt, durch eine eiserne Brücke über den Fluß getrennt, in die Unter- und Oberstadt. Die letztere gruppiert sich um die drei Kirchen und das altertümliche Schloß. Von einer Anhöhe in der Nähe hatte ich in der Abendbeleuchtung einen einzig schönen Blick auf die Bergkuppen des Zapp und Babinski, die von unten bis oben mit dunklen Föhren bewachsen sind und eine Höhe von über 900 m haben.

Unter den gewerblichen Etablissements der Stadt ist die Möbelfabrik von Thonet weltberühmt und bildet einen Stadtteil für sich. Der Großvater der gegenwärtigen Fabrikinhaber stammte aus Boppard am Rhein, wanderte als Tischlergeselle nach Wien und wurde von hier zu dem damaligen Besitzer von Wjetin geschickt, um im Schlosse Parquettarbeiten auszuführen. Sein scharfer Blick erkannte in den großen Buchenwäldern der Gegend, in der Wasserkraft der Betschwa und in den billigen Arbeitslöhnen eine reiche Goldgrube. Er blieb daher zurück und richtete zunächst eine Tischlerei ein, aus der allmählich die gegenwärtige Fabrik entstanden ist. Angefertigt werden nur Möbel aus gebogenen Buchenstäben, die über den gesamten Kontinent versandt werden. Das Betriebskapital der Firma beträgt allein über 80 Millionen Kronen; außerdem sind die Enkel bereits im Besitz der großen Herrschaft Wjetin, zu der auch das Schloß gehört, in dem der Großvater einst als Tischlergeselle gearbeitet hat.

Ein gutes und preiswertes Unterkommen findet man im Hotel bei Zivokli am Ringe der unteren Stadt, das bestens empfohlen werden kann.

Meinen anfänglichen Plan, auf dem Pfade des Bergkammes von Wsetin nach der oberen Betschwa ostwärts bis Karlowitz und dann in nördlicher Richtung nach dem klimatischen Kurorte Roznau zu wandern, gab ich in der letzten Stunde auf, weil diese Tour für mich zu anstrengend und die Temperatur eine zu heiße war; ich fuhr daher im Laufe des Vormittags wieder zurück nach Walachisch-Meseritsch.

Von hier bezw. von Krasna führt eine 14 km lange Lokalbahn nach Roznau. Zu einer Fußtour war das Wetter immer noch zu warm. Dennoch pilgerte ich, um die Gegend besser kennen zu lernen, zunächst an der unteren Betschwa frohen Mutes nach dem 4 km entfernten Dorfe Grachowez. Dieser Ort ist der Geburtsort des gegenwärtigen Erzbischofs Dr. Bauer als Olmütz und das Geburtshaus dieses hohen, allgemeinen beliebten Kirchenfürsten ist eine alte, noch gut erhaltene Mühle, die idyllisch zwischen schattigen Bäumen unter dem Schutz einer Bergwand liegt. Der gegenwärtige Besitzer der Mühle ist ein jüngerer Bruder des Erzbischofs und zweifellos die „gewichtigste“ Person von ganz Mähren; denn bei einer Größe von nahe 2 m beträgt sein Gewicht 180 kg. Der bereits verstorbene Dorfscholze Josef Drazal aus der Hanna war zwar 2,55 m groß, hatte aber nur ein Gewicht von 150 kg.

Auf dem weiteren Wege, der am rechten Ufer der Betschwa durch die Ortschaften Jaschau, Stritesch und Zubri führt, fehlte es an einer weiteren Aussicht und deshalb mußte man sich mit den Gebirgsscenerien rechts und links des Flusses, die aber recht hübsch sind, begnügen.

Roznau hat als Kurort und Sommerfrische eine recht schöne Lage und wird hauptsächlich von brustschwachen und lungentranken Personen besucht. An das langgestreckte Kurhaus in der Nähe der Stadt schließt sich der zwar nicht breite, aber sehr lange, schattige Park mit seinen gutgepflegten Wegen und vielen Sitzbänken. Die Leistungen der Kurkapelle, die wöchentlich zweimal auch in dem von parkartigen Anlagen umschlossenen Pavillon mitten am Marktplatz spielt, sind anerkennenswert.

Die Bezeichnung „Roznau unterm Radhoscht“ scheint etwas gewagt zu sein; denn um von hier den Radhoscht mit seiner schönen Aussicht zu erreichen, braucht man reichlich vier Stunden. Es klingt ungefähr wie „Ratibor unter der Landeck“ oder „Rosel am Annaberge.“

Im angrenzenden Dorfe Tillowitz, wo ich bei anregender Unterhaltung einen schönen Abend verlebte, befindet sich eine große Strumpfwirkerei mit Maschinenbetrieb, in welcher wöchentlich über 100 Duzend Strümpfe gefertigt werden.

Von Roznau führt ein 15 km langer Landweg nach Frankstadt. Dieses Städtchen mit rein böhmischer Bevölkerung liegt vom Radhoscht kaum halb so weit entfernt wie Roznau und macht daher ebenfalls Ansprüche an diesen schönen Berg mit seiner prächtigen Aussicht, und zwar auf Anblickstarten mit der Bezeichnung „Nas Radhost“, „Unser Radhoscht“. Der Weg von Roznau nach Frankstadt wurde mir recht sauer. Bereits früh 5 Uhr befand ich mich eine gute Strecke auf dem mit Zeichen markierten Fußwege zum Radhoscht. Durch die Hitze und Anstrengung der beiden vorhergehenden Tage war ich so „schlapp“ geworden, daß mir der weitere Aufstieg nicht mehr möglich war. Ich wanderte daher wieder talwärts, besah mir wehmütig das eigentliche Ziel meiner Wanderung von unten und ließ mir in jedem Wirtshause am Wege ein „parfümiertes Kracherl“ geben, das bekanntlich Geist und Körper erfrischt. Auf diese Weise kam ich erst nach 5 stündiger Wanderung in Frankstadt an. Hier fand ich im Hotel „Slavia“ auf der Oberstraße ein sehr zusagendes Quartier, in dem ich mehrere Stunden Rast hielt. In dem Lokale liegen auch deutsche Zeitungen auf, und der recht intelligente Wirt, Franz Kriz, steht den Besuchern des Radhoscht gern mit Rat und Tat zur Seite. Sehenswert ist hier das Rathaus, ein Neubau, in vornehm italienischem Stile gehalten.

In der zweiten Nachmittagsstunde langte ich über Friedland, wo ich der Vissahora als einer alten Bekannten einen Willkommensgruß zurief, in Friedek-Mistek an. Diese beiden Städte sind durch die Ostrawiza getrennt, die wieder der Grenzfluß zwischen der Olmüzer und Breslauer Diözese ist. Ein Kranz blauleuchtender Höhen, unter denen sich besonders prächtig die Vissahora und der Radhoscht präsentieren, umgibt die Landschaft. Vorüber an der großen Flachsmaschinenspinnerei mit ihrem betäubenden Geräusch gelangt man in etwa 15 Minuten auf den Ringplatz der Stadt Friedek. Sie zählt etwa 10 000 Einwohner und hat außer einem Gymnasium zwei gutbesuchte Bürgerschulen. In dem tiefschattigen Garten des Hôtels Janda, in unmittelbarer Nähe des imponierenden Schulgebäudes, restaurierte ich mich vorzüglich. Das erzherzogliche Schloß bildet eine Ringsseite, ist aber unregelmäßig gebaut und keine besondere Zierde der so schön gelegenen Stadt. Von mehreren Stellen

des gut gepflegten, schattigen Parkes genießt man eine wundervolle Aussicht nach den Bergen. Gegenüber dem Schlosse und durch ein Tal davon getrennt, liegt die vielbesuchte Wallfahrtskirche Visit. B. M. V. — Mariä Heimsuchung — ein stattlicher Renaissancebau mit zwei Thürmen, in der am nächsten Tage das große Ablassfest gefeiert wurde. Zur Vesperandacht hatten sich bereits weit über tausend auswärtige Pilger eingefunden. Man konnte an diesen wiederum die Wahrnehmung machen, daß die Mähren, gleich ihren slawischen Stammesgenossen, große Farbenfreunde sind. Insbesondere ihr Sonntagsstaat schillert in allen erdenklichen Farben, wirkt aber in seiner Buntheit durchaus nicht verlegend auf den ästhetischen Sinn.

Über Ostrau und Oderberg kam ich nach dreitägiger Abwesenheit sterbensmüde in Ratibor an; nachdem ich mich aber wieder erholt habe, denke ich doch mit Vergnügen an die mährische Walachei zurück und vermisse schmerzlich die gute Waldluft dieses bergreichen Ländchens.

Naturfreunde, die eine ähnliche Reise von Ratibor aus nach der mährischen Walachei unternehmen wollen, tun gut, die vorgeschilderte Tour mit einer kleinen Änderung in umgekehrter Weise zu machen. Mit dem Zuge 5²⁶ erreicht man über Oderberg und Ostrau um 8⁴⁴ Friedek. Die Fußwanderung von hier über Mistek und Zelinkow nach der in wild- und waldreicher Gegend gelegenen großen Ruine Hochwald, zugleich Sommerresidenz des jeweiligen Erzbischofs von Olmütz, beträgt knapp 15 km. Bricht man am nächsten Morgen früh auf, so erreicht man über Frankstadt in vier Stunden bereits den Radhoscht und bergab in viel kürzerer Zeit Roznau. Von Roznau nach Wsetin nimmt man entweder den Weg über Karlowitz unter die Füße, oder man fährt über Walachisch-Meseritsch mit dem Dampfroß dahin.



U n g a r n .

Die Felsenburg Arva-Varalja.

Nur wenige Kilometer von der oberschlesischen Grenze entfernt liegt Oderberg, der bedeutendste Knotenpunkt der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, in die hier auch die Breslauer und Kaschauer Eisenbahn einmünden. Auf letzterer rollt der Zug nach der Hohen Tatra zunächst 50 km, und zwar über Teschen hinaus bis Jablonkau, im Tale der Ostrawiza dahin, das zum Jablonkaupafz emporführt. Es ist dies der leicht zugängliche Sattel der Bestiden, welcher in 550 m Höhe von der Straße nach Ungarn überschritten wird, während die Bahn ihn in einem Tunnel unterfährt. Diesseits der Pafzhöhe liegt Mosty, die letzte Station auf österreichischem Gebiete und das letzte Kirchdorf der großen Breslauer Diözese, jenseits dagegen Esacza, die erste Station im Reiche der Magyaren. Durch das 30 km lange Ríszuczatal erreicht man jetzt Zsolna oder Sillein, von wo die Bahn abwechselnd bald am rechten, bald am linken Ufer der Waag über Ruttka nach Kralowan führt. Zwischen Sillein und Ruttka liegt der Engpafz von Strzeczo, den der Reisende meist im Tunnel durchsauft, ohne einen Begriff von der hervorragenden, landschaftlichen Schönheit der wildromantischen Gegend zu erhalten. Da Fahrtunterbrechungen gestattet sind, sollte es kein Tourist unterlassen, den nur acht km langen Weg von Strzeczo nach Ruttka, der hoch über der die tiefen Schluchten durchbrausenden Waag hinführt, zu Fuß zurückzulegen. Diese Fahrt ermöglicht zugleich den Besuch der beiden malerischen Burgruinen Ovar am rechten und Strzeczo am linken Waagufer.

Bei Kralowan öffnet sich das Tal der reißenden Arva, die mit ihren tiefgrünen Fluten es recht eilig zu haben scheint, ihre mächtigere Schwester, die schöne Waag, zu erreichen. Diese Vereinigung wurde ihr dereinst gewiß recht schwer; denn trotzig türmen sich an ihrer Mündung mächtige Felsen empor und stellen sich ihr, die Fluten eng einklemmend, in den Weg. Ein düsterer Tunnel, dem eine lange Fels- und Flußwildnis folgt, schafft hier seit nicht langer Zeit einer Kleinbahn den Zugang zu dem bisher abgeschlossenen, verhältnismäßig wenigen Touristen bekannten Arva-Komitat.

Der Hauptort des Komitats Miso-Rubin, zu dem die 1700 m hohe Nordwand des Chocz steil abfällt, ist 17 km von Kralowan entfernt, zählt 4000 Einwohner und hat, wie die meisten ungariſchen Städte ſchlecht gepflaſterte Straßen mit meiſt niedrigen, alten Häuſern. Nach halbstündiger Fahrt entlang den vielen Windungen der ſchäumenden Arva gelangt man in die unmittelbare Nähe des tannenumſchloſſenen Märchenſchloſſes Arva-Baralja. Es iſt ein überwältigender Eindruck, den dieſes vielgegliederte Burgſchloß, das auf einem aus der rauſchenden Arva hervorgewachſenen Feſtſtegel tront, auf den Ankömmling macht. Hiſtoriſch berühmt und ſagenumwoben, aus ferner Vergangenheit gut in die moderne Zeit hinübergerettet, iſt es bereits ein beliebtes Ziel der Tatra-Touriſten geworden, und da es ein berg-, wald- und wasserreicher Ort in hochromantiſcher Gegend iſt, nehmen auch Sommerfriſchler hier gern ihren Aufenthalt. Wer aber offenen Herzens einmal hierher gepilgert iſt, den läßt der Zauber nicht mehr los, und gern kehrt er wieder. Schauen doch die Gipfel der Fatraberge von der einen und die Vorberge der Hohen Tatra mit dem 2100 m hohen Bolovecz von der anderen Seite in das landschaftlich ſo ſchöne Tal hinein, und die geſchäftigen Undinen murmeln Tag und Nacht in den klaren grünen Fluten der Arva, die den Schloßfeſen umkreiſt. Der Beſuch des Schloſſes ſteht jedem frei und iſt hochinteressant. Die drei Teile der mit Mauern und Wällen verſehenen Burg liegen über einander, decken ſich gegenseitig und haben in dem Aufſtande des Grafen Töcköly — 1678 das Haupt der ungariſchen Inſurgenten — eine wichtige Rolle geſpielt. Der Urfprung des höchſten und älteſten Teiles der Burg iſt nicht bekannt, aber mutmaßlich zur Zeit der Kreuzzüge als Kapelle aufgeführt worden. Der Zu- und Anbau des mittleren und unteren, ſehr umfangreichen Teiles iſt ſpäter von den jeweiligen Beſitzern erbaut und ausgeſchmückt worden. Aus dem oberſten und höchſten Teile der Burg führt eine ſchmale ſteinerne Treppe zu einem Feſtſenkerker, der eine hiſtoriſche Bedeutung hat. Der König Matthias Corvinus — 1458 bis 1490 — durch Glück und Taten groß, viel gerühmt und gleichwohl tadelnswert, erbitterte durch willkürliche Neuerungen und ungewöhnliche Strenge ſeine eigenen Untertanen. Als dieſes ein aus der Arva ſtammender Biſchof öffentlich tadelte, ließ ihn jener gefangen nehmen und in eine gegenwärtig noch gut erhaltene Niſche der Burg mit den Worten lebendig einmauern: „Tibi in Arva nato, in Arva moriendum est“, d. h.: „In der Arva biſt du geboren, in der Arva mußt du ſterben“. Um das Jahr 1540 wurde das Schloß durch den Palatin von Ungarn, Grafen Georg

Thurzo, bekannt durch seine ruhmreichen Kriege gegen die Türken, in seiner heutigen Größe zu Ende gebaut. Nach seinem 1564 erfolgten Tode kam das Schloß samt der Herrschaft Arva in die Hände seiner sieben Töchter, da männliche Erben nicht vorhanden waren. Laut Testament darf die Herrschaft nicht verkauft werden, sondern es muß das Einkommen derselben an die direkten Thurzoschen Erben, deren Zahl zurzeit gegen 60 beträgt, verteilt werden. Das unvergleichlich schöne Landschaftsbild von der höchsten Zinne des Schlosses, das so fest auf das spiegelnde Wasser und in das wildromantische Tal der Arva herabschaut, vermag den Besucher lange zu fesseln, aber eben so schwer vermag man sich von den wertvollen Schätzen der Archäologie, Zoologie, Botanik und Mineralogie zu trennen, die in einem Teile der Burgräume in musterhafter Ordnung aufgestellt sind und ausschließlich dem Arvagebiete entstammen.

Die erste Teilstrecke der Arvabahn endet in Arva-Baralja und ist 28, die zweite über Turdossin nach Szuchochora 43 km lang und führt an den nördlichen Abhang der Hohen Tatra. Ist der Anblick der Tatra schon von Süden her ein packender, so noch im höheren Grade von der Nordseite, weil da noch eine größere Anzahl von Grats, Klippen, Zacken und Schneefeldern, dicht aneinander gedrängt, zu sehen sind. Im nahen Rosciuskotale mit der mächtigen Quelle des Dunajek fehlt jede Vegetation. Vielfach liegen gewaltige Felsen, die von den überhängenden Grats abgestürzt sind, im Flußbett des Dunajek, und die schroffen, zerklüfteten Felsen zeigen die eigenartigste Formation. Mit einem Gefühle der Angst verläßt man den unheimlichen Ort und kommt eine kleine Stunde später in Zakopane an. Zakopane, prächtig gelegen, ist ein Kurort mit Sommerfrische reicher polnischer Familien, ähnlich wie SchmECKs im Süden der Tatra und Jemhaza in der Tatra für die Geburts- und Geldaristokratie der stolzen Magnaren. Touristen, die Ausdauer und etwas Wagemut besitzen, durchqueren von hier die Tatra in folgender Weise:

1. Tag: „Die sieben Teiche des Gonsieniza, der schwarze Teich, der Zawrat mit seinen Schneefeldern, der Wasserfall Siskawa, die Swistkowska, der große Fischsee“. Es ist dies die Perle der Hohen Tatra, die nach langem Streite endgültig den Polen zugesprochen worden ist. 2. Tag: „Das Weißwassertal, der Müller, der polnische Kamm, das Felsatal unter der 2663 m hohen Gerlsdorfer „oder Franz Josefs Spitze, SchmECKs“. Die Tatra enthält 97 kleinere und größere Seen, die hier Meer-
augen genannt werden. Alle liegen in einer durchschnittlichen

Höhe von 1500 m und nähren sich von geschmolzenem Schnee oder Quellwasser, das über ihnen hervordringt. Die Anwohner glauben sie mit dem Meer in Verbindung und nennen sie Meeräugen, mit denen die See das Festland belauscht. Von Schmecks kann man noch weitere Touren in die Tatra hinein unternehmen, wie solche in jedem Tatraführer verzeichnet sind. In keinen Fall aber sollte man es versäumen, zum Schluß auf dem 19 km langen Klotildenwege an den südlichen Hängen der Tatra über Westerheim und Felső Hagi nach dem unvergleichlich schönen Czorbazee zu wandern, um dann von hier wieder in die deutsche Heimat zurückzukehren.

Die Arva als Sommerfrische.

Mit Beginn des neuen Schuljahres tritt auch die Frage der Ferialerholung sowohl an den einzelnen wie an ganze Familien heran. Ihre Beantwortung wird aus den verschiedensten Gründen oft schwer genug. Vielfach locken die großen Bäder mit ihrer Fülle von Vergnügen so manchen, der dringend der Ruhe, der stillen Erholung bedürfte; darum wähle derjenige, der die knapp bemessene Erholungszeit zu wirklicher Stärkung seiner Gesundheit benützen will, lieber ein idyllisches Stückchen Erde, an dem der Strom der Zeit nicht so nahe vorüberfließt.

Als ein solches ist die noch immer viel zu wenig bekannte Arva mit ihrer Felsenburg Arva-Baralia zu nennen. Die Entfernung dahin beträgt von Oberberg 163 km, eine Fahrkarte 3. Klasse kostet 5,20 Kr. = 4,50 Mk. und die Bahnverbindung bis an Ort und Stelle läßt nichts zu wünschen übrig. Die etwa 6 stündige Fahrt mit kurzer Unterbrechung in Silleim und Aralovan bringt bereits herrliche Landschaftsbilder, die mitunter alpinen Charakter tragen, und entrückt uns mit einem Male dem Alltagsgetriebe, den Alltagsorgen.

Arva-Baralia, ein Adels-Komposseß, ist ein berg-, wald- und wasserreicher Ort in wildromantischer Gegend von Ober-Ungarn, der auf alle Personen, namentlich auf solche mit sitzender Lebensweise, einen höchst günstigen Einfluß ausübt. Eine etwas herbe, aber wunderbar erfrischende Luft umfächelt den Sommerfrischler bei seiner Ankunft. Es sind das die ersten Grüße der Waldberge, die den Ort umgeben. Die Gebäude und das Kirchlein zu Füßen der hochragenden Schloßburg, die kühn bis zum höchsten Felsgipfel emporsteigt, geben dem Dörfchen etwas ungemein Patriarchalisches und Anheimelndes. Ausflüge, nahe und weitere, können von hier aus in großer

Zahl unternommen werden; lauschige Plätzchen im Walde, die sich in voller jungfräulicher Schönheit zeigen, laden zum Verweilen ein und die Arva bietet nervenstärkende Bäder.

In dem geräumigen, herrschaftlichen Gasthause sorgt der Restaurateur Herr Adolf Rosenfeld für die beste Unterkunft und wohl keiner seiner Gäste ist anders als mit dem herzlichsten Wunsche „Auf Wiedersehen“ von dieser komfortablen Stätte geschieden. Ein weiter Speisesaal, bescheidene oder große Salons, saubere und nette Zimmer, aufmerksame Bedienung, vorzügliche Verpflegung bei bescheidenen Preisen, das alles findet man hier. Auch allen Sonderwünschen kommt Herr Rosenfeld in chevalerischer und dabei uneigennütziger Weise entgegen, so daß jeder Besucher Arva-Baralias sich seine Lebensweise und Verpflegung ganz nach eigenstem Belieben und Behagen zu gestalten vermag. Darum schrieb mir auch ein weit- und vielgereister Naturfreund aus Niederschlesien, der im letzten Sommer die Arva besucht hat und neben Gefühl für Schönheit auch Sinn für Humor besitzt: „Arva-Baralia ist das Röstlichste, was ich je gesehen habe an Landschaftsbildern und Herr Rosenfeld der biederste aller jüdischen Gastwirte, dem ich von ganzem Herzen die Gnade der Bekehrung ersuchen möchte. Ich habe dort ungarisch gespeist und getrunken, daß mir der Schlund wie Feuer war und der Kopf rauchte. Aber wohl war mir dabei doch! Und ein Bad in der Arva, die tüchtig angeschwollen war, machte mich bald wieder kühl. Auch die herrliche Fahrt über Also-Rubin durch die schwarzen, wilden Schluchten des Fatragebirges, links das herrliche Massiv des Chocz, war bezaubernd“.

Auch aus meinen nachstehenden Erinnerungsblättern ist zu entnehmen, daß die Arva, speziell aber Arva-Baralia, sowohl als Sommerfrische wie auch als Touristenziel ganz besonders empfohlen werden kann, weil sie viel des Schönen und Interessanten bietet.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 10. Juli.

(Oberschlesische Ferienkolonne.)

Das Arvatal, eines der vielgewundenen Flußtäler der Karpaten, bietet dem Naturfreunde eine Fülle von Ansichten der seltensten Art. Die Gipfel der Fatra schauen von der einen, die wildromantischen Vorberge der hohen Tatra von der anderen Seite in das sagenreiche Tal und in die tiefgrünen Fluten der hastig brodelnden Arva.

Von Kralovan, der am westlichen Ende der hohen Tatra liegenden Station der Kaschau-Oderberger Bahn, läuft die

Kleinbahn an der Nordseite des Tatragebirges bis Sucha Hora mit einer Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde. 28 km von Kralovon die Arva hinauf, erreicht sie den schönen Ort Arva-Baralia mit dem Glanzpunkte der Sehenswürdigkeiten des Arvagebietes, dem aus einem der Arva entstiegene Felsenberge hervorgewachsenen altertümlichen Burgeschlosse. Auf diesem schönen Fleckchen Erde hat sich in diesem Jahre eine Anzahl oberschlesischer Sommerfrischler aus Ratibor und Rattowitz eingefunden. Man sah gestern 12 Oberschlesier in dem komfortabel eingerichteten Hotel Rosenfeld unterhalb des Burgeschlosses in fröhlicher Stimmung beisammen. Es kam dazu Herr Pfarrer Haack aus Sudoll bei Ratibor mit mehreren Reisegenossen und es gab ein angenehmes Stündchen. Für heute morgen lud Herr Pfarrer Haack die Oberschlesier zu einer Andacht in die Kirche ein, der die Eingeladenen gern folgten. Einer der Sommerfrischler übernahm das allerdings schon etwas arg ausgeorgelte Harmonium und begleitete einen andächtigen Gesang der Erschienenen. Des Besuches werden sich die Ratibor-Rattowitzer Sommerfrischler für immer gern erinnern.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 17. Juli.

(Saure Wochen, frohe Feste.)

Endlich ist schönes Wetter eingetreten und gestattet den vollen Genuß der reizenden Gegend. Die klaren, grünen Fluten der Arva glitzern im Sonnenscheine und von den Bergen schallen vom frühen Morgen an die schrillen Jodler der Hirten und Hirtinnen, hier und da sekundiert ein melancholisches Lied einer fleißigen, fröhlichen Bergjungfrau. Das Dorf liegt in feierlicher Stille; das Beamtentum sinnt und schreibt im wohl-durchlüfteten Bureau, der Kellner lugt vom Balkon aus, in der Richtung zum Bahnhof, auf Ankunft von Touristen hoffend, die eigentlichen Bewohner des Dorfes sind aber fast sämtlich hoch oben in den Bergen beim Heu-Trocknen. Mit Rind und Regel, wie zu schönem Feste ausgestattet, eilen sie am frühen Morgen zu den Bergwiesen, um erst heimzukehren, wenn das trockene Heu heimgebracht wird. Arbeit voll Schweiß und Müß, aber auch voller Segen und Erfrischung für das Herz. Wie freundlich klingt der Gruß von Mann und Maid, die zu schwerer Arbeit vorüberereilen, wenn sie uns Fremden begegnen, wie erfreut sind sie über jedes freundliche Wort, das von uns an sie gerichtet wird. Rarg ist die Nahrung, dürftig, doch sauber und nett die Wohnung und schwer die Arbeit, aber heiter das Gemüt, dienstbereit die Hand und ehrlich der Sinn. Ganz ohne

Sorge für Person und Habe kann der Fremde Berg und Flur durchstreifen. Und wenn der Sonntag kommt und auf grünen Rasen unter schattigem Baum Baß und Geige die ungarisch-leidenschaftliche oder die slovenisch-lustige Tanzweise anstimmt, dann faßt der Suchajek im Sonntagshut mit frischem Strauß die fesche Suchajta um die Hüfte, sie ihn an den Schultern und im Wirbelschwünge dreht sich Paar an Paar fast ohne von der Stelle zu rücken nach den Wirbelklängen der Saiten, bis die Musik eine Pause macht. Der Schweiß tropft von Wange und Armel, die Brust hebt und senkt sich; aber so wie die Musik wieder einsetzt, wirbelt auch die ganze Tanzgesellschaft von schaulustigen älteren Frauen und Männern und von schon tanzlustigen Kindern umstellten und umhüpften Kreise.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 21. Juli.

(Bären und Wildschweine.)

Bären kommen in den Karpathen nicht mehr oft, Wildschweine aber noch häufig vor. In der Gegend von Arva-Baralia ist vor 2 Jahren ein großer Bär erlegt worden; seitdem waren Bärenspuren nicht zu merken. In diesen Tagen ist aber zum Schrecken der Hirten der ganzen Gegend wieder ein gewaltiger Pez in den dichten und schwer zugänglichen Wäldern des nahen Minczol aufgetaucht, der in vergangener Woche schon 2 Kinder zerrissen und in Felsenschluchten geschleppt hat. Es hält sehr schwer, dem Untiere in dem Terrain, das es sich zum Aufenthalte gewählt hat, beizukommen, und alle Bemühungen der hiesigen als Jäger auf Hochwild sehr erfahrenen Forstbeamten, den unfreundlichen Waldgast zu erlegen oder in eine Falle zu locken, waren bis jetzt vergeblich. Freitag nachts hat er wieder vor den Augen der erschreckten Hirten einen Ochsen überfallen und unter fürchterlichem Schmerzgebrüll des überfallenen Tieres dasselbe in Stücke zerissen. Einen großen Teil des Fleisches schleppte er in eine nahe Felschlucht, wo es die Hirten am nächsten Morgen fanden und — zum großen Arger der Jäger — mitnahmen. Die Jäger sind der Meinung, daß es wahrscheinlich gelungen wäre, den Räuber zu erlegen, wenn es die Hirten über sich gebracht hätten, das Fleisch liegen zu lassen. Erfahrungsmäßig kehrt der Bär an die Stelle, wo er die Beute geborgen hat, zurück, um sie zu holen. Wäre den Jägern von den Hirten bald Mitteilung gemacht worden, so konnte die Jagd gelingen. So aber wird noch manches Kind verschmerzt werden müssen. Übereinstimmend versichern uns die Jäger, daß die Bären

den Menschen furchtsam aus dem Wege gehen und Kämpfe mit denselben nach Möglichkeit meiden. Während die Bären für die Herden der Gebirge, sind die Wildschweine, die in hiesiger Gegend noch zahlreich vorkommen, für die Feldkulturen gefährliche Nachbarn. Die Wildschweine sind aber leichter zu erlegen. In vergangener Woche gelang es, ein Kapitalstück zu schießen und ein guter Bissen davon durfte auch in die Pfanne der oberschlesischen Ferienkolonisten wandern. Vielleicht kommen wir auch zu einem Bärenschinken.

Arva-Barasia in Ober-Ungarn, 24. Juli.

(Die Volkspoesie der Slowaken.)

Die Mitglieder der oberschlesischen Ferienkolonie fühlen sich hier recht glücklich, weil allen die frische Bergluft und die naturgemäße Lebensweise vorzüglich bekommt. Bei den häufigen Exkursionen in die Umgegend und die das Tal einschließenden und zum Teil mit prächtigen Nadelholzwaldungen bestandenen Berge bereitet ihnen besonders der herrliche Ausblick auf die schneebedeckten Spitzen der Tatra und das wild zerklüftete Rohacz-Gebirge (2200 m), sowie das Studium der eigenartigen Sitten und Gebräuche der zwar armen, aber mit ihrem Lose zufriedenen Bevölkerung, große Freude. Die liebe Not guckt den Leuten zwar oft genug zum Fenster hinein; aber dennoch ist allen die Liebe zur Musik und zum Gesange ans Herz gewachsen, und alle wichtigen Ereignisse entströmen ihnen wieder in schlichten Liedern. Es zeigt sich dies besonders in dem großen Reichtum an volkstümlichen Liedern, die in Haus und Hof, in Feld und Alm erklingen und höchst charakteristisch für das Denken und Fühlen des Slowakenstammes sind. Was dem Volke vor allem im schweren Kampfe um das ärmliche Dasein frischen Mut erhält, das ist ein inniges Vertrauen auf Gottes Fürsorge. In zuversichtlicher Überzeugung, daß Gott dem redlichen Streben immer wieder zum Gelingen verhilft, stimmt er ergebnisvoll den Vers an:

Boze moj, Boze moj z mysokeho neba,
Red' se mi dal zubn, daize mi aj chleba.

(Guter Gott im Himmel, du gabst mir das Leben,
Du gabst mir die Zähne, wirfst auch Brot mir geben.)

Neben dem Gottvertrauen ist es das heitere Gemüt, das fröhliche Liedchen, das die Arbeit erleichtert, die Mühe vergessen macht:

Robota, robota, na caly den jej mam,
Nechce sa mi robít, ak przitom nespiwam.



Schloß mit Kirche in Eisgrub. (Text Seite 18.)

(Wohl die Hände regen muß ich spät und frühe,
Doch wenn's Liedchen klingt, ach! ich nicht der Mühe.)

Seiter ist besonders die Jugend. Man gönnt ihr die froh-
lichen Tage, denn ist erst der Hausstand begründet, dann beginnt ein
ernstes Dasein mit Arbeit, Mühe und Beschränkung auf das
häusliche Leben. Wie ernst diese Beschränkung für Jungfrau
und Jüngling wird, zeigen die Strophen:

Red sa dziemca wyda, jako be umrelo:

Jako by ho niŕdy na swate nebelo.

Red sa suhat zami, jako by so topil:

Jako by tu ſtalu do modicku hodil.

(Wenn das Mädchen freiet, scheidet es vom Leben,
Als hätt's nie die schöne Welt für sie gegeben;
Wenn der Jünglin freiet, als wenn er ertränke,
In der Arva-Wellen wie ein Stein versenke.)

Das herzinnige Verhältnis zum schönen Liedchen und die
Wertschätzung des Gesanges wird recht lieblich geschildert, wenn
die Jungfrau anstimmt:

Piesne moje, piesne, werwas mnoho mam

Weru was ja wsatky do mej truhly ſhowam,

Rtora je najkrasjsia, na werch ju polozim,

Red ma muz nabije, pred nehe predlozim.

A ked si ja budem dietatu spiewati,

Budem ſie po jednej z truhle weberati.

(Liedchen, schöne Liedchen will ich mir auch sparen,

Und in meiner Truhe sorglich sie verwahren.

Und das allerschönste will ich oben legen.

Will der Mann mich schlagen, halt' ich's ihm entgegen.

Soll ich einst die Kindlein in den Schlummer singen,

Eines nach dem andern aus der Truhe bringen.)

Daß man auch schalkhaft werden kann, beweist das
Liedchen:

Pojdem do koſtola, ſadnem ſie pod obraz:

Podrzem raz na obraz, na milego ſto raz.

(Geh' ich nach der Kirche, s' Aug' das Bild bewundert

Einen Blick zum Bilde, zum Geliebten hundert.)

Heiratsbureaus gibt es noch nicht unter diesem Naturvolke,
weil aber auch hier die Mädchen sich loslösen wollen von der
Abhängigkeit des Elternhauses, um einst segensbringend als selbst-
ständige Frauen zu wirken, suchen sie durch fleißige Arbeit die
Aufmerksamkeit der jungen Männer auf sich zu locken:

Pleje dzievca, pleje, majeranik pleje:

Co jeden vypleje, slizami poleje.

Pleje dzievca, pleje, od kraja do kraja,
Azda si vypeleje švárneho suhaja.

(’s jätet ’s Mädchen, ’s jätet Majoran es jätet,
So wie es gejätet, mit Tränen es dann betet.
’s jätet ’s Mädchen, ’s jätet, von Anfang bis zum Ende,
Bis es sich erjätet den Liebsten in die Hände.)

Ist aber der Vorhang über das bisherige Leben der Jungfrau gefallen, und erfüllt sie später als Gattin und Hausfrau ihre schwere Pflicht, dann denkt sie zuweilen zurück an die sorglose Jugendzeit und singt wehmuthsvoll:

Smutne slawik spiewa w klatke wlapany,
Ked sa wzpomeni na hâjik zeleny.
Veru si i ja tak nevesele spiewam,
Ked sa na predeslé casy wzpominam.

(Traurig ’s Lied der Nachtigall im Käfig erschallt,
Wenn sie gedenkt der frohen Zeit im grünen Wald.
Auch meine Lieder klingen nicht erfreulich mehr:
Erinnerung an die Jugendzeit stimmt trüb mich sehr.)

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 25. Juli.

(Ein Bär erlegt.)

Unseren letzten Bericht über das Auftauchen eines großen Bären am Minczol in unserer Nachbarschaft haben wir heute dahin zu ergänzen, daß nicht ein einzelner Bär, sondern offenbar eine ganze Bärenfamilie an dem genannten Berge Aufenthalt genommen hat. Der Dorfrichter Josef Matlak aus der angrenzenden Ortschaft Also-Dehotka, ein als besonders tüchtiger Schütze bekannter ehemaliger Jeger, dessen Vieh auf den Almen des Minczol weidet, und sein Sohn, ein in Bazrema angestellter Jeger, beschloßen, in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag dem Viehräuber nachzuspüren. Sie nahmen Anstand an einer Stelle, die als Wechsel der Bären galt, und lauerten. In der Morgendämmerung hörten die beherzten Schützen in der nahen Dichtung ein verdächtiges Geräusch; sie spähten scharf und erblickten drei dunkle Gestalten, die aber das Pulver witterten und schnell die Flucht ergriffen. Der Bär hat bekanntlich eine bewundernswerte Spürnase. Der jüngere Schütze feuerte rasch, und die Kugel erreichte einen jungen Bären. Der große Bär, jedenfalls die Bärenmutter, und der junge Bär entkam. Das erlegte Tier hatte ein Gewicht von $1\frac{1}{2}$ Zentnern; es wurde der Oberförsterei Barmicza, in deren Revier es getroffen wurde, abgeliefert. Unser Wirt, ein ehr- und glaubwürdiger Forstverwalter von 74 Lenzen, versicherte uns, daß die Bärin mit ihren Jungen

nicht des Viehraubes wegen ausgegangen war, sondern ihre Kinder in der hellen Mondnacht nur spazieren führte, denn den Viehraub für die Bärenfamilie besorgt der Bärenvater. Nach dem Gewichte des erschossenen Tieres zu urteilen, war dasselbe schon über ein Jahr alt. Dieser Jagderfolg hat die Heger der Umgegend in erhöhte Aufregung versetzt; es wird wohl in der nächsten Zeit gelingen, auch den übrigen Bären beizukommen. Auf einem Ausfluge nach dem benachbarten Grustin am Donnerstag Morgen hat uns der genannte Dorfrichter, der eben von dem Anstande heimkehrte, die Tatsache selbst berichtet. An ihrer Wahrheit ist nicht zu zweifeln.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 28. Juli.

(Grustin und Wanowka.)

Jenseits des Maguaraberges, von uns aus nach Norden zu, beginnt die weilige Talmulde, welche die Zentralkarpaten von den höchsten Teilen der Ostbestiden, der Pilsko- und der Babia-Góra-Gruppe scheidet. In einer Breite von vier bis fünf Meilen zieht sie sich von Südwest nach Nordost, von den südlichen Ausläufern der Bestiden bei Rajcza Ujsol zur hohen Tatra hin. Hier sammeln sich die Bäche, welche weiter östlich mit ihren Wässern die Arva verstärken; im fernerer östlichen Teile beginnt das Gebiet des Dunajec. Es hatte einen Reiz für uns oberschlesische Ferienkolonisten, diese Talmude aufzusuchen. Von Arva-Baralia führt ein Fahrweg zwischen der Minczol- und Maguara-Gruppe in nördlicher Richtung über die Paßhöhe des Prýslop nach dem 8 Klm. entfernten, ziemlich großen Kirchdorfe Grustin, dem höchsten Orte Ober-Ungarns. An dem gut gepflegten, tiefschattigen Kirchhofe von Arva-Baralia vorbei, den einige schöne Grabdenkmäler schmücken, darunter ein Obelisk am Grabe einer vornehmen jungen Dame, die vor einigen Jahren aus Liebesgram freiwillig in den Tod ging, steigt die Straße etwa 6 Klm. lang fortgesetzt aufwärts, stellenweise in weit ausbiegende Kurven geschlängelt, und gestattet recht schöne Ausblicke. Auf der Paßhöhe angelangt, schaut man mit Vergnügen, wie der Wetterberg der Goralen, die Babia-Góra, den beiden Wetterpropheten der Slowaken, dem Chocz und dem Minczol, kühn ins Gesicht sieht, als ob sie sagen wollte: „So gut wie Herr Falb, prophezeien wir auch. Haben wir schönes Wetter, so regnets weder bei den Goralen, noch bei den Slowaken.“ Beim Absteigen gewahren wir im Tal der weißen Arva eine größere Anzahl von Dörfern und die Städte Loecka und Namesto, beide nicht mehr fern von der galizischen Grenze. Jenseits des weiteren

Tales erheben sich mächtig der Pilsko und die Babia-Góra mit dem Badeorte Polhora am Südbahange. Lokca ist für Ober-Ungarn besonders durch seine bedeutenden Ochsenmärkte von Wichtigkeit. Tausende von mächtigen Tieren mit gewaltigen spitzen Hörnern werden da am Markte zum Verkaufe ausgebaut. Aus weiter Ferne kommen die Käufer, und in großen Scharen werden die breitgestirnten, düstern Gestalten vom Markte nach den Bahnstationen getrieben. Grustin bietet an sich nur das Bild eines einfachen oberungarischen Dorfes fast ohne Schornsteine. Nur wenige Häuser haben diese Rauchableiter, die hier noch als Luxuseinrichtung gelten. Im Gasthause der Frau Strauß findet man saubere und gute Unterkunft. Die Familienmitglieder überboten sich förmlich in freundlichem Entgegenkommen und in Gefälligkeiten. Sie geleiteten uns nach dem nahen Orte Banovka, einem der einsamsten Gebirgsdörfchen Ober-Ungars. Wir sahen zunächst nur ein Kirchlein auf einem Hügel und einem angrenzenden recht schlichten, aber pietätvoll gehegten, von einem kühlen Wäldchen schöner Lärchenbäume beschatteten Friedhof. An dem Kirchlein angelangt, sahen wir plötzlich in dem unten sich hinziehenden Grunde das Dörfchen, von dem man sagt, daß dort der Morgenruf des Hahnes 2 Stunden später erschalle, als in den Nachbarorten. Es soll schon Jahre gegeben haben, wo nicht ein einziger Todesfall vorgekommen ist, so gleichförmig und ungestört verläuft hier das Leben. In Grustin machten wir auch die Bekanntschaft mit dem Straßenkommissär Szkiezak aus Namesto, einem durch seine Jagdabenteuer weit bekannten Nimrod, der mit seinen zwei großen, besonders abgerichteten Bolldoggen einen Jagdzug auf die Bären im Minczol unternehmen wollte. Szkiezak, ein Sohn des früheren Badebesizers von Polhora, war nach dem deutsch-französischen Kriege Schüler des Ratiborer Gymnasiums und bei dem damaligen Religionslehrer Dr. Grimm in Pension. Mit großer Freude erzählte uns der Kommissär manch lustigen Streich aus seiner Gymnasialzeit und von den weiten Fußtaturen seines verehrten Lehrers, die er so häufig in Gesellschaft mit dem Gymnasialprofessor Ringel gemacht hat.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 30. Juli.

(Ausflug nach Ratibor.)

In der nächsten Nähe liegt ein liebliches, von dichtbewaldeten Höhen eingeschlossenes Thal, das auffälligerweise Ratibor heißt und am frischen Morgen schon öfters das Ziel der ober-schlesischen Ferienkolonisten war. Nicht weit hinter der an

Der Urva steil emporragenden „skalka“ mit ihrer prächtigen Aussicht biegt man von der Fahrstraße, die nach Also-Rubin führt, rechts ab und schreitet eine halbe Stunde lang auf weichem, mosigem Boden durch den flüsternden Wald. Hart am Wege rauscht ein Bächlein in tiefem Grunde eilig der Urva zu und in dem saftigen Grase seiner steilen Ufer wachsen recht üppig die schönsten Frühlingsblumen, die im Flachlande bereits längst verblüht sind. An einer Stelle, die einen Ausblick nach einer Alm gewährt, sieht man in beträchtlicher Höhe eine Sennhütte und unweit davon eine Herde grasender Bergschafe mit ihrem slowakisch gekleideten Hirten und seinem treuen Begleiter, dem weißen Wolfshunde. Plötzlich weitet sich das enge Tal und idyllisch liegt in tiefer Waldeinsamkeit ein im Schweizerstyl erbautes Jägerhaus, hinter dem der Aufstieg zu dem jetzt gut sichtbaren Minczol beginnt, auf den zuweilen Bärenfamilien in die Sommerfrische kommen. Freundlich werden wir von der Jägersfrau aus „Katibor“, der Butter- und Milchlieferantin unserer Frauen, begrüßt; und ist ihr grauhärtiger, wetterfester Chemann erst von der Frühpirsch zurückgelehrt, dann erzählt er seinen Gästen gern und in unterhaltender Weise von seinem Leben im Walde und seinen Abenteuern mit wilden Sauen und Bären. Unterhalb der Veranda, auf der uns Milch, Butter und Brot aufgetischt wird, liegen mehrere Wasserbehälter, die vom vorüberfließenden Gebirgsbächlein gespeist und in welchen Forellen aufgezogen werden. Sie sind wenig scheu und zeigen sich auch dann, wenn wir nah herankommen, um uns an ihren schillernden Farben zu erfreuen. Doch die Zeit drängt. Mit Marschgesang wird in fröhlicher Stimmung der Rückzug angetreten, um noch rechtzeitig in unserer reizenden Villa unterm Felsenschlosse zum Mittagessen einzutreffen.

Urva-Baralia in Ober-Ungarn, 1. August.

(Ausflug nach der Luxusommerfrische Fenyöhaza.)

Vor tausend Jahren, als Europa die Naturschwärmerei noch nicht kannte, sicherten sich die praktischen Magnaten die fruchtbaren Ebenen an der Donau und Theiß und die Slowaken, die Urbewohner des Landes, wurden in die Gebirgsgegenden des Nordens zurückgedrängt. Daraus erklärt es sich, daß die bedürfnislosen Slowaken jetzt einen der großartigsten Erdenflecke bewohnen, der an Naturschönheiten mit der Schweiz zu vergleichen ist. Von Tannen und Fichten befränzte Berge, zwischen welchen sich von rauschenden Bächen belebte Schluchten

meilenweit hinziehen, mit Tälern, die sich zu prächtigen Blumenwiesen erweitern und eine Augenweide für den Botaniker sowohl als auch für den Laien sind, welcher Sinn für die herrlichen Kinder Floras hat, ergözen das Auge, dazu eine Luft von idealer Reinheit: harzig, duftig, balsamisch. Überaus reich ist auch der Boden an Quellen aller Art, zum Trinken, wie für den Heilgebrauch, so daß, wenn einzelne Komitate Nord-Ungarns, wie die Arva und Liptau, im Auslande gelegen wären, sich Sommerfrischen und Kurorte die Hände reichen würden. Der Anfang ist allerdings gemacht, indem der Ackerbauminister in Fenyőhaza, von hier mit der Bahn in zwei Stunden zu erreichen, eine Luxusommerfrische etabliert hat, die eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist und gestern von uns besucht wurde. — Fenyőhaza, (Fichtenhain), vor einigen Jahren noch Dorf Lubochna, ist eine Station der Kaschau-Oderberg Eisenbahn, 146 km von Oderberg auf Poprad zu. Der Bahnhof liegt an der Waag, die hier etwa 50 m breit fließt. Wenige Minuten vom Bahnhof beginnen die Villenanlagen von Bad Fenyőhaza und ziehen sich im herrlichen Waldtale der Lubochna, die in beängstigendem Sturzlaufe nordwärts zur Waag rauscht, am Ost- und Westabhange der über 1000 m hohen, von unten bis oben mit dunklen Fichten dicht bestandenen Seitenberge talaufwärts gegen Süden, wo das Tal durch eine ebenfalls 1000 m hohe, dunkle Fichtenwand abgeschlossen erscheint. Durch die Mitte des Ortes führt der Kommunikationsweg, zu beiden Seiten, dicht unterhalb der Villenbaue, sie zwei schöne Fahrwege neu angelegt, die im wesentlichen nur zu Spaziersfahrten der vornehmen und reichen Bewohner der herrlichen Villen dienen. Die Plätze, an denen die Villen stehen, sind meist mit hochromantischem Sinn ausgesucht. Mit der Schönheit der Natur wetteifert der feinste architektonisch-künstlerische Geschmack des Menschen. Vor den Villen prächtige Gartenanlagen, hinter den Villen, bergaufwärts, die buschigsten Promenadengänge, im Tale Parkanlagen und Lawn-Tennisplätze durch meterhohe Drahtzäune begrenzt. Stellenweise mußten erst hohe Steinmauern die Berggelände abschließen, ehe die Villengärten angelegt werden konnten. An das Hotel der Badeverwaltung lehnen sich die Badeeinrichtungen, recht sauber ausgestattet. Auch eine schöne Schwimmschule von dem kristallklaren, grünen Wasser der Lubochna gespeist, befindet sich am Orte. Überall eine innige Vermählung von tannenumsponnenen Bergen und hellem Wasser. Gegen Norden erscheint, wenn man sich am Orte befindet, derselbe ebenfalls abgeschlossen und zwar durch die am rechten Ufer der Waag aufsteigenden Felsberge der niederen

Fatra. Der Aufenthalt in Fennyöhaza ist jedenfalls hochinteressant, aber zunächst für Leute berechnet, die sich es leisten können. Die Zahl der Bissen beträgt gegenwärtig 35, durchweg moderne Prachtstücke, die sich den Bauten in Schmecks, in Berchtesgaden oder dergleichen nicht unterzuordnen brauchen.

Arva-Baralia in Ober-Ungarn, 4. August.

(Heimkehr.)

Die obererschlesische Ferienkolonne rüstet sich zur Heimkehr. Die Tage der Arbeit beginnen, und so heißt es denn: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Tristen, ihr traulich stillen Täler, lebet wohl“. Es geht wieder zwischen die Häuserreihen der Städte, den Bergquell muß wieder der Leitungshahn ersetzen; der in den Bergfrischen neu belebten Kräfte warten des Dienstes ewig gleichgestellte Uhren und das Interesse für Felsgipfel und Bärenschlupfwinkel muß wieder der Sorge für Amt und Haus weichen. Das Bild der großartigen Arvaaburg, die uns wochenlang von fernen Tagen der Vergangenheit, von gewaltigen Taten alter Zeit erzählte, wird durch nochmaligen Besuch ihrer Anlagen und Denkwürdigkeiten aufgefrischt; dann geht's zur nahen Bahnstation. Gestern noch hat uns eine fröhliche Schar von Sängern aus Ruttka, begleitet von einer großen Zahl ungarischer Frauen und Mädchen im feschen Kostüm, von einer Gloriette der Burg herab empfindungsvolle ungarische Weisen vorgetragen, bei denen wir nur zu bedauern hatten, daß wir ihre ungarischen Texte nicht verstanden. Arva-Baralia ist nicht nur für die näheren, sondern auch für fernere ungarische Orte ein beliebtes Ziel für Sonntagsausflüge. Sogar eine größere, fröhliche Gesellschaft aus Teschen in Schlesien erschien an einem Tage mit einem Extrazuge, der hier von den Damen für die Rückfahrt mit frischfarbigen Blumen prächtig ausgeschmückt wurde. Das schnaubende Dampfroß nahm sich in den Büschen von Feldrosen und klatschrotem Mohn, der hier am Tage die Felder rötet, ganz allerliebste aus. Selbst die Entelin Sr. Majestät des Kaisers von Österreich Elisabeth von Seefried, traf wiederholt hier mit ihrer Begleiterin, der Baronin Wiedemann, von Rosa-Hegy zu Wagen oder zu Roß ein, um die Naturschönheiten zu genießen und der Küche des Gastwirtes Rosenfeld Ehren anzutun. Die reißende, hier schon etwa 50 m breite Arva, hat sich gestern noch einmal, ohne daß es am Orte regnete, recht vollgetrunken gezeigt; mächtige Gewitter an ihrem Quellengebiete verwandelten noch einmal vor unserer Abreise ihre schönen, tiefgrünen Wellen in gelbtrübe Fluten; sie sieht

heute noch so aus, wie unsere Oder gewöhnlich. Wir haben natürlich nicht unterlassen, unser abgelaufenes Schuhwerk hier durch gutes neues zu ersetzen, und so hoffen wir, in jeder Beziehung wohl restaurirt, unsere Heimat wieder zu erreichen.

Ein junger, lieber Freund, Herr P. N. aus Kuda, der mich auf einer Tour nach der Hohen Tatra in der Arva besucht hatte, und dem das Dichten nicht schwer fällt, erfreute mich bei meiner Rückkehr mit dem nachstehenden Poëma.

Ich schüttelte den Altenstaub
Vom Fuß, der mich gequält
Und eilte zu dir, Arva, hin,
Von der mein grauer Freund voll Lust
Mir oft beglückt erzählt.
Erstaunt sah ich das weite Thal,
Dem du den Namen gibst,
Die grünen, waldbedeckten Höhen
Und das Kastell an deiner Brust,
Das du vor allem liebst.
Die Burg erzählt dem jungen Volk,
Das hier zur Kirche zieht,
Von einem starken Mitterstamm,
Der Väter Schrecken einst und Trub
Dem nie ein Feind entflieht.
Ich liebe heiß dich, stilles Thal,
Wie meinen Freund ich lieb.
Zu rasch verging in dir die Zeit.
Zurück ging's mit erfrischem Blut,
So gern ich sonst auch blieb.
Nun grüße ich vom Vaterhaus
Dich, schönes Arbatal.
Ich denke dein so oft der Benz
Erwacht im Busch und in der Brust.
Wir sehn uns noch einmal!

Fenyőhaza, die Luxus-Sommerfrische in der Fatra.

I. Die Sommerfrischler lieben ebenso wie andere Menschenkinder die Veränderung, und daher mag es wohl auch gekommen sein, daß die Mitglieder der oberschlesischen Ferienkolonie, die sich im vorigen Jahre im wildromantischen Arbatale festgesetzt hatten und die Umgebung der Felsenburg Arbavatalja nicht genug verherrlichen konnten, jetzt andern Sinnes geworden sind und für die bevorstehenden Ferien der Luxus-Sommerfrische Fenyőhaza zum Aufenthalt gewählt haben. Hier wölbt sich wieder ein andrer schöner Himmel und grünt eine andere schöne Erde, und weil es dazu ein von frischer, prickelnder Berg- und Waldluft umfächelter und von einem weißschäumenden Bergwasser, der Zubochna, durchflossener Klima-

tischer Ort ist, entschied sich die Mehrzahl für das zwischen bewaldeten Bergen prächtig eingebettete Fenyöhaza, die „Minorität“ hatte sich aber, wie dies üblich ist, der „Majorität“ zu fügen.

Die Reise nach unserer herrlichen Sommerfrische Fenyöhaza wurde von einzelnen Mitgliedern, weil es diesen die Umstände erlaubten, bereits vor Beginn der Schulferien angetreten und dadurch ist dieser Bericht auch schon jetzt ermöglicht worden. Fährt man ⁹⁴⁰ oder ¹¹¹⁵ von Oberberg aus mit dem Kaschauer Zuge nach der Tatra zu, so gelangt man zunächst über Karwin und Teschen in das liebliche Pomnatal und kommt dann durch eine schöne Berglandschaft hinauf zum Jablonkaupäß, in dessen Nähe noch die von den Preußen im zweiten schlesischen Kriege aufgeworfenen Schanzen zu sehen sind. Etwa 2 Stunden später erreicht man über Sillein und Ruttkä die romantisch gelegene Station Kralovan, wo sich eilenden Laufes die Arva mit der Waag vereinigt. Nur noch 5 Kilometer stromaufwärts entlang des steil abfallenden 1250 m hohen Sipp, und das so schnell emporblühende Fenyöhaza, Fichtenheim, ist erreicht.

Der Bahnhof von Fenyöhaza liegt dicht am rechten Ufer der Waag und sämtliche Schnell- und Personenzüge halten hier an. Die Waag ist zwar breit, aber für gewöhnlich nicht tief. Nach Regengüssen dagegen schwimmen eine Menge Flüsse, geschickt aus den Stämmen der herrlichen Wälder ineinander gefügt, stromabwärts und tragen den Reichtum des Landes in holzarme Gegenden. Über eine lange Brücke gelangt man zunächst in die kleine Ortschaft Lubochna, und angrenzend beginnen die unvergleichlich schönen Villenanlagen von Fenyöhaza inmitten einer Vegetation von herrlichen Nadelhölzern und zu beiden Seiten an den Bergwänden der brausenden Lubochna erbaut, die in schäumenden Raskaden zu der nahen Waag eilt. 10 Jahre sind es her, als der damalige Ackerbauminister den Plan faßte, hier einen prächtigen Erholungs- und Lustkurort für die ungarische Magnatentafel und Geldaristokratie zu schaffen, und dies zu ermöglichen, war nicht zu schwer, weil das gesamte Areal der Umgegend — 15,000 ha — ärarischer Besitz ist und namhafte Ärzte die Wald- und Bergluft dieser Gegend für eine Quelle der Gesundheit erklärten. Was nun echte Begeisterung und der Unternehmungsgeist reicher Leute hervorzubringen imstande ist, läßt sich aus der erstaunlichen Umgestaltung bewundern, das in kurzer Zeit ein armseliges, oberungarisches Gebirgsdorf erfahren hat und an dessen Urzustande früher nie gerührt worden ist. Mit dem Aufwande von Millionen ist Fenyöhaza vom Königl. Ungarischen Aerar

ins Leben gerufen worden, und wiederum sind es Millionen, welche für die im modernsten Villenstil ausgeführten Prachtbauten verausgabt worden sind. Die Zahl der Villen beträgt bereits über 30 und noch immer herrscht an allen Punkten der grünen Waldgehänge eine rege Bautätigkeit. In diesem Sinne ist nun Fenyöhaza wirklich eine Luxusommerfrische einzig in ihrer Art, bei der ein starker Anteil heimatlichen Stolzes mit im Spiele ist.

Der Besuch von Fenyöhaza kann daher jedem Tatrareisenden aufs beste empfohlen werden und läßt sich auch leicht ausführen, weil die Direktion der Kaschau—Oberberger Eisenbahn sich seit kurzer Zeit zu wichtigen Zugeständnissen für die deutschen Touristen entschlossen hat, indem sie Rückfahrkarten mit 45 tägiger Gültigkeit nach Poprad-Felka und den Gzorba-See ausgibt, die eine Fahrtunterbrechung in Fenyöhaza gestatten. Solche Rückfahrkarten werden auch in Breslau, Beuthen, Gleiwitz, Rattowitz, Königshütte, Oppeln, Randzin und Ratibor ausgegeben. Der Preis einer solchen Rückfahrkarte von Ratibor aus kostet 3. Klasse 11,90 Mark.

Wenn nun auch die Welt überall schön ist, wo sie ein hoffnungsvolles, heiteres Auge ansieht, so findet man doch selten ein so wildromantisch und dabei auch idyllisch gelegenes Stückchen Erde wie in Fenyöhaza, der herrlichsten der Sommerfrischen in Ober-Ungarn.

II. Einige Tage hindurch herrschte hier ein reges, sommerliches Leben, denn vorige Woche hatte sich ein Ferientlima eingestellt, wie es der nach Naturschönheiten hungrige Städter nur wünschen kann. Daher war auch Sonntags im Garten bei Herrn Jahn das Zigeunerkonzert gut besucht; selbst Herr Baron Seesried und seine hohe Gemahlin Elisabeth, die Enkelin Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, waren von Rosahegy dazu herüber gekommen. Leider ist aber seit vorgestern das schöne Wetter durch anhaltenden Regen beeinträchtigt worden, das aber wohl bald wieder abblühen wird. Die meisten der eingetroffenen Gäste sind alte Bekannte aus früheren Jahren und kennen bereits die Vorzüge der hiesigen Sommerfrische, weshalb sie so gern wieder herkommen.

Vom Fenster des dahinsausenden Zuges bewundert wohl mancher Tatrareisende die hochgelegenen Prachtstücke der Villen mit der dunklen Fichtenwand dahinter, und wer von ihnen die Fahrt unterbricht, um Fenyöhaza vorübergehend zu besuchen, staunt dann auch noch über die Parkanlagen und Lawn-Tennisplätze zu beiden Seiten der brodelnden Lubochna, über die hohen Steinmauern, welche die Berggelände abschließen, über die sorg-

fältig gepflegten, prächtigen Gartenanlagen vor den Villen und die buschigen Promenadengänge hinter denselben; aber welche Wunder der Natur sich in den stillen Seitentälern der Waag und Lubochna aufbauen und was Mutter Natur auf den umliegenden Bergen bietet, das lernt man erst recht kennen und schätzen, wenn man schon längere Zeit hier gewohnt hat. Allerdings sieht man keine mit Schnee und Eis bedeckten Gipfel, dagegen wohin man nur blickt, vor sich und hinter sich, schwarzgrüne waldbestandene Berge und weiter aufwärts neue Wald- und Bergkuppen wie Riesenteppiche mit Millionen eingewebter Wipfel. Tritt man hinein in die nahe grüne Fichtenwildnis, die oberhalb der Villen am rechten Ufer der Lubochna liegt, dann umflutet uns erquickend eine durch die Sonnenstrahlen hervorgelockte kräftige Harzluft. Wandelt man auf einem der vielen kunstvoll angelegten Waldpfade eine Stunde lang nach Süden zu, dann lichtet sich plötzlich der Wald und auf blumiger Wiese am jenseitigen Ufer der Lubochna, über die ein Steg führt, erscheint das Forsthaus Gutti. Aus den Fenstern des einsam gelegenen Forsthauses blicken vielfarbige Topfblumen in die stolze Bergwelt hinaus und in dem Gärtchen davor stehen Nelken und Levkojen sowie eine Anzahl blühender Rosenstöcke, die eine Augenweide für jeden einzelnen sind, der hier einkehrt. Es ist dies täglich am frühen Morgen unser Ziel, um dort auf der weinumsponnenen Veranda das von der freundlichen Frau des Försters Batskor zubereitete Frühstück zu verzehren.

Je eine Stunde aufwärts liegen in dem engen Tale der wild dahinschießenden Lubochna die Waldhüterwohnungen Salatin, Czernavi, der oberen und unteren Klause, in welchen für einen mäßigen Preis Brot, Butter, Milch und Honig zu haben ist. Noch zwei Stunden weiter, und man ist am Fuße des 2100 Meter hohen Feketelö — schwarzer Fels — angelangt. Hier stürzt sich oben vom Berge die Lubochna herab, von Gefälle zu Gefälle, schmal nur, aber blank wie weißes Glas über ihrem Lager von glatten Rieselsteinen. Wohin man auf diese Straßen nur blickt, ragen waldbestandene dunkle Berge zum Himmel empor. Die Luft ist balsamisch und oft bleibt man stehen, um sie mit vollen Zügen einzuatmen. Im Staub und wüsten Treiben der Stadt lernt man die Wonne eines solchen tiefen Atemholens nie kennen, und daher ist es eine Lust, diesen Talweg zu durchwandeln. Den Gipfel des Feketelö oder czerny kamien mit seinem alpinen Charakter zu besteigen, haben wir uns, so lohnend es auch sein soll, aus Rücksicht auf unsere große Müdigkeit versagen müssen. Kehrt man doch von dieser etwa 10 stündigen Fußtour genug ermattet und mit einem derartigen Wolfshunger

zurück, daß man diesen in der gut gepflegten Jahn'schen Restauration kaum zu stillen vermag.

Die lange, ebenfalls dichtbewaldete Bergwand am linken Ufer der Zubochna ist wohl steiler und höher als ihre gegenüberliegende Schwester, aber bis zum Kamm hinauf mühelos zu besteigen, weil sich die vielen Saumpfade in Serpetinen hinauf ziehen und fast an jeder Biegung lange Bänke mit Rücklehnen zum Ausruhen bereit dastehen. Von vielen Stellen sieht man hinab auf die herrlichen Villenanlagen von Jenyöhaza, auf das blühende Thal der Zubochna und Waag und auf die beiden großen Kirchdörfer Gombas und Sztankowan. Hat man die Kammhöhe erreicht, dann schweift der Blick mit Entzücken hinüber nach dem kugelförmigen Fatra-Kriwan und dem trozigen Chocz, und wiederum in weiter Ferne erblickt man die schneebedeckten Häupter der stolzen Tatra.

Nach dem Gipfel des steilen und dichtbewaldeten Berges, der das Thal im Norden abschließt, werden zur Zeit ebenfalls Pfade in Serpetinen gelegt und in etwa 14 Tagen vollendet sein. Von hier aus kann man dann eine andere Thal-, Stein- und Waldwildnis erblicken und tief in das Komitat der wilden Arva hineinschauen.

Besonders günstig ist das hiesige Klima, weil es gleichmäßig ist, für solche Personen, die eigentlich nicht krank, sondern mehr erholungsbedürftig sind und eine zeitlang einhalten wollen, um nach genossener Ruhe wieder die Leistung der Pflicht zu übernehmen und dann von neuem arbeiten und schwitzen müssen. In einem Hochgebirgsklima, das durch Eis- und Schneemassen erkältet und die Temperatur des Tages daher sehr verschieden ist, wird man die dazu erforderliche Erholung und Kräftigung weniger finden, als in einer so herrlich zwischen bewaldeten Bergen gelegenen Sommerfrische, wie Jenyöhaza.

III. So schnell, wie wir es im letzten Wochenberichte erwarteten, hat das schlechte Wetter doch nicht abgerüstet. Sechs Tage lang regnete es mit zäher Ausdauer fort, und die nahen Berge waren unausgesetzt in so dunkle Nebelschleier gehüllt, als wollten sie die allgemein drohende Gefahr symbolisieren. Halb scheint also mit seiner Wetterprognose für den Monat Juli recht behalten zu wollen, und man könnte fast befürchten, daß der diesjährige Sommer wieder so jämmerlich schlecht werden wird, wie sein Vorgänger im verflossenen Jahre. Zeitweise regnete es bindfadenartig, so daß man die paar Schritte über die Straße nicht zu gehen vermochte, um nach der nahen Restauration zu gelangen. Die Waag mit der Zubochna, besonders aber die wilde Arva jenseits des nahen Chocz, schwellen

daher mächtig an, und ihre reißenden Wogen haben in Feldern und Wiesen, an Dämmern und Straßen, sowie an den in der Nähe aufgestapelten Schnitt-, Brenn- und Rundholzmaterial unberechenbaren Schaden angerichtet. Aber nicht allein in Ober-Ungarn, wozu Fenyőhaza gehört, hat Wettersturz und Hochwasser geherrscht: auch in dem von goldigen Ahren wogenden ungarischen Tieflande, der Kornkammer Europas, haben Regengüsse und Hagelschläge arge Verwüstungen angestellt und große Hoffnungen zu nichte gemacht. Am gefährlichsten war die Situation im nahen Arvatale, unserer vorjährigen Sommerfrische, wo es Wolkenbrüche gab. Noch heute stehen dort einzelne Ortschaften unter Wasser; zahllose Brücken sind eingestürzt und die gesamte Kommunikation ist unterbrochen. Der ganze Bahnverkehr von hier aufwärts nach der Tatra war durch vier Tage eingestellt, und um über Kralovan nach Ruttka zu gelangen, muß man noch heut in Sutto umsteigen. Die Strecke zwischen Ruttka und Silein — 22 Kilometer — kann auch in den nächsten 8 Tagen noch nicht befahren werden, weil die Waag bei Sztracsno einen teilweise sechs Meter hohen Bahndamm in einer Länge von 2 Kilometer durchrissen hat, an dessen Wiederherstellung jetzt tausende von Menschenhänden bei Tag und Nacht beschäftigt sind. Von Oderberg aus nach der Tatra zu mit der Bahn zu fahren ist zur Zeit unmöglich, wie es auch uns nicht möglich ist, schon jetzt nach der schlesischen Heimat zurückzukehren. Wie ein Alp lag es daher in den trüben Tagen auf uns. Nun sind wir aber, Gott sei gedankt, von dem Banne befreit, und können wieder hinaus aus unseren engen Wohnräumen in die freie, schöne Gottesnatur.

Erst Sonntags am frühen Morgen durchschimmerten und zerstreuten die Sonnenstrahlen zum erstenmale wieder die Nebelschleier des Chocz und Fatrakirwan, und im nahen Walde fingen die Vögel wiederum an zu musizieren. Wir konnten daher auch ungehindert nach dem nahen Stankovan pilgern, um dort den Gottesdienst zu besuchen. Die dicht an der Waag im gothisch-romanischen Stile erbaute Herz Jesukirche steht unter dem Schutze der dunklen, tausend Meter hohen Bergwand des Uplasz, ist erst im vorigen Jahre vollendet worden und gehört unstreitig zu den schönsten Dorfkirchen in Ober-Ungarn. Der Plan dazu stammt von Ferdinand Fahn, dem Pächter des ärarischen Hotels, der gleichzeitig Architekt ist. Die einzelnen Figuren in den gothisch geschnitzten Altären, der Kanzel und den Kreuzwegbildern sowie die Scenerie in den zwölf gemalten Glasfenstern, ebenfalls von deutschen Künstlern angefertigt, machen durchweg den Eindruck der Treue und sind sehr ein-

drucksvoll. Das Orgelwerk in seiner pneumatischen Ausführung ist aus der rühmlichst bekannten Kieger'schen Orgelbauanstalt in Jägerndorf hervorgegangen und beherrschte in der gefüllten Kirche den volltönenden slowakischen Volksgesang ganz vorzüglich. Nach der Predigt machte der junge Vikar den Parochianen, die bestimmt keine Zeitungen lesen und daher über wichtige Tagesereignisse nicht unterrichtet sind, mit der gefährlichen Erkrankung des hl. Vaters bekannt und betete dann mit der ganzen Gemeinde für die Genesung desselben. Das Hochamt celebrierte der Herr Ortspfarrer selbst. Das Wirken dieses in der Gegend weit und breit bekannten Priesters ist sehr segensreich. Hier, wo das Leben so oft zum erbittertesten Kampfe ums Dasein wird, ist der billige Schnaps sehr häufig der einzige Tröster, bis er schließlich zum Verderber wird. Um dies zu verhindern, wurde von dem hochw. Herrn in der Nähe der Kirche ein Warenhaus eingerichtet, dessen Patron der hl. Joseph ist, und in dem man alle Lebens- und Erfrischungsmittel zu einem sehr billigen Preise erhält. Geschäftsleuten, die auf Gewinn spekulieren oder spirituose Getränke verkaufen wollen, ist es nicht möglich, sich am Orte zu behaupten. Auch in der Reinheit des Geschlechtsverkehrs und in der Heiligkeit der Ehe, diesen Grundpfeilern des Christentums und der Sitte, steht Sztankovan durch das Verdienst seines Pfarrherrn als ein leuchtendes Beispiel da.

Dem ersten schönen Tage folgte ein ebenso schöner Abend, und sogar die Nachtlust milderte sich. Schnell entschlossen fuhren wir daher, weil man doch das Eisen schmieden muß, so lange es warm ist, am nächsten Morgen in aller Frühe nach der hohen Tatra und langten bereits vor 8 Uhr in Gzorba an, von wo uns die Zahnradbahn in etwa einer halben Stunde zum See hinaufbeförderte. Zweck dieser Zeilen ist es nicht, die Pracht der herrlichen Gottesnatur in der Tatra zu schildern, aber der Eindruck des Tatrapanoramas war diesmal ein sehr packender, weil während des Unwetters der letzten Tage die sämtlichen Bergspitzen mit frischem Schnee bedeckt worden sind. Eine Stunde später wanderten wir von dem unvergleichlich schönen Gzorbaer See auf dem prächtigen 19 Kilometer langen Klotildenwege an den südlichen Hängen der Tatra über Felső-Hagi und Westerheim nach Schmeks. Das schöne Wetter hielt die ganze Zeit über an und das landschaftliche Bild war daher imponierend. Die beschwerlichen Klettereien auf eine der vielen Bergspitzen, die wir in früherer Zeit kennen gelernt haben, reizten uns nicht mehr. Zu bedauern war nur das eine, daß wir auf dem einförmigen Wege über Schlagerndorf nach Poprad

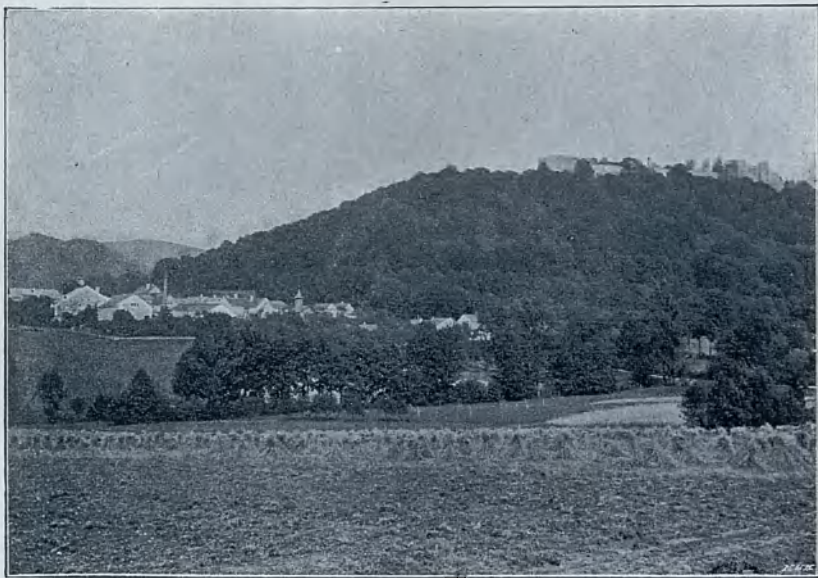
nicht mehr die malerischen Konturen der Tatra sehen konnten, weil die Berge gegen Abend von Gemitterwolken eingehüllt wurden. Als wir aber gegen Mitternacht wieder in dem lieben berg- und waldumkränzten Janyöhaza angelangt waren, konnten wir uns noch immer nicht des überwältigenden Eindrucks erwehren, den die stolze Tatra auf unsere Sinne ausgeübt hatte. Es war eine andere Welt mit einem weit ausgedehnten Himmels- gewölbe gewesen, an dessen Horizonte sich himmelhohe schnee- bedeckte Felsenspitzen erheben, wie geschaffen gerade für wag- halfige Hochtouristen, nicht aber für erholungsbedürftige Stuben- menschen, wie wir es sind.

IV. Unsere Sommerfrische präsentiert sich den Gästen, die immer zahlreicher eintreffen, wieder in all' ihrer Schönheit. Zwar steht die Sonne schon tagelang in leuchtender Pracht am klarblauen Himmel und ihre Strahlen ruhen mit sengender Glut auf den Dächern der Villen und den staubbedeckten Straßen; aber ein erfrischender Lusthauch säuselt von der rauschenden Waag und brodelnden Zubochna zu uns herüber und mildert die tropische Hitze, über die anderwärts so viel geklagt wird. Gern flüchtet man auch in die grüne Dämmerung des nahen Waldes, wo das goldene Sonnenlicht seine blizenden Funken über den weichen, moosbedeckten Boden wirft und sucht dort ein kühles Ruheplätzchen. Bedauerlich ist nur das eine, daß den Sommergästen in diesem Jahre die so bequem eingerichtete, von dem krystallklaren Wasser der Zubochna gespeiste Schwimmschule zum Baden im Freien nicht zur Verfügung gestellt werden kann. Sie liegt nämlich in der Fluchtlinie der bereits im Bau begriffenen elektrischen Bahn und muß diesem modernen Erleichterungsmittel des Verkehrs zum Opfer fallen. Auch noch eine andere Anlage im Orte, der man aber keine Träne nachweinen wird, verschwindet in nächster Zeit. Inmitten des Talleffels, und zwar unterhalb der schönen Jahn'schen Restauration, steht die große ärarische Dampfsägemühle, die mit ihren primitiven Gebäuden und haushoch aufgetürmten Rundhölzern einen scharfen Kontrast zu den prächtigen Natur- und Kunstwerken ihrer Umgebung bildet und mit dem rauchenden Schlot schon manchen Sommerfrischler und Villenbewohner viel geärgert hat. Dieses gewerbliche Etablissement, das dem Orte nicht zur Zierde gereichte, kommt endlich zum Abbruch und muß einem großen, künstlich angelegten Teiche Platz machen, der von der wasserreichen Zubochna gefüllt, die landschaftlichen Reize von Janyöhaza noch mehr heben wird. Die elektrische Bahn läuft an den Ufern der Zubochna 22 km aufwärts bis an den Fuß des gewaltigen, 2100 m

hohen Bergriesen Żeletekö oder czerny kamien — schwarzer Fels — auf dem reichlich und abwechslungsreich allerlei Alpenpflanzen — Edelweiß, Alpenrosen, Gentian, Alpenveilchen, Cyclamen, Primula usw. — wachsen. Bisher war ein Ausflug in diese Bergwildnis sehr anstrengend und bei Benutzung eines Mietwagens auch noch kostspielig, weshalb das neue Unternehmen von unseren vielen Naturfreunden mit großer Freude begrüßt wird.

Glühend heiß war es auch am Sonntage auf unserem Kirchgange nach Gombas, wohin Janyöhasa eingepfarrt ist. Die zwar massive aber schmucklose Kirche steht, die Häuser beherrschend, mitten im Dorfe auf einem Hügel und der Eindruck, den sie zwischen den alten, schattigen Linden auf den Beschauer macht, ist recht feierlich und wohlthuend. Während der slowakischen Predigt, die für uns nicht verständlich war, besuchten wir den noch viel höher gelegenen Gottesacker, von wo man einen herrlichen Ausblick auf die hochromantische Umgegend und den am jenseitigen Ufer der Waag jäh emporsteigenden Chocz genießt. Die meisten Grabhügel sind bereits verfallen und mit einer Rasennarbe bedeckt, wiederum auf anderen stehen bescheidene Denkmäler aus Stein und schmiedeeiserne Kreuze, welche Tafeln mit Inschriften tragen, die außer dem Namen und Alter des Verstorbenen auch bedeutungsvolle Sinnsprüche enthalten. Ein öfters wiederkehrender Spruch lautet: „Tichunko a slátko si odpociwaj w prochu zeme“, d. h. „Still und süß ruht es sich im Staube der Erde“. Läßt man so den Blick über dieses Stück des Friedens und der Ruhe, des Erlöst- und Geborgenseins aus der Misere des Lebens schweifen, dann hegt man unwillkürlich den Wunsch, hier auch einst begraben zu werden, um der Ernte einer anderen, besseren Welt entgegenzureisen.

Trotz der großen Hitze haben wir es nicht unterlassen, vorige Woche auch Aliso-Rubin und das Felsenschloß Arva-Baralia, eine der herrlichsten Burgen Ungarns zu besuchen. Ein Abstecher dahin kann selbst dem bequemsten Reisenden nicht warm genug empfohlen werden und bleibt jedem unvergeßlich. Anfangs legen wir eine große Strecke, wohl 15 Kilometer lang, zu Fuß zurück, um die Schwefelquellen von Uplas bei Stanfövan zu besuchen und die Schönheit des wildromantischen Arva-tales zwischen Kralövan und Parniza zu genießen. Eine Fußwanderung durch diese 9 Kilometer lange Fels- und Flußwildnis sollte sich kein TatraTourist entgehen lassen. Acht Kilometer von Parniza entfernt liegt Aliso-Rubin, der Hauptort des Arva-Komitats, zu dem die Nordwand des Chocz steil abfällt. Es



Hochwald, die Burg der Bischöfe von Olmütz. (Text Seite 27.)

ist der Sitz sämtlicher Komitatsbehörden und hat auch eine Oberrealschule, zählt aber kaum 4000 Einwohner. Schön ausgestattet ist die katholische Kirche zur hl. Katharina, die in der äußeren Bauart dem etwas kleineren evangelischen Gotteshause gleicht. Neben dem letzteren, an der Südfront des Ringes, steht auch die Synagoge, an der vor nicht allzulanger Zeit die beiden Ober-Rabbiner Maibaum-Berlin und Feuerstein-Frankfurt a. M. gewirkt haben. Nach halbstündiger Fahrt, entlang den vielen Windungen am linken Flußufer der Arva, gelangt man durch eine zerrissene Gebirgslandschaft in die unmittelbare Nähe des tannenumspannenen Märchenschlosses Arva-Baralja. Lange fesselte uns das unvergleichliche Landschaftsbild von der höchsten Zinne des Schlosses, und noch länger bewunderten wir die wertvollen Schätze aus dem Gebiete der Archäologie, Botanik und Mineralogie, die in einem Teile der Burgräume ausgestellt sind. Eine nähere Beschreibung von Arva-Baralja dürfte sich an dieser Stelle erübrigen, weil diese bereits ausführlich geschildert worden ist. Voll der schönsten Eindrücke und Erinnerungen an unseren Ausflug nach diesem Glanzpunkte des Arvatales fahrten wir spät abends wieder in unsere prächtige Sommerfrische Fenyőhaza zurück.

V. Als wir zu Beginn des Sommers vom Reiserausch erfaßt wurden und Fenyőhaza für etliche Wochen zum Ferienitz wählten, sollte diese Zeit nicht allein der Erholung und dem Vergnügen dienen, sondern auch ein tieferes Interesse und einen ernstern Zweck haben, weil ohne einen Beigeschmack von Ernst das Vergnügen, bald aufhört, ein Genuß zu sein. Wir hatten uns vorgenommen, bei unseren Ausflügen in die mit Naturschönheiten so reich gesegnete Umgegend auch Land und Leute näher kennen zu lernen, aber auch über die Entwicklung des Volksschulwesens in Ober-Ungarn wollten wir uns nähere Auskunft verschaffen. Ganz leicht ist uns diese Arbeit nicht geworden, weil wir die slowakische und ungarische Landessprache viel zu wenig kennen und deshalb mehr auf eigene Anschauung und Beobachtung, als auf die Mitteilungen anderer angewiesen gewesen, sind und dazu hatten auch noch jetzt die dortigen Volksschulen ihre großen Ferien, die, wie bei unsern Musenöhnen, 3 volle Monate dauern. Man findet daher den Sommer über die meisten Schulhäusern verschlossen oder auch an Sommerfrischler vermietet, wodurch die Information erschwert wird.

Wie schon gesagt, ist das Land der Slowaken in Ober-Ungarn ein herrliches Fleckchen Erde und das Auge des Touristen weilt trunken auf der Fülle seiner Naturschönheiten. Doch

wie überall, so gibt es auch hier eine Rehrseite. Den vielen Felsen, die ihre nackten Spitzen in die Höhe strecken, fehlt es an fruchtbarer Erde, und die Vegetation des Getreides ist in dem meist steinigem Ackerboden wenig erfreulich. Nur die Viehzucht blüht, denn an den Ufern der vielen Gießbäche wachsen die schwachhastesten Kräuter in großer Menge und an den der Sonne zugekehrten Abhängen der Berge findet der Hirt die prächtigsten Weiden für sein Vieh. Die kleinen, dicht an einander gedrängten Häuser in den Dörfern und Weilern stehen alle mit der Giebelseite nach der Straße zu, sind aus grobgehauenen, in einander gefügten Balken gebaut und haben meist winzige Fenster, die selten geöffnet werden. Daher rührt auch der bekannte Spruch her: „In den Bergen ist die Luft so gut, weil der Bauer die Fenster nicht aufmachen tut“. Im Vorraume des Hauses steht ein aus Backsteinen zusammengesetzter Feuerherd, darüber der geschwärzte Kochkessel und an den Wänden hängt das wenige Geschirr zum täglichen Gebrauch, der Rauch aber entflieht durch die Spalten und Ritze der Decke auf den Bodenraum und von hier durch das Schindeldach ins Freie. Schornsteine als Rauchableiter findet man nur am Pfarr- und Schulgebäude, sowie auch an der Szaloda — dem Wirtshause. Die Bewohner sind zwar arm und bedürfnislos, aber ein kräftiger, gut gewachsener Menschenschlag, schlank und geschmeidig, wie die hohen Tannen ihrer Waldberge und wahre Hünengestalten sind unter ihnen gar nicht selten. Bei dem weiblichen Geschlechte sieht man oft die reinste Formenschönheit, ohne daß hierbei die malerische Nationaltracht der in den Städten herrschenden Mode huldigt, die doch nur dazu bestimmt ist, die körperliche Schönheit des Mädchens auf künstliche Weise ins hellste Licht zu stellen. Es ist dies ein schlagender Beweis dafür, daß man bei einfacher Lebensweise und körperlicher Arbeit bezw. gymnastischen Übungen weit besser eine schöne Figur erzielt, als durch das gesundheitsschädliche Nieder.

Da nun bekanntlich in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnt, so ist das slowakische Volk auch sehr bildungsfähig, und schon die Kinder zeigen eine unstillbare Neugierde für alles, was sie umgibt. Freilich sind die Dorfschulen meist einklassig und sehr überfüllt, ihre Leistungen aber immerhin achtenswert. Schulen, die nur von der Gemeinde unterhalten werden, nennt man Gemeindeschulen. In diesen ist der Religionsunterricht sprachlich frei und wird in der Muttersprache der Kinder erteilt, während bei den übrigen Unterrichtsgegenständen hauptsächlich die ungarische Sprache in Gebrauch kommt. Dieselbe zeigt keine Verwandtschaft mit irgend einer andern

Sprache, entbehrt der Diphthonge und hat auch keine bestimmte Unterscheidung des Genus bei den Substantiven, dagegen ist sie sehr ausgebildet in den Flexionsformen und bildet leicht neue Wortformen. Die Kinder lernen die ungarische Sprache durch die Sprechübungen beim Anschauungsunterricht und dem Schreib- leseunterricht auf der Unterstufe unter Anwendung der Übersetzungsmethode. In der Fibel, Magyar A B É C É S K Ó N Y V oder Uhorsky A B E C E C A R genannt, sind die ungarischen Wörter und Sätze fettgedruckt, während die darunter stehende slowakische Übersetzung in kleinem Druck beigelegt ist. So enthält z. B. die vierte Leseübung bei den Kleinbuchstaben schon folgenden Satz:

„van itt ut? igon, itt van ut.“

je tu cesta? ano, tu je cesta.

d. h. „ist es hier rein? ja, hier ist es rein“ Die erste Übung bei den Grundbuchstaben beginnt mit folgenden Sätzen:

„Órban ir. Ödö olvas. Óh, be kellemes szaga vana
Urban pise. Edmund cita. Oh, jak příjemnu vůnu ma

szegfü-virágnak!“

klincokowy kvét!

d. h. „Urban schreibt. Edmund liest. O, welch angenehmen Geruch hat die Nelkenblume!“ — Als Anhang sind der Fibel die Gedächtnisstücke des kleinen Katechismus beigelegt und in beiden Sprachen einander gegenübergestellt. Das hl. Kreuzzeichen und Vaterunser lautet dort

in ungarischer Sprache:

Az Atyának es Fiúnak és Szentlélek Istennek nevében. Amen. — Mi Atyánk, ki vagy menynekben! szenteltettesek a te neved; jöj-jön el a te országod, legyen me a te akaratod, miképen mennyben, azonképen a földön is. Mindennapi kenyerünket adjad nekünk ma; es bossásd meg nekünk a mi vétkeinket, miképen mi is megbocsátunk az ellenünk vétetteknek; és ne vigy minket a kísértetbe; de szabadíts meg gonosztól. Amen.

in slowakischer Sprache:

Vo meno Otca, i Syna, i Duchu Svätého. Amen. — Otce náš, ktory si na nebesiach! posväť sa meno tvoje; príd kráľovstvo tvoje, buď wola tvoja, ako w nebi, tak i na zemi. Chlieb náš každenný daj nám dnes; a odpusť nám naše viny, ako i my odpusťame našim susedom; a neuvod nás w pokušenie; ale zbav nás od zlého. Amen.

Schulen, die vom Staate unterhalten oder von ihm subventioniert werden, heißen ärarische oder ungarische Schulen. Eine solche befindet sich auch in Fenyőhaza und wird zur Zeit von einem Teil unserer oberschlesischen Sommerfrischler bewohnt. Wie in allen ungarischen Städten, so wird auch in den ärarischen Schulen nur in ungarischer Sprache unterrichtet, wobei die direkte Lehrmethode angewandt wird, die dem Schüler das Wort im Anschluß an die Sache mit Ausschluß der Muttersprache gibt und ihn anleitet, das einmal Erkannte sofort in der Unterrichtssprache wiederzugeben. Zu diesem Zwecke dienen die vielen Anschauungsbilder in den ungarischen Schulen. Der Erfolg dieser Methode ist überall sichtbar, weil die jungen Lehrer die Anwendung derselben bereits im Seminar kennen gelernt haben und für die Magyarisierungsbestrebungen der Regierung unter den Slovaken, Polen und Ruthenen in Nordungarn, sowie der Deutschen in Siebenbürgen und der Zips, welche die Stärkung des Ungartums in den fremdsprachigen Gemeinden bezwecken, warm eintreten. In den ärarischen Schulen spricht der Lehrer weder in der Schule noch auf der Straße ein slovakisches Wort, wenn er auch die Sprache des Volkes kennt, und die Kinder singen und beten auch ungarisch.

Das Einkommen der Elementarschullehrer ist im allgemeinen mäßig und nicht höher wie in einzelnen Kreisen Oberschlesiens. Dagegen beziehen die Lehrer des ungarischen Reiches nach Vollendung des 40. Dienstjahres auf Grund des Gesetzes über das Ruhegehalt der Lehrer das vollständige Einkommen als Pension, ohne Rücksicht darauf, ob der Betreffende an einer Elementar-, Volks-, Bürger- oder Anstaltsschule gewirkt hat. Die Lehrer der letztgenannten Kategorie haben lezthhin sogar an das Unterrichtsministerium die Bitte gestellt, die zum Genuß der vollen Pension notwendige Dienstzeit mit dreißig Jahren festzustellen, weil sie den ganzen Tag über ihrem Berufe leben und bei den Kindern sozusagen die Elternstelle vertreten müssen.

Mit diesem Artikel wollen wir unsere Berichte über Fenyőhaza schließen, indem wir glauben, unsere freundlichen Leser mit den Sehens- und Merkwürdigkeiten dieser herrlichen Sommerfrische und ihrer Umgebung hinlänglich bekannt gemacht zu haben. Zwar würde es lohnend sein, auch die verschiedenen Amusements, besonders die ungezwungenen Tanzkränzchen mit ihren wilden Czardas, in welchen die Zigeunerkonzerte ausklingen und wobei alle Standesunterschiede aufhören, näher zu schildern, jedoch die Abschiedsstunde schlägt und die Abreise nach der schlesischen Heimat steht bevor.

Besuch einer Sennhütte in den Liptaner Alpen.

Die Liptaner Alpen in Ober-Ungarn bilden den westlichen Ausläufer der hohen Tatra vom Tale des Bobrowec bis zur Tieflinie der Arva und umschließen das Liptauer Komitat mit den Gespanschaften Szent-Miklos, Lipto-Rosenberg und Radek. Die Bewohner dieses Landstriches sind Slovaken, die man Liptace, im spöttischen Sinne aber „Sliptace“, d. i. schlimme Vögel oder Galgenvögel nennt. Es ist dies ein zwar armer und bedürfnisloser, aber ein ebenso kräftiger und gut gewachsener Menschenschlag, der in Bestehung der Strapazen dem ungarischen Reiche mit die widerstandsfähigsten Soldaten liefert.

Eine Anekdote erzählt, sie hätten schon zur Zeit Attilas diesen Spottnamen gehabt und wegen Abstellung dieses Mißstandes eine Deputation an den König geschickt. Dazu wurden die drei pffigsten Männer des Landes gewählt, und diese kamen mit Geschenken, welche aus Eiern bestanden, zum Hoflager. Sie hatten sich verabredet, daß sie mit den verdeckten Körben hintereinander in den Saal treten wollten, und daß der erste sprechen sollte: „König Attila, Gott segne dich!“ und der zweite: „samt deiner Frau!“, der dritte: „und deinen Kindern!“ Nun hatte der erste kaum ausgesprochen; „König Attila,“ als er über die Schwelle stolperte und niederfiel, worauf er rief: „Daß dich der Teufel hole“, und der zweite verabredetermaßen fort fuhr: „samt deiner Frau!“ und der dritte: „und deinen Kindern“, wobei sie, übereinander stürzend, ihre Eier in den Saal warfen, die theils zerbrochen wurden, theils bis an die Stufen des Thrones rollten. Die guten Männer wurden ob ihres Frevels eingesperrt, und als nach einigen Jahren dem Könige das Rätsel wegen des ihm angetanen Schimpfes gelöst war und er sie nun freiließ, sprach er lachend: „Der Ruf hat euch den rechten Namen gegeben; ihr seid schlimme Vögel, heißt denn Sliptace zum Leben lang.“ Wem aber seine gefunden Gliedmaßen lieb sind, frage dort niemanden um die Herkunft dieses Namens.

Wie nun in der Schweiz die ausgedehnte und vortreffliche Rindviehzucht einen großen Teil der Bevölkerung mit der Butter- und Käsebereitung beschäftigt, so findet hier wiederum die Schafzucht mit der Fabrikation der Bryndza und Molke in den Alpenweiden des Gebirges ihren hauptsächlichsten Boden. Das Berg- oder Gorollenschaf, das sehr mastfähig und vom besten Fleische ist, ist größer als unser Hausschaf und hat lange grobe Wolle. Das Mutterchaf bekommt jährlich um die Osterzeit ein bis zwei

Junge und seine Milch ist dann sehr nahrhaft, fett und wohl-schmeckend.

Sobald der Frühling ins Land gezogen kommt, übergeben die einzelnen Besitzer ihre Schafe dem Althirten oder Báca in Pflege, der diese zu Herden vereinigt und dann den Sommer über auf den hohen Berglehnen und Gebirgskämmen, wo meist die gewürzhaftesten Kräuter wachsen, von seinen Hirten, den Balacsi, weiden läßt. Der Althirt, der die Sennhütte selten verläßt und sich ausschließlich mit der Zubereitung der Bryndza beschäftigt, ist nun gehalten, jedem Besitzer, der ihm seine Schafe anvertraut hat, eine bestimmte Menge an Käse und Molke zu liefern, die der Reihe nach durch die einzelnen Viehbesitzer von der Sennhütte oder dem Szakas herabgeholt und dann meist durch Zwischenhändler an die große Käsefabrik von Peter Makovicki in Lipto-Rosenberg verkauft wird.

Den Sommer über werden die Liptauer Alpen viel von Erholungsbedürftigen und Rekonvaleszenten besucht, namentlich der unvergleichlich schön gelegene ärarische Willenort Jenyöhaza an der Mündung der brodelnden Zubochna in die Waag. In der wunderbar reinen, mit dem Sauerstoff der Wälder und Matten durchtränkten Luft suchen hier in weltabgeschiedener Stille besonders die Minister und ihre Räte nach den vielen aufregenden Demonstrationen im ungarischen Parlamente die nötige Ruhe und Erholung.

Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in dieser Sommerfrische hatte ich gemeinschaftlich mit einigen anderen Ausflüglern Gelegenheit, eine der vielen Sennhütten in den Liptauer Alpen zu besuchen. Sie liegt von Jenyöhaza zwei Stunden entfernt auf einem Bergrücken, hoch über dem benachbarten Kirchdorfe Gombas. Die kleinen, dicht an einander gedrängten Zwillingshäuser dieses Dorfes, welchen durchweg die Schornsteine als Rauchableiter fehlen, stehen mit der Giebelseite dicht am hohen Ufer der Waag und lugen mit ihren kleinen Fenstern über die blizenden Wellen des Flusses hinweg nach der steilen Bergwand, unter welcher der Schienenweg der Kaschau-Oderberger Bahn jeden Sommer tausende Touristen nach der hohen Tatra führt. Es ist ein Landschaftsbild, das jedes Auge ebenso erfreut, als kurz vorher der Anblick der Prachtvillen von Jenyöhaza.

Auf einer Anhöhe zwischen alten, schattigen Linden steht das Kirchlein des Ortes, und an diesem vorüber durch die kleine Feldmark erreicht man bald den Fuß der Berge. Ein von Regengüssen stark ausgewaschener Hohlweg führt jetzt steil bergauf bis zu einer Höhe von etwa 1200 Meter. Oft muß man hier von Stein zu Stein springen und sich über abgestürzte Baum-

stämme schwingen, ehe man nahe am Ranne einen schwach ausgetretenen Fußweg erreicht, der zur Sennhütte führt. Emporsteigender Rauch und Hundegebell galt uns als ein Zeichen, daß wir unser Ziel erreicht hatten.

Unter dem Schutze einer steilen Bergwand und unweit einer Quelle mit kristallklarem Wasser liegt auf einer kaum meterhohen Untermauerung ein überhängendes Schindeldach mit einer Eingangstür auf der Giebelseite. Der Innenraum, ungefähr 6 Meter im Geviert, enthält das wenige Geschirr zum täglichen Gebrauch und zur Zubereitung des Schaffkäses, sowie den geschwärzten Kessel über einem Feuerherde aus Lehmanstrich; der Rauch entflieht durch die Spalten und Ritze des Daches ins Freie.

Es war etwa 2 Uhr nachmittags, als wir schweißtriefend an der Sennhütte eintrafen, und da um diese Zeit die Schafe nach einer längeren Mittagsruhe in den Hürden abgemolken und dann wiederum auf die Weide geführt werden, konnten wir dem Melken, sowie der Zubereitung der Bryndza bewohnen.

Der Báca, ein jugendlicher Greis mit gebräunter Gesichtsfarbe und langem, noch schwarzem Haupthaar hatte uns in jovialer Weise mit kräftigem Händedruck empfangen und mit einer Kanne Schafmolke erquickt. Bei der Milchabnahme geriet aber der alte Mann plötzlich in hellen Zorn und erhitzte sich derartig, daß er seine Balasi mit Schimpf- und Fluchworten überschüttete. Das Milchquantum war nämlich zu klein ausgefallen, weil der Weideplatz am Vormittage vielleicht ein magerer gewesen sein mag.

Der Zorn des Báca war schnell verrauht, und nun gings an die Zubereitung der Bryndza. Auf dem Herde in der Sennhütte prasselte bald ein lustiges Feuer, und in den darüber hängenden Kessel wurde die vorher geseigte Milch geschüttet, die durch Hinzutun eines säuerlichen Stoffes zum Gerinnen gebracht wird. Es ist dies das Laab, die innere Haut des vierten Magens solcher Kälber, die außer Milch noch nichts bekommen haben und die frische Milch zwar gerinnen, aber nicht sauer macht. Der fette Käsestoff wird nun mittelst eines langen, hölzernen Löffels aus dem Kessel gehoben, nochmals in grobleinenen Säcken ausgepreßt und dann zum Abliefern beiseite gestellt. Die Molke sättigt ungemein und dient den Hirten ausschließlich zur Nahrung, die ihnen ein blühendes Aussehen verschafft; außerdem ist sie auch ein ausgezeichnetes Heilmittel für schwache und lungenkranke Personen, und wird unter ärztlicher Aufsicht in den vielen Kurorten der Karpaten als Medikament verwendet.

So geduldig und leidenschaftslos die Schafe sind, so zahlreich sind ihre Feinde. Auf den unzugänglichen Felsen horsten noch Adler, und in den Schluchten und Wäldern der Berge halten sich Füchse und wilde Katzen, zuweilen auch Luchse und Bären auf, die gern den Schafen nachstellen, und letztere müssen daher von den Hirten geschützt werden. Wittern die großen, langhaarigen weißen Hunde ein Raubthier, dann zünden die Balasi abends rund um die Hürden, in welchen die Schafe ihre Nachtruhe halten, Wachtfeuer an. An jedem der Feuer lagert nun ein wohlbewaffneter Hirt, den wachsamen Hund zur Seite, um die Raubtiergefahr abzuwenden. Aber auch im Kampfe mit Wind und Wetter, sowie unter recht mangelhaftem Obdach und bei ausschließlicher Molken- und Käsekost walteten die Balasi unter der Leitung ihres strengen Váca ihres beschwerlichen Amtes bis in den Herbst hinein.

Wie allen Slovaken, so ist auch diesen wettergebräunten Gesellen auf der Alm die Liebe zur Musik und zum Gesange ans Herz gewachsen. In ihren Mußestunden nehmen sie eine eigenartig geformte Pfeife, die Fújara, zur Hand, der sie dann ebenso fröhliche wie wehmuthsvolle Melodien zu entlocken wissen. Also auch hier oben umwebt und verschönert die Poesie die Prosa des Lebens.

Ehe wir von der gastlichen Sennhütte und ihrem Leiter unseren Abschied nahmen, erfreuten wir uns nochmals an dem herrlichen Panorama von dieser Stelle aus. Mit Entzücken schweiften unsere Blicke über die Thal-, Stein- und Waldwildnis hinüber nach dem gewaltigen Chocz, dem trozigen Wächter des Arvaschlosses im Norden, und dem imposanten, kegelförmigen Fatra-Kriván im Westen; dann sahen wir wiederum hinab in das blühende Thal der Lubochna mit den Ortschaften Gombas und Stankovan, deren beide Kirchen und vielen Häuser so nett und niedlich aussahen, wie die Figuren aus einer Spielzeugschachtel.

Bereits am nächstfolgenden Tage besuchte ich auch die Peter Matovich'sche Käsefabrik in Lipto-Rosenberg, das nur 11 Kilometer von Janyöhaza entfernt mit der Bahn in 20 Minuten zu erreichen ist. Die Lage der Stadt an der Waag ist prächtig, und von den vielen Villen in der Nähe ist die eine im Besitze des Barons Seefried, dessen Gemahlin Elisabeth, bekanntlich eine Enkelin des Kaisers Franz Josef ist. Leider ist das Innere der Stadt kein Bild sorgsamer Ordnung und Reinlichkeit. Die meist niedrigen Häuser stehen unregelmäßig nebeneinander, und die mangelhaft gepflasterten Straßen und Gassen mit ihrer unerfräulichen Ablagerung von Schmutz sind wiederum eng und trumm.

Eine überraschende Ordnung und Reinlichkeit herrscht dagegen in den Waren- und Fabrikräumen der Firma Peter Matovický. Hier wird die frische, milchweiße Bryndza, die meist aus den Liptauer Alpen, aber auch aus der Urua und Tatra eingeliefert wird, nochmals einer peinlichen Prozedur unterworfen, ehe sie zum Verkauf kommt. Ein Kilo der fertigen Waare kostet 1,20 Kronen oder 1 Mark; Portokosten und Zollgebühren sind gering. Bereits im Mai beginnt der Versand an alle größeren Delikatessehandlungen des In- und Auslandes, und eine „garnierte Liptauer“ ist um diese Zeit eine begehrte Delikatesse. Die Verpackung geschieht in größeren und kleineren Gefäßen aus Tannenholz, die eine sehr gefällige Form haben.



Steiermark.

Maria-Zell in Steiermark

und die

Burgen an der Donau in Nieder-Österreich.

Treu einer alter Gewohnheit unternahm ich im Sommer des Jahres 1897 wiederum eine meiner größeren Ferienreisen.

Nach nervenanstrengender Aufregung und saurer Arbeit vieler Monate, bei der man nur Schulstaub schluckt und Stubenluft atmet, ist wohl das Verlangen eines Lehrers:

„Auf die Berge möcht' ich fliegen,
Möchte seh'n ein grünes Tal!“

genügend gerechtfertigt.

Bezweckt doch solch' eine Reise nicht so sehr das Vergnügen, als vielmehr Erholung und Stärkung für den Leib und für die Seele und verschafft besonders dann viel Genuß, wenn man dieselbe mit einem treuen und gleichgesinnten Freunde unternimmt.

Diesmal war es meine „Bessere Hälfte,“ mit der ich eine Ferien- und Wallfahrtsreise über Wien, den Semmering und Würzzuschlag nach Maria-Zell und von hier über Kernhof, St. Pölten und Pechlarn, dann die Donau bis Wien entlang wieder nach der Heimat zurück geplant und auch glücklich ausgeführt habe.

Und wahrlich, einen besseren Reisebegleiter hätte ich nicht finden können.

Hat man öfters Gebirgsgegenden großartiger Natur gesehen und durchwandert, dann geschieht es zuweilen, daß man dabei manche Schönheit übersieht oder gar achtlos an ihr vorübergeht. Wer aber, wie mein diesmaliger Reisefamerad, zum erstenmale die von Menschenhand erbauten großen Städte, prachtvolle Kirchen und Schlösser, die sagenreichen Burgen und Ruinen, ferner eine von Gotteshand erbaute großartige Gebirgslandschaft mit ihren Höhen, Gebirgskämmen, Abhängen, Tälern und Schluchten sieht, auf den machen solche Wunderwerke einen unverlöschlichen Eindruck, und dessen Begeisterung ergreift dann auch seine Reisegenossen.

Geteilte Freude ist aber bekanntlich doppelte Freude, und deshalb gehört meine damalige Reise mit zu den schönsten Erinnerungen und Abschnitten meines Lebens.

1. Tag.

Reise nach Wien.

Es war ein herrlicher Morgen! Frisch wehte der Wind, uns gleichsam zur Reise anfeuernd, von den nahen Beskiden herüber, als wir in Dzierżysz den Bahnzug bestiegen, der uns bis zum Abende nach Wien bringen sollte.

Beim Einsteigen erneuerte ich noch schnell die alte Bekanntschaft mit einem österreichischen Bahnkondukteur, einem reichgesegneten Familienvater aus Prerau, dem ich vor Jahren mit einem guten Räte gefällig gewesen bin und der mir jetzt zum nachträglichen Danke dafür ein sauberes Coupee anwies, welches nur von einem deutschen Lehrer aus Czernowitz besetzt war, der in Begleitung seiner Frau und seines erwachsenen Sohnes nach Reichenhall ins Bad reiste. Wir wurden schnell bekannt, und so gab es denn bis Wien auch viel geistige Labung und Erfrischung.

Der Aufenthalt in Oberberg dauerte 50 Minuten, der in Prerau, einer Central-Station der Hauptlinie, sogar eine volle Stunde. Hier benutzten wir die Zeit zur Besichtigung der Stadt.

Bereits vor drei Jahren, bei einer Rückreise von Prag, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß nicht bald anderswo die Gegensätze der österreichischen Sprachenordnung greller hervortreten, als in Prerau. Die Einwohnerschaft am Bahnhofe und in dessen Nähe ist durchweg deutsch, die innerhalb der eigentlichen Stadt, doppelt so stark, nur czechisch. Die Umgegend ist ein reich gesegnetes, von einer unabhängigen Bevölkerung bewohntes Stück Erde. Man sollte nun glauben, daß diese ihre Meinung über den das Land und die Leute ruinierenden Nationalitätenhader nicht zum Ausdruck bringt und in durchaus friedlichen Verhältnissen mit einander lebt. Weit gefehlt! Selbst in den besseren Hotels der Stadt, die doch für international gelten sollten, erhält man von der sonst so gefälligen Kellnerin nicht ein Glas Bier gereicht, wenn die Bestellung in deutscher Sprache geschieht.

Unweit der großen Aktienbrauerei mit ihrem schattigen Garten tauchte ein erschütterndes Ereignis in meinem Gedächtnisse auf.

Es war am 29. Juli 1894 als ich mit meinen bereits verstorbenen Freunde und langjährigen Reisegenossen Schmidt auf der Tour von Prag nach Olmütz einen geistreichen jungen

Mann kennen lernte, der tagsvorher sein medicinisches Staats-examen bestanden hatte und uns interessanten Aufschluß über die Prager Universitätsverhältnisse gab. Unter größter Entbehrung hatte der junge Arzt seine Studien vollendet; denn seine Mutter war eine arme Beamtenwitwe, die bei ihrem ältesten Sohne, einem Postassistenten in Prerau, wohnte. In Olmütz trennten wir uns in der Hoffnung auf ein Wiedersehen am nächsten Tage. Gott wollte es anders. Als wir am nächsten Tage in Prerau abstiegen und nach der Stadt gingen, brachte man soeben die Leiche des jungen Arztes aus der Betschwa. Die Brüder, beide bes Schwimmens unkundig, waren nach dem Essen baden gegangen; hierbei geriet der jüngere in eine tiefe Stelle und versank vor den Augen seines älteren Bruders.

Es war 2¹⁰ geworden, als wir Prerau mit dem Wiener Zugpersonal verließen, und da unter diesen ein bekanntes Gesicht nicht mehr zu finden war, kostete es mehr als gute Worte, um sich bei der großen Hitze und den vielen Passagieren einen bequemen, lustigen Sitz zu erobern.

Auf dem weiteren Wege tauchten rechts und links von den Coupeefenstern hübsche Fernsichten und fruchtbare Landschaften auf. Es stiegen eigentümlich gekleidete Slovaken und Hannaken ein und aus; doch die Hitze und Müdigkeit war zur groß geworden, als daß man alledem viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Von dem Wege bis Wien weiß ich daher nur noch soviel, daß die Ernte im vollsten Gange war, und daß wir uns des herrlichen Wetters für die guten Landleute von ganzem Herzen freuten.

Um 7⁴⁰ Uhr lief der Zug glücklich in die Riesenhalle des Wiener Nordbahnhofes ein. Unsere Ankunft im Hotel „Hungaria“ am nahen Kadetkypiaz hatte ich von Haus erst um 10 Uhr angesagt, und zwar deshalb, um noch vorher ohne viel Umweg den Prater mit seinen Waldpartieen, Alleen, Marionetten- und Zaubertheatern, Panoptikums, Kaffees und Wirtshäuser zu besuchen. Das eigenartige Gepräge von Wien und seinen Bewohnern tritt hier besonders hervor, nämlich die Leichtlebigkeit der Jugend und der behagliche Lebensgenuß der Erwachsenen.

Selten in einer Stadt wird wohl so flott und soviel getanzt, als wie in Wien. Wenn dies im Winter und während der Faschingszeit geschieht, findet man es begreiflich. Das Tanzen aber bei den Klängen eines flotten Walzers in der heißen Jahreszeit und bei tropischer Hitze zu schwingen, wie es den ganzen Sommer über Tag für Tag in den Vergnügungslokalen des Praters geschieht, das verstehe, wer da wolle.

Auch damals vor 2 Jahren eröffnete „Venedig in Wien“, am Haupteingange in den Prater so gelegen, daß der ganze,

mächtig flutende Verkehr in denselben münden kann, wurde noch besucht. Der Zahn der Zeit hat bereits bedenklich an „Venedig“ genagt und nach wenigen Jahren wird man von ihm auch wohl sagen können: „Nur eine hohe Säule zeugt von verschwund'ner Pracht; auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.“

Trotzdem ist aber der Zudrang nach „Venedig“ ein enormer, weil durch Novitäten aller Art das vergnügungsfüchtige Publikum zum Wiederbesuch fortwährend angeregt wird.

Es war spät geworden, als wir bei Trezzi in der „Hungaria“ anlangten und uns bald darauf in dem bereitgehaltenen Zimmer zur Ruhe begaben.

2. Tag.

Aufenthalt in Wien.

Morgens 5 Uhr wohnten wir bereits einer hl. Messe in der nahen, zwar prächtigen, nur etwas düsteren Othmarkirche bei und begannen hierauf sofort unsere Wanderung.

Bei eintägigem Aufenthalte, wie hier, kann es sich nur um Gewinnung eines Gesamteindrucks durch Besichtigung der bemerkenswertesten Plätze, Gebäude und Straßen handeln. Dennoch genügt es, um recht bald den Eindruck zu erhalten, daß Wien eine der eigenartigsten Großstädte Europas ist.

Die Häuser der eigentlichen Stadt Wien, die jetzt kaum den 12. Teil des Ganzen einnimmt, sind hoch, die Straßen herrlich gepflastert, aber eng. Seitdem vor mehr als 40 Jahren die Festungswerke offen gelassen und die Glacis bebaut sind, entstand eine neue Prachtstadt, von der großartigen Ringstraße umgeben. Auch die übrigen neuen Stadtteile sind den Verhältnissen der Zeit entsprechend breit angelegt und haben doppelte, ja auch vierfache Reihen von Schattenbäumen, die den Stadtteilen ein recht liebliches Ansehen verleihen.

Eigenartig sind auch die zahlreichen großartigen Paläste und Kirchen, Regierungs- und Kommunalgebäude. Außer diesen Sehenswürdigkeiten besitzt Wien auch viele andere.

Wer sich für die Urgeschichte, Tier- und Völkerkunde, oder für die bildenden Künste der Plastik und Malerei interessiert, wird durch die in den Nationalmuseen befindlichen Sammlungen reichlich befriedigt.

In nimmer ermüdendem Hasten wogt der Menschenstrom in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen hin und her, die Elektrischen, Tramway-, Stell- und schwerbeladene Lastwagen verursachen ein dumpfes Donnergeräusch; dazwischen bemerkt man eine Unmenge weiblicher und männlicher Radfahrer, die

beim Ausweichen eine staunenswerte Geschicklichkeit bekunden und lautlos auf ihren Gummirädern dahingleiten.

Sehenswert sind auch die vielen Viktualienmärkte, die mit Buden und Verkaufsläden aller Art besät sind. Ein farbenprächtiges Bild geben zur Sommerszeit namentlich die Gemüsbuden und Blumentische. Neben prächtigen Sträußen als Sendboten der Liebe liegen Totenkränze, die düsteren Zeichen der Trauer; neben der bescheidenen Feldblume prächtige Gartenblumen, die auch einzeln gekauft werden, um sich einen billigen Kranz selbst herstellen zu können. Die Höflichkeit ist an diesen Orten wenig begrenzt, die Zungenfertigkeit beim Ein- und Verkauf staunenswert.

Bereits vor 6 Uhr gelangten wir über den Franz-Josephs-Quai am Hohen- und Bauernmarkt vorüber zum Stephansplatz, an dem das erzbischöfliche Palais und das Klerikalseminar liegt und wandten uns dann zum bedeutendsten aller Bauwerke Wiens, dem Stephansdome.

Eine nähere Beschreibung dieses denkwürdigsten aller Wahrzeichen wie auch der übrigen Sehenswürdigkeiten Wiens ist nicht Zweck dieser Reiseskizze. Wer Wien besucht, findet im „Führer von Wien“, Würzburg bei Leo Wörl, Preis 50 Pfg., alles recht ausführlich behandelt.

Da zu so früher Stunde die großen Kaufläden am Graben und den Hauptstraßen noch geschlossen sind, galt unsere weitere Wanderung hauptsächlich dem Besuche der im alten Stadtteile liegenden Kirche, und zwar der Peterskirche, einer Nachahmung der St. Peterskirche in Rom, der Hofkirche St. Michael mit einer sehenswerten polychromierten Reliefdarstellung eines Ölberges an der äußeren Südseite, der Augustinerkirche mit ihrem prachtvollen Hochaltar und dem schönsten Skulpturwerke Wiens, Canovas Grabmal für die Erzherzogin Maria Christina, ferner den ganzen Reihen von Plätzen und Gebäuden an der kaiserlichen Hofburg und den Burgring mit dem Maria Theresia-Denkmal, sowie den beiden Museen, von welchen an diesem Tage nur das naturhistorische geöffnet und später auch von uns besucht wurde.

Um 9 Uhr standen wir am Eingange der Kaisergruft im Kapuzinerkloster, in der damals 132 Mitglieder des kaiserlichen Hauses, von Kaiser Matthias, gest. 1610, bis Erzherzog Karl Ludwig gest. 1896, ruhten. Der Eintritt zur Besichtigung dieses merkwürdigen Grabgewölbes ist nur zu dieser Stunde unter Führung eines Paters gestattet. Ein historisch-chronologisches Verzeichnis aller daselbst ruhenden höchsten Personen erhält man für 10 Kreuzer in der Sakristei der Kirche.

Nach einer kleinen Stärkung im Michaeler Bierhause, nahe der Burg, und nach dreistündiger weiten Wanderung durch Wien, fuhren wir mit der Tramway nach dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn, welches im Sommer während der Abwesenheit der kaiserlichen Familie nachmittags 2 Uhr besichtigt werden darf.

Der ausgeprägteste Hunger und Durst hatte sich jetzt eingestellt und führte uns nach dem „Biereck“, einer inmitten der im Biereck gebauten Marställe und Remisen verstecktliegenden Restauration der kaiserlichen Dienerschaft, auf die besonders aufmerksam gemacht wird.

Hier fanden wir einen freundlichen Wirt, einen bescheidenen Kellner, ein schönes Speisezimmer, sofortige Bedienung, treffliche Mahlzeit, billige Rechnung, dazu auch gute Unterhaltung; mehr kann und darf man als Tourist unmöglich wünschen und verlangen.

Der Besuch des Schlosses, des im französischen Stile angelegten Gartens, der nicht unbedeutenden Menagerie und des großartigen Palmenhauses nahm mehrere Stunden in Anspruch, und so war es abends 7 Uhr geworden, als uns der Stellwagen über Hizing nach Wien zurückbrachte. Mit einem Rundgange um die innere Stadt beendeten wir das ermüdende Tagewerk.

3. Tag.

über den Semmering und Mürzzuschlag nach Mürzsteg.

Der Personenzug über den Semmering nach Mürzzuschlag verläßt den Südbahnhof 8⁴⁵ Uhr, und man gewinnt daher Zeit, auf dem weiten Wege dahin noch die Kirche zum heil. Rochus und Sebastian, den Universitätsgarten und das Arsenal zu besichtigen.

Der Tag war sonnig und klar, als sich der Zug in Bewegung setzte, um uns zunächst durch eine hügelige, weinreiche Gegend über Baden und Böslau nach Wiener Neustadt zu bringen, wo stets der Maschinenwechsel stattfindet.

Es ist dies eine bedeutende Stadt, in welcher zwei Tage vorher die freiheitlich gesinnten österreichischen Lehrer versammelt waren, um über „klerikale Volksverdummung“, „Trennung der Schule und Kirche“, „Gleichheit aller Menschen“, zu debattieren. „Dittes allerwege“ und „allezeit getreu gegen die Feinde des Lichtes“, war die Parole. Solange dieser Kampfzruf gegen das Christentum und die katholische Kirche erscholl, zeigte sich die Harmonie in Wiener Neustadt; darüber hinaus lagen sich aber die Alten und Jungen, d. i. die angehenden und vollendeten Roten, derart in den Haaren, daß es zu tumultarischen Szenen und Handgreiflichkeiten kam und der Vorsitzende mit

drohender Stimme der stürmischen Versammlung zurief: „Es handelt sich um die Freiheit des Lehrerstandes; wenn Sie das nicht einsehen, werden Sie bald deutsch, czechisch und polnisch ministrieren und den Weg zur Schule über den Pfarrhof nehmen.“ — Ja, es ist ein schwerer Kampf, der gegenwärtig in Oesterreich zwischen dem Christentum und dem Neuheidentum entbrannt ist!

Auf der Weiterfahrt tut man gut, sich einen Sitz links zu erobern; denn nur von dieser Seite genießt man das ganze Panorama des Hochgebirges von der Kaxalp bis zum Sonnenwendstein und den Anblick einer wahren Schweizerlandschaft; nur von hier dringt der Anblick zu gleicher Zeit in die tief unterliegenden Täler wie auf den nahen Schnee.

Es war Mittag geworden, als wir über Gloggnitz, Payerbach und Wolfsbergtobel, über all die Viaducte und durch eine Menge Tunnels, die Station Semmering erreichten. Leider war der Aufenthalt auf dieser Station viel zu kurz, um sich hier an einer Rundschau zu erfreuen. Dennoch wird das Bild des Semmerings auch demjenigen, der es nur flüchtig gesehen hat, unvergeßlich bleiben.

Die Strecke von Semmering nach Mürzzuschlag, dem 2 Kilometer langen Tunnel mit eingerechnet, an den malerisch gelegenen Stationen Steinhaus und Spital vorüber, beträgt nur 18 Kilometer und wird in 30 Minuten zurückgelegt.

Da die Höhe des Semmerings 1400 Meter beträgt, Mürzzuschlag aber nur 700 Meter über dem Meeresspiegel liegt, so ist der Höhenunterschied zwischen den Orten auf 700 Meter zu berechnen. Mürzzuschlag, ein Hauptverkehrsplatz der österreichischen Eisenproktion, wird von Sommerfrischlern gern besucht und liegt in einer herrlichen Talschlucht der Mürz, die hier die Fröschnitz aufnimmt.

Die Fußtour von hier nach Maria-Zell beträgt 60 Klm., wird aber dadurch um 12 Klm. verkürzt, daß man in neuerer Zeit auf einer Zweigbahn noch bis Neuberg gelangen kann. Die Bahn entschließt sich zwar spät, den Zug weiterfahren zu lassen; man wartet aber gern, weil man Zeit gewinnt, diesen schön gelegenen Ort näher kennen zu lernen.

Es war 3 Uhr geworden, als wir an der Endstation Neuberg, einem industriellen Orte in prächtiger Lage, den Zug verließen, um den weiteren Weg zu Fuß zurückzulegen.

In Neuberg galt unser Besuch zunächst der herrlichen Stiftkirche, zwar ohne Turm, aber eine der schönsten Hallenkirchen Steiermarks, die zu der unter Joseph II. aufgehobenen Cisterzienserabtei gehörte.



Die Felsenburg Arva-Baralja. (Text Seite 49.)

Im Gasthof zum golden Hirsch bereitete uns Frau Schmölzer, die behäbige und freundliche Wirtin, schnell ein schmackhaftes Fastengericht in Gestalt großer Omeletten, das wir uns in dem mit Hirsch-, Reh- und Gemsgeweißen geschmückten Gastzimmer gut schmecken ließen; und nun ging es, schlankweg zu Fuß, 10 Kilometer weit, die Mürz entlang durch das romantisch gelegene Thal aufwärts nach Mürzsteg. Vor dem freundlichen Dörfchen Lanau treten die steilen Felsen stellenweise so eng zusammen, daß es nur Raum für das Flußbett und die enge Straße gibt. In Mürzsteg blieben wir im goldnen Adler, unweit der Kirche und gegenüber dem kaiserlichen Jagdschlosse, über Nacht und hatten es nicht zu bedauern, denn bei mäßigen Preisen speisten und wohnten wir vortrefflich. Das an einer steilen Bergwand erbaute Jagdschloß, ein Lieblingsaufenthalt des verstorbenen Kronprinzen Rudolf, wird regelmäßig im Oktober und Januar von Kaiser Franz Joseph besucht, um im hiesigen Hochgebirgsrevier den Gebirgshirsch und die Gemse zu jagen. Die zahlreichen waidmännischen Trophäen an den Wänden der Gemächer des Schlosses, darunter wahre Prachtstücke, geben Zeugnis davon, daß die Hand des Kaisers noch sicher, sein Auge noch scharf ist.

4. Tag.

Fußtour von Mürzsteg nach Maria-Zell.

Bereits am Tage vorher wurde uns mitgeteilt, daß die Mürzsteiger frühzeitig eine Wallfahrt nach Maria-Zell antreten, der wir uns anschließen wollten. Es war 4 Uhr morgens, da ließ der Herr Pfarrer, der die Prozession selbst geleitete, bereits die heilige Messe und die vor Eröffnung der Wallfahrtsreise üblichen Gebete. Gegen fünf Uhr begann der feierliche Auszug aus der Kirche und dem Dorfe. Am Ausgange des Ortes trennten wir uns dennoch von den frommen Wallern und wählten die zwar weitere und beschwerlichere, doch lohnendere Tour rechts der Mürz entlang.

Nach einer guten Stunde gelangt man zum Scheiterboden und auf engem Wege mittelst Stegen und Hängebrücken, die Mürz mehrmals überschreitend, in die tief eingerissene, wildromantische Felsenschlucht: „Zum toten Weibe,“ mit schäumen- dem Wasserfalle und drohenden Felsstrümmern.

Brücken und mehrere steile Treppen führen zu einer Höhle in schwindelnder Höhe, aus der sich das Wasser brausend und tosend in die Tiefe stürzt. Wer Wagemut besitzt, klettert wohl auch die Stufen hinauf und verschwindet in der geräumigen

Felsenhöhle eine Weile, um frisch vom Quell das Wasser zu schöpfen und zu trinken.

Die Gegend wird immer wilder, und ein an steiler Felsenwand hängendes großes Bild des hl. Georg in schön geschnitztem Eichenrahmen deutet darauf hin, daß einst auch die so ruchlos ermordete Kaiserin Elisabeth, als kühne Reiterin bekannt, und ihre Tochter Maria Valeria an dieser Stelle in großer Lebensgefahr — Sturz vom Pferde — geschweht haben. Der Spruch unter dem Bilde lautet:

„Heiliger Georg Reitersmann,
Der vor Gefahr uns schützen kann,
Der meine Mutter oft beschützt,
Wo keines Menschen Hilfe nützt,
Ich bitte dich mit Zuversicht,
Verweigere mir die Bitte nicht:
Beschütze stets das teure Leben,
Das mir das Licht der Welt gegeben.“

Zur Erinnerung an den 26. August 1883.

Maria Valeria.

Nach halbstündiger Wanderung öffnet sich das Tal und Freyn, ein freundliches Dörflein, liegt vor uns.

Willig folgten wir dem Rufe des Glöckleins der nahen Kirche, in der eine Anzahl Kinder ein zweistimmiges Marienlied recht hübsch sangen. „Kirche, Pfarrwohnung, Schule und Post unter einem Dache!“ rief ich verwundert auf dem Kirchplatz aus, — „und alle wohnen in Fried' und Freud' mit einander,“ entgegnete mir der freundliche Lehrer.

Das Wirtshaus, in dem wir nach fast 3stündigem, ununterbrochenem Marsche Rast hielten und uns mit „Kalbspries“ und „Zungenmuß“ stärkten, ist empfehlenswert.

Eine Stunde aufwärts liegt Geschwand. Vom Jägerhaus führt rechts bergan über die Höhe des Freynsattels ein näherer Fußweg nach Maria-Zell, der uns aber zu beschwerlich schien. Wir verblieben daher auf dem Straßenwege und gelangten nach mehrstündiger Wanderung durch enge Fluß- und Gebirgstäler über Schöneben nach Gußwerk, eine Stunde südlich von Maria-Zell, im schönen Salztal. Hier befinden sich bedeutende Eisenwerke und Geschützgießereien, früher Eigentum des Stifters St. Lambrecht, jetzt im Besitz einer Gesellschaft.

An einer Biegung der Salza sah die prächtige Gnadenkirche von Maria-Zell, plötzlich grüßend zu uns hernieder.

Allein kurz vor der Stadt mußte noch ein Berg bestiegen werden, der steil eine halbe Stunde sich emporhebt. Die Füße glitten oft aus, der Schweiß rann von der Stirn. Endlich

war der Berg bestiegen und das Ziel der Wallfahrt erreicht. Unser erster Weg war zur Kirche gerichtet, um Maria, die Gnadenmutter, zu begrüßen, um Gott für die glückliche Ankunft zu danken.

Die stattliche Wallfahrtskirche von Maria-Zell liegt gegen Osten des Ortes auf einer Anhöhe. Die Kirche ist von einer Mauer umgeben, welche vier Eingänge hat. Zum Haupteingang gelangt man auf hoher freier Treppe. In jedem Eingange stehen zwei Bildsäulen von Heiligen. Der Haupteingang ist unter dem großen gothischen Turm in der Mitte der Vorderfaçade. Dieser gothische Turm in der Mitte rührt noch von der ersteren großen Kirche her, welche 1363 von König Ludwig I. von Ungarn erbaut worden war.

Der Turm hat eine Höhe von 82 m, enthält in seiner Mitte eine große Uhr und sieben Glocken, davon eine im Gewicht von 103 Centnern. Rechts und links von diesem Turme erheben sich die beiden niedrigeren Laternentürme, welche nebst dem Schiff der Kirche im 17. Jahrhundert erbaut worden sind. Außerdem hat die Kirche noch einen Kuppelturm.

Die Kirche ist ganz mit Kupfer bedeckt und hat ein schönes gothisches, mit Basreliefs geziertes Portal. Rechts von demselben steht die aus Blei gegossene Statue des Markgrafen Heinrich von Mähren, des Erbauers der Gnadenkapelle, und links erhebt sich die Statue des Königs Ludwig I. von Ungarn, des Erbauers der ersten großen Kirche.

Das Innere der Kirche ist 90 m lang, 30 m breit und 30 m hoch. Das Gewölbe ruht bis zur Gnadenkapelle auf acht Pfeilern, der vordere Teil auf den Seitenwänden. Die uralte Gnadenkapelle mit dem Gnadenbilde erhebt sich in der Mitte des Mittelschiffes, wodurch eigentlich, weil geteilt, die Kirche, an ihrer Majestät verliert. Die Kapelle ist von Quadern erbaut und von einem Marmorgeländer umgeben. Ihr Inneres ist blau gemalt, mit goldenen Sternen außerordentlich reich geziert. Ein von Maria Theresia 1757 gestiftetes silbernes Gitter umschließt denselben. Das Gnadenbild selbst ist nur $\frac{1}{2}$ m hoch, aus Lindenholz geschnitten und stellt die auf einem Stuhl sitzende Madonna, das Jesuskind auf dem Schoße haltend, dar; die Statue ist bemalt und mit reichen Gewändern bekleidet.

Zunächst dem Gitter, auf der Evangelienseite, steht die Bildsäule des hl. Lambert, auf der Epistelseite jene des hl. Benedikt. Außerhalb des Gitters an beiden Seiten 2 gleiche Lustren, hinter diesen in der Mitte ein größerer. Die Gnadenkapelle hat ferner 12 silberne Säulen. In der Mitte der

Kapelle hängt eine silberne, vergoldete Lampe in Gestalt vom 8 Herzen, gestiftet von der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1746. Auf jedem der Herzen ist der Name je eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie eingraviert. Der Tabernakel ist von Silber.

Der Hochaltar ist von rotem und schwarzem Marmor, mit 8 großen Säulen, gefertigt. Auf demselben ist ein großes Kreuzifix von Ebenholz, mit zwei lebensgroßen Figuren aus Silber, Gott Vater und Gott Sohn darstellend, daneben zwei Statuen aus Holz in Lebensgröße, welche Kaiser Karl IV. stiftete, über dem Kreuze der hl. Geist, in Holz geschnitz, unter dem Kreuze eine große silberne Weltkugel, 2 m im Durchmesser, von einer Schlange umwunden. Sie ist zum Öffnen eingerichtet und diente einst als Tabernakel.

Die Kirche hat eine aus Marmor gefertigte Kanzel und eine große Orgel durch Sommerholzer mit einem Kostenaufwand von 30 000 fl. aufgestellt. Außerdem besitzt die Kirche zwölf Seitenaltäre. Auf den oberen Umgängen befindet sich eine große Anzahl kleiner Motivbilder, die größeren älteren über den Bogen stellen wunderbare auf Maria-Zell bezügliche Begebenheiten dar, die aber, primitiv gearbeitet, der Kirche keineswegs zur Zierde gereichen.

Ganz außerordentlich reich ist die Schatzkammer, welche eine besondere Kapelle darstellt, und in welcher öfters die hl. Messe gelesen wird. Während der Wallfahrtszeit zeigt und erklärt ein Priester die vielen, wertvollen Opfergaben und Reliquien, die in 12 Glasschränken aufbewahrt sind.

Um 6 Uhr begann die feierliche Vesperandacht mit Figuralmusik, wobei es sich zeigte, daß die große Orgel meisterhaft gespielt wird. Erhebend ist auch die Abendandacht, die vom Gesellenverein tagtäglich vor dem Gnadenbilde verrichtet wird.

Beim Kaufmann Joseph Rohrbach hatten wir eine Privatwohnung genommen und fanden hier in einem bescheidenen ruhigen Zimmer den erquickendsten Schlaf.

5. Tag.

Ein Sonntag in Maria Zell.

Die wichtigsten Wallfahrtsorte der Mutter Gottes sind bekanntlich Lourdes in Frankreich, Loretto in Italien und Maria-Zell in Steiermark.

Im Jahre 1157 wurde ein Priester aus der Benediktinerabtei St. Lambrecht in die hiesige noch von Urwäldern bedeckte Gegend gesandt, um der Seelsorge zu genügen. Er führte eine aus Lindenholz geschnitzte Muttergottesfigur das, heutige Gnaden-

bild, mit sich. Mit Hilfe der Gebirgsbewohner baute er eine Bretterhütte mit zwei Abtheilungen. In der einen wohnte er, in der andern verrichtete er vor dem auf einem Baumstamme niedergesetzten Gnadenbilde seine Andacht. Seine Frömmigkeit und sein Eifer in der Verbreitung des christlichen Glaubens zogen zahlreiche Gläubige herbei, welche an dem Gnadenbilde die Fürbitte der gebenedeiten Mutter Gottes ersuchten, und Gott wirkte durch die Verehrung des Gnadenbildes viele und augenscheinliche Wunder.

Ganz besonders merkwürdig ward aber folgendes Ereignis:

Um das Jahr 1200 erhielten Markgraf Heinrich von Mähren und seine Gemahlin in einem Traumgesichte die Weisung, sie würden ihres Siechtums, heftiger Gichtschmerzen, genesen, sollten aber zum Danke dafür in ein Thal der oberen Steiermark pilgern und dem in einer hölzernen Kapelle befindlichen Gnadenbilde eine größere, steinerne Kapelle erbauen. Sie erzählten sich am Morgen, völlig genesen, den gleichen Traum, traten die Pilgerschaft an und ließen in Maria-Zell die noch heute stehende Gnadenkapelle von Stein erbauen. Seitdem tragen Kapelle und Häuser, welche darum stehen, den Namen Maria-Zell. (Zelle Mariens.)

Der Ruf des Gnadenortes wuchs, als König Ludwig von Ungarn 1362 mit 20 000 Mann über 80 000 Mann Türken, in festem Vertrauen auf die Fürbitte der Mutter Gottes, einen glänzenden Sieg errang. Aus Dankbarkeit wallfahrte er nach Maria-Zell, erbaute eine schöne Kirche mit gothischem Turme und brachte wertvolle Geschenke für die Schatzkammer mit.

Fast alle Fürsten, Herzöge und Kaiser Oesterreichs bedachten Maria-Zell mit Privilegien und Gaben.

Auch Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth haben, wie alle ihre Vorgänger, diesen Gnadenort besucht und hier der Himmelskönigin ihre Verehrung dargebracht.

Nach Hunderttausenden berechnen sich diese frommen Waller, welche jährlich im Schweiße des Angesichts die steilen Halden betend und singend hinauf pilgern, um dort an der Stätte des berühmten Heiligtums sich den Segen des Himmels zu ersuchen.

Freilich sieht man die Pfade des Pilgrims auch manchen beschreiten, den zu den heiligen Hallen weniger die Empfindung der Andacht gelockt hat, als vielmehr die Herrlichkeit einer großartigen Landschaft. Doch mag einige dieser, viele andere jener Beweggrund die Höhe hinaufführen, alle Reize wirken zusammen, um diesem Orte der Gnade gewaltige Anziehungskraft zu verleihen.

Maria-Zell liegt an der Salza, erhebt sich 850 m über dem Meere und zählt 1200 Einwohner, deren Haupterwerb die Beherbergung der Fremden bildet. An den Sonntagen werden regelmäßig von 5 bis 12 Uhr heilige Messen gelesen, davon 3 Levitenämter vor dem Gnadenbilde mit Vokal- oder Figuralmusik eines guten Musikchors.

Die Seelsorge besorgen die Benediktiner aus St. Lambrecht, einer uralten steierischen Kulturstätte der Wissenschaft, und die vielen mit und ohne Prozession eingetroffenen Welpriester.

Viele von den erschienenen Pilgern hatten sich bereits am Tage vorher durch Empfang des Bußsakramentes für die heil. Kommunion vorbereitet und empfingen diese vor dem ersten Levitenamte, die andern umstanden vom frühen Morgen in dichten Scharen die Beichtstühle und konnten erst später kommuniziert werden.

Jeder Kommunizierte erhält zur Erinnerung an die Wallfahrt ein kleines Bild mit der Gnadenkirche und dem Gnadenbilde, welches folgende Inschrift trägt „Testimonium pro actio confessionis sacrae in alma ecclesia divinae et miraculae virginis Celensis in Styria superiori“, d. h. Zeugnis für abgelegte heil. Beichte in der Gnadenkirche der hehren und wunderthätigen Jungfrau von Zell in der oberen Steiermark.

Es war 10 Uhr geworden, als wir nach Empfang der hl. Sakramente und Anhörung der ergreifenden Predigt eines Benediktiners die Kirche verließen, um zu frühstücken und in den auf dem Kirchplaze aufgestellten Buden für Freunde und Bekannte Devotionalien zu kaufen und diese später weihen zu lassen.

Beim Mittagessen im Gasthause zur Krone verabredeten wir mit der Familie eines Weinhändlers aus Liesing bei Wien einen Ausflug nach dem eine Stunde entfernten Erlaffsee und hatten es nicht zu bedauern, hingegangen zu sein; denn es ist dies einer der schönsten Punkte der Umgegend.

Sonntags vorher waren gegen 3000 Wiener, christliche Männer, darunter Oberbürgermeister Lueger, unter Führung des Apostels der christlichen Männerwelt Wiens, Pater Abel, in der Wallfahrtskirche Maria-Zell versammelt, um im offenen ungescheuten Bekenntnis des Glaubens, in der ausdauernden Ertragung der Beschwerden der Wallfahrt, im andachtsvollen Besuche der Gnadenstätte und dem Empfange der hl. Bußsakramente den wiedererwachten Geist des praktischen Christentums der Stadt Wien zum Ausdruck zu bringen.

Auf dem Rückwege von Erlaffsee begegneten wir einer ähnlichen Wiener Prozession. Es trafen unter Führung von Don Eduard Winter, Kuratus an der Hofkirche St. Michael,

gegen 1500 Wiener Frauen soeben ein, die ein Glaube, eine Liebe und die gleiche ideale Begeisterung hierher geführt hatte.

Wie glücklich fühlten sich die frommen Wesen, als die prachtvolle, vom Abendsonnenschein beleuchtete Kirche auf sie herabblickte, wie eine erfreute Mutter auf ihre längst erwarteten, endlich angekommenen Kinder.

Am Eingange der Stadt ordneten sich die Neuangekommenen, und mehrere Priester führten sie unter Trompetenklang und Jubelgesang in das Heiligtum Mariens.

Glücklichere Wesen kann es unmöglich geben, als diese Pilger es waren, die da in Mariens Gnadentempel einzogen und während der feierlichen Vesperandacht Gott dafür dankten, daß er ihre Sehnsucht erfüllt hatte.

Die Sonne nahte ihrem Untergange, als wir zur sogenannten heiligen Brunnentapelle und dem Kalvarienberge emporstiegen, um zum Abschied uns noch einmal an der Herrlichkeit einer großartigen Landschaft zu erfreuen.

Auf dem Wege dahin begrüßten wir nochmals einen höheren Richter und seine Gemahlin aus der Heimat, die wir wider Erwarten bereits beim Eintreffen der Wiener Prozession getroffen und gesprochen hatten, und die uns für den Abend mit einer Einladung nach dem goldenen Stern, ihrem Absteigequartier, beehrten.

Sechster Tag.

Über Kernhof und St. Pölten nach Pöchlarn.

Es war bereits in der sechsten Stunde, als wir nach der ersten heiligen Messe das uns so lieb gewordene Maria-Zell mit wehmütigen Gefühlen verließen. Der Morgen war kühl und ein dichter Nebel, der sich in Gestalt von hellgrauen Wolken auf- und abbewegte, umhüllte eine geraume Zeit Berge und Täler.

Der 26 km weite Touristenpfad, welcher über Waldstern und Krumbachsattel nach der Station Kernhof führt und von den meisten Wallern eingeschlagen wird, führt zur Hälfte an der Salza aufwärts.

So mildromantisch wie das Mürztal, ist hier die Gegend freilich nicht; dennoch fehlt es nicht an steil eingerissenen Schluchten und rauschenden Gewässern, über welche wuchtige Felsmassen drohend herniederstarren.

Kurz vor Kernhof überraschte uns ein kapitaler, aber nur kurze Zeit anhaltender Regen, vor dem wir in eine Bauernhütte flüchten mußten, weshalb wir erst gegen Mittag die in einer Talweitung liegende Station erreichten.

Die Bahnhofs- und Restaurationsgebäude waren von den ankommenden und abreisenden Touristen und Wallern derart überfüllt, daß es schwer hielt, sich einen Platz fürs Essen zu erobern.

Gegen zwei Uhr bestiegen wir den Zug, der uns durch eine anmutige Gegend über Lilienfeld, Schrambach und Schrammühl gegen 4 Uhr nach St. Pölten brachte.

Ein mitreisender, mit der Gegend gut bekannter Lehrer und Botaniker bedauerte, daß wir von Maria-Zell nicht die Partie durchs Bielachtal und über Buchenstuben nach Kienberg, Endstation der Linie Pöchlarn—Gaming, genommen hatten. Sie sei allerdings die weiteste, könne sich aber an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Naturbilder mit jeder Route messen.

Wählt man auf der Hinreise nach Maria-Zell überdies von Buchenstuben den Weg durch die Erlaffgräben zum Lassingsfall und über Wienerbruck weiter nach Maria-Zell, so kann ohne Übertreibung behauptet werden, daß alle andern Maria-Zell-Routen zusammengenommen nicht soviel Großartiges und Schönes zu bieten vermögen, als diese eine unvergleichliche Wanderung.

Gern theile ich dies denjenigen Lesern mit, die bei einer etwaigen Wallfahrtsreise nach Maria-Zell die billigere Bahntour Wien, St. Pölten, Kernhof, oder Wien—Pöchlarn—Kienberg benützen sollten.

Der Aufenthalt in St. Pölten dauerte eine Stunde, der Weg vom Bahnhof, welcher unmittelbar an der Stadt liegt, bis zum Dome beträgt kaum fünf Minuten.

Das Aeußere des Domes ist schmucklos, dagegen das Innere, zumal die Fresken und Altarbilder, prächtig. Auf dem weiteren Wege durch die zwar nicht sehr große aber schöne und verkehrreiche Stadt berührten wir auch den Rathausplatz mit der Dreifaltigkeitssäule, die Franziskanerkirche und das Stadttheater; ferner die Promenade, welche die Stadt umgiebt, und an der fast alle Schulanstalten, niedere und höhere, liegen.

Die Tour St. Pölten Pöchlarn bedeutete zwar für unsere Rückreise einen nicht geringen Umweg, mußte aber eingeschlagen werden, weil wir ja auch die Donau in ihrer Großartigkeit und landschaftlichen Schönheit kennen lernen wollten, und weil gerade auf dieser Strecke sich dieser Fluß mit dem Rheine an wechselvoller Scenerie messen kann.

Müde von der Reise und den Strapazen der vorangegangenen Tage kamen wir noch vor 6 Uhr in Pöchlarn an und fanden in dem klosterartig gebauten Gasthause bei Frau Anterle,

hart am Donauufer, ein Unterkommen, das uns nach jeder Richtung hin zufrieden stellte.

Bei anregender Unterhaltung mit einigen Wiener Sommerfrischlern und im Ablick der rauschenden Donaumellen verbrachten wir einen gemüthlichen Abend.

Am jenseitigen Ufer liegt ein kahler Berg, dessen Gipfel der vielbesuchte Wallfahrtsort Maria-Tasarl krönt und dessen hellerleuchtete Fenster noch in die Dunkelheit der Nacht blickten, als wir uns zur Ruhe begaben. Ich aber summtete noch die Worte des Nibelungenliedes vor mich hin:

„Sie fügten die Hände in eines und gingen dann
In einen weiten Palast, der war gar wohl gethan,
Vor dem die Donau die Flut vorüber goß,
Da saßen sie im Freien und hatten Kurzweil groß.“

7. Tag.

Donaufahrt von Böchlarn nach Wien.

Als wir zur Frühmesse nach der Kirche gingen, war das Wetter schwankend, klärte sich aber bald, so daß wir im Laufe des Vormittags ungehindert die Stadt und die Umgegend besuchen konnten.

Böchlarn, ein kleines Städtchen, ist uns als Bechelaren aus den Nibelungen genugsam bekannt. Markgraf Rüdiger von Bechelaren, ein Vater aller Tugenden, lebte hier in seiner Burg mit seinem Weibe Gotlind und der lieblichen Tochter Dietlind in der glücklichsten Häuslichkeit. Als Kriemhild, die Hunnenbraut, gegen Osten zog, nahm er sie mit größten Ehren auf:

„Die Fenster an den Mauern traf man offen an,
Die Burg zu Bechelaren war mächtig aufgetan;
Da zogen ein die Gäste, die man gerne sah,
Gute Rast verschuf ihnen der edle Rüdiger da.“

Zum zweiten Male beherbergte Böchlarn die Nibelungen, als Kriemhildens Brüder mit großem Gefolge dem Rufe Ezels folgten; — von ihnen kehrte keiner zurück. Siegfried war gerächt; und in der Burg, von der heute keine Spur mehr vorhanden ist, beweinte Gotlind ihren edlen Gemahl. Gegenüber der Stadt liegt Klein-Böchlarn und dahinter hoch oben das Schloß des Erzherzogs Karl Ludwig, Altstetten, in wald- und wildreicher Gegend.

Ein Stück oberhalb der Stadt erblicken wir an einem fesselnden Punkte.

Persenbeug, dessen größter Reiz das Panorama der im Süden aufsteigenden Alpen bildet. Hier fällt aus roman-

tischem Waldtale die schäumende Nbbz in die Donau. Ursprünglich war Persenbeug Eigentum der bayrischen Grafen vom Sempta. Als Albrecht III., der letzte männliche Sproß dieses mächtigen Geschlechtes im Jahre 1045 starb, sollte die Feste an das Kloster Ebersberg fallen. Richildes, die Witwe des Grafen, suchte jedoch den Besitz ihrem Vetter Wolf, dem Herzog von Kärnten, zuzuwenden und lud den auf einer Reise nach Ungarn begriffenen Kaiser Heinrich III. auf ihr Schloß ein, um bei dieser Anwesenheit von ihm die Erfüllung ihres Wunsches zu erreichen. Mit großem Gepränge empfing Richildis ihren hohen Gast, die Säle hallten von fröhlicher Lust wieder, und als auch der ernste Kaiser von der heiteren Stimmung mit fortgerissen wurde, brachte die Burgfrau ihre Bitte vor. In demselben Augenblicke brach plötzlich der Boden des Saales ein, und alle Anwesenden fielen hinab in die unteren Gelasse. Viele erlagen dem furchtbaren Sturze, auch der Kaiser selbst war am Arme verletzt. Heinrich glaubte in dem Unglück einen Wink des Himmels zu erkennen und bestätigte daher die Schenkung an das Kloster Ebersberg.

Franz I. vereinigte Persenbeug mit den habsburgischen Familiengütern und ließ den teilweise in Verfall geratenen Bau in seiner heutigen Form restaurieren. Er selbst brachte alljährlich einige Sommerwochen hier zu, und nach seinem Tode wohnte bis 1873 Kaiserin Karolina in diesem Donauschlosse, jetzt im Besitze des Erzherzogs Karl Ludwig. In seiner gegenwärtigen Erscheinung vereinigt Persenbeug in sich die Baustile von 1000 Jahren; den ältesten Teil stellt die ums Jahr 900 erbaute Schloßkapelle dar.

Es war Mittag geworden, als wir von unserer lebenswürdigen Frau Wirtin Abschied nahmen und bald darauf den Dampfer „Maria-Valeria“ bestiegen. Ein frischer Lustzug wehte über die von den Strahlen der Sonne erglänzenden Fluten, und wohin wir nur blickten, reichte sich eine Fülle historischer Erinnerungen an einander.

Hier konzentrierte sich, weil landeinwärts schwer zugängliche Bergwildnis drohte, das Leben der Vorzeit auf das Gelände der natürlichen Verkehrsstraße. Hohe Waldberge und steile, mit Burgen und Schlössern gekrönte Felsen wechseln fortwährend mit einander ab.

Nur eine kurze Strecke unterhalb Pöchlarn steigt am schroffen Unterfelsen die herrliche Burg

Weiteneck auf, wie Pöchlarn einst Sitz des Markgrafen Rüdiger, z. B. im Besitz des österreichischen Kaiserhauses. Sie hat ihre Besitzer oft gewechselt und ihre Schicksale gestaltetem

sich sehr bewegt. Im 10. Jahrhundert erschienen die Magnaren vor ihren Mauern und legten sie in Trümmer. Im neuen Ausbau kam sie bald in den Besitz der Babenberger und der ungarischen Könige, dann an die Probstei St. Stephan und ist jetzt wieder Arongut.

Schon von fern erglänzt ein imposantes, prachtvolles Gebäude. Es ist dies das sehenswerte Stift

Melk. Auf einem 60 m über der Donau liegenden Felsen erhebt sich dieses palastähnliche Heim stiller Benediktinermönche. Melk blickt auf eine geschichtliche Vergangenheit zurück, wie selten ein anderer Ort. Soviel Pracht und Erhabenheit begegnet man selten in einem Kunstwerke wie hier, und man tut gut, mindestens einen Tag hier zum Besuche zu verweilen. Melk bildet gleichsam den Eingang zur Wachau, der schönsten Donaueggen. Der Dampfer passiert nun

Schönbihl. In herrlicher Lage, auf steilen, von Waldungen überragtem Granitsockel steigt dieses wohlerhaltene Schloß empor, von dem gleichnamigen, um 1300 ausgestorbenen Geschlechte erbaut. Die Burg war später Stahrenberger Besitz und heute gehört sie dem Grafen von Veroldingen. Sie schützt den Eingang zur Wachau, in der man bei jeder Biegung des Stromes neue Burgen und Schlösser gewahrt.

Rechts bei Aggsbach rücken die Berge immer mehr aneinander und nach einer kurzen Wendung erblicken wir die aus dunklem Grün hervorlugenden Spitzen der Schloßruine

Aggstein. Der Umfang dieser Felsenmassen, die kühne Auftürmung der Mauern, läßt schon auf die Stellung schließen, die diese Burg unter den benachbarten einnahm. Aggstein war das gefürchtetste Raubnest an der Donau. Zwischen Schönbihl und Aggstein haben die Raubritter, die Hunde von Ruenring genannt, den Blasturm, eine hohe Warte, errichten lassen, von wo aus mit weithin schallendem Horn das Nahen stromabwärts fahrender Schiffe signalisiert wurde, und selten kam eins ungeplündert davon. In der hart an der Donau aufsteigenden Felswand befindet sich ein wenige Quadratmeter großer Absatz. Hierher wurden von der Burg aus mit einem Seile die Gefangenen hinabgelassen und hatten nun die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Sprung in die Tiefe. Wegen des dort vergossenen Blutes wird dieser Felsen in grausamen Hohne noch heute das Rosengärtlein genannt. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist die Burg zerstört und zur Ruine geworden.

Unter den übrigen Burgen der Wachau, ein Tal, das uns in der wildesten Schönheit der Natur und der bestreichenden Romantik der Vergangenheit entgegentritt, ist noch

Spiz bemerkenswert. Die Häuser von Spiz gruppieren sich anmutig um den rebenbepflanzten Burgberg. Reiche Weinreben, sowie Obstpflanzungen ziehen sich an den Hügeln und Berge hinan und erinnern an die gepriesenste Partie des Rheins. Oberhalb ist die

Teufelsmauer, eine Reihe zerklüfteter zur Donau abstürzender Felsenkämme. Daran knüpft sich folgende Sage:

„Die Tochter eines Ritters von Aggsbach war weit und breit wegen ihrer Tugend und Schönheit berühmt, und unter ihren Freiern befanden sich auch die mächtigen Herrn von Spiz und Aggstein. Vater und Tochter waren beiden gut, um keinen von ihnen zu kränken, wurde bestimmt, daß derjenige die herrliche Jungfrau heimführen sollte, der auf dem Turnier Sieger bliebe. Das Glück lächelte dem Ruenring von Aggstein. Da beschloß der Rival, sein liebefrankes Herz in der Donau zu begraben. Schon stand er am Rande eines Felsen, von wo aus er in die Donau springen wollte, als ihm der Satan in den Weg trat und sich erbot, eine Mauer durch den Strom zu bauen, welche das Wasser bis zur Aggsteiner Burg stauen würde, so daß der Ritter seine Geliebte mühelos nach Spiz entführen könnte. Nach einigem Zögern erklärte sich der Verzweifelte einverstanden und bei Einbruch der Nacht begann der Satan sein Werk, indem er ungeheure Felsblöcke an die Donau heranschob. Die Arbeit war schwer; nur langsam schritt sie vorwärts, und endlich trächte auf dem Kirchturm zu Aggsbach als Zeichen des anbrechenden Morgens ein Hahn. Der Satan, erbost über die Störung seines Vorhabens, durchschloß ihm mit einem Pfeile den Kopf und verschwand; der Ritter aber erkannte den Frevel und büßte ihn durch eine Fahrt ins heilige Land. Noch heute steht auf dem Aggsbacher Kirhdache ein Wetterhahn mit einem Pfeile durch den Kopf.

Der Wallfahrtsort.

Maria-Lach liegt weiter unterhalb. Er soll seinen Namen dem Umstande zu verdanken haben, daß der Maler des Altarbildes der Madonna an der einen Hand sechs Fingern malte. Nach Vollendung des Bildes hierauf aufmerksam gemacht, sank der Künstler vor dem Madonnenbilde in die Knie, und da ihm die Madonna ob seiner Zerknirschtheit anlächelte, erhielt der Ort den Namen Maria-Lach.

An den Orten Arnsdorf, St. Michael, Weißenkirchen und Gartenstein vorbei, durchweg Anziehungspunkte für Maler, bewunderten wir die ausgedehnten Wein- und Obstkulturen und erreichten nun die imposante Ruine

Dürnstein, auf der von 1192 bis 1197 der heldenhafte Britenkönig Richard Löwenherz gefangen saß. Beim Anblick dieser Ruine und des herrlich gelegenen Städtchens gleichen Namens erinnert man sich lebhaft der Sage, wie Blondel, Richards getreuer Musikmeister, Europa durchzog, um seinen geliebten König zu finden. Als er erfuhr, daß in Dürnstein ein vornehmer Gefangener verwahrt werde, begab er sich dahin, fand einen stark vergitterten Turm und stimmte ein Lied an, daß er mit Richard komponiert hatte. Sogleich erscholl aus der Tiefe die zweite Strophe des Liedes. Hoherfreut erkannte Blondel seinen Herrn, eilte nach Rom, und Richard mußte freigelassen werden; denn es war Kirchengesetz, daß jeder in den Bann kam, der einem Kreuzfahrer Schaden zufügte.

In der felsigen Masse befindet sich der größte Weinkeller Oesterreichs, denn man vermag achtspännig in den Keller hineinzufahren und mit dem Gefährte umzudrehen, ohne an ein Hindernis zu stoßen.

Wenn das Stiftsgebäude Melt den Anfang der Wachau bezeichnet, so bildet das von der Sage umwobene Dürnstein den würdigen Abschluß des schönen Donautales.

Obwohl die Ufer sich nun zu verflachen beginnen, so bieten sie doch noch schöne Aussichtspunkte, den großartigsten von allen wohl in dem burgähnlichen Benediktinerkloster Göttsweih, ferner das Redemptoristenkloster in Stein und die große Stadt Krems. Krems bildet für geraume Zeit den letzten bemerkenswerten Punkt. Rechts und links ziehen sich üppige Auen dahin, die reich an Wild sind und von dem so früh verstorbenen Kronprinzen Rudolf hochgeschätzt wurden.

Von Tulln aus rücken die Berge wieder näher heran und schon schaut uns die reizende Ruine

Greifenstein entgegen, als wir vom Verdeck in das Innere des Schiffes flüchten mußten. Es ballten sich nämlich plötzlich schwere Wetterwolken zusammen, und von Blitz und Donner begleitet, ging ein wolkenbruchartiger Regen hernieder, der uns bis Wien jede Aussicht benahm.

Es war dies der Anfang des mehrtägigen Regengusses, der damals über viele Teile Deutschlands niederrauschte, diese überschwemmte und namenloses Elend über seine Bewohner brachte.

An der Hauptstation Wien-Prater quai verließen wir den Dampfer und bestiegen eiligst die elektrische Bahn, die uns in kurzer Zeit nach dem Nordbahnhof brachte.

Rückkehr nach der Heimat.

Programmäßig sollten wir noch in Wien bleiben, erst am nächstfolgenden Tage abreisen, und dann noch auf einem kleinen Umwege Eisgrub und Brunn besuchen.

Dieser Plan wurde aber aufgegeben, weil alle Anzeichen auf einen andauernden Landregen hinwiesen. Kurz entschlossen lösten wir unsere Fahrkarten und bestiegen 7⁵ den Krakauer Personenzug.

Das Unwetter wütete weiter und der Regen, von den dahinjagenden Windstößen gepeitscht, prasselte unausgesetzt an die Koupeefenster.

Um 9³⁰ war Lundenburg, 84 Kilometer von Wien, erreicht. Hier beabsichtigten wir auszusteigen, um mit der Zweigbahn Zellerndorf noch die 13 km entfernte Station Felsberg zu erreichen. In der Nähe liegt Eisgrub mit seinem weltberühmten, großen Park, der Sommerresidenz des reichen kunstsinnigen Fürsten Lichtenstein.

Das Schloß ist ein Prachtbau, der ganz den Stil des vielgepriesenen englischen Königsschlusses Windsor zeigt und in dessen weitausgedehntem kunstvollen Parke sich Natur und Kunst in seltener Pracht vereinigen.

Sturm und Regen waren jedoch zu arg, und so fuhren wir denn, ohne irgendwo noch auszusteigen, in einer Tour bis Dziedzig, und von hier zurück nach unserer schlesischen Heimat.

War der Schluß der Reise infolge des strömenden Regens auch kein befriedigender, so hatten wir doch allen Grund Gott für das gute Wetter beim Antritt und während der Reise, sowie auch für die Gnade einer glücklichen Rückkehr zu danken.



Galizien.

Das Bernhardinerkloster Alvernia und die Burgruine Lipowicz.

In kaum einstündiger Eisenbahnfahrt ist die sandige, meist mit dürftigen Kieferwäldungen und mageren Viehweiden bewachsene Ebene von Osowiec nach Krakau zu durchschnitten und das galizische Judenstädtchen Chrzanow erreicht.

Dreizehn km südlich davon, auf einem steilen Felsen des von Osten nach Westen fortlaufenden Hügellandes, liegt mitten im Walde das schöne, noch wenig bekannte Bernhardinerkloster Alvernia. Der Weg dahin führt anfangs durch wellenförmiges und so unfruchtbares Terrain, daß man beim Anblicke dem Landmann mit Rückert zurufen könnte:

„Daß ab vom törichtesten Beginnen! Du wirst die Ausaat nicht gewinnen.“

Kurz vor Alvernia wird der Boden fruchtbarer und ein steiler, mehrfach gewundener Weg durch einen schönen Wald mit gemischten Beständen führt zum Kloster.

Freundlich umsonnt, begrüßt uns die Kirche mit dem daranstoßenden Konventsgebäude und macht den wohlthuendsten Eindruck auf den Ankömmling.

Sowohl von der hohen Freitreppe, als auch von den nach Süden zu gelegenen Klosterräumen aus eröffnet sich uns hier das ganze Panorama des reizenden Weichseltales und der dahinterliegenden Beskidenkette.

Die Entstehung des Klosters fällt in das Jahr 1636, und wird als Fundator Graf Christopherus Korieczynski genannt.

Die Kirche ist kreuzförmig im italienischen Renaissancestil aufgeführt und wird durch Bogenfenster, welche in der Nähe der Decke angebracht sind, erleuchtet. Hinter dem Hauptaltare befindet sich das Chor der Brüder, und über demselben erhebt sich die Kuppel der Kirche. Außer dem Hauptaltare befinden sich noch zwei Nebenaltäre im Querschiff und vier kleine Altäre im Hauptschiffe der Kirche.

Die Renovierung der bisher ganz schmucklosen Kirche ist vor mehreren Jahren von dem bekannten Kunst- und Kirchen-

maler Stolper aus Neisse ausgeführt worden, ebenso auch die der Kapelle mit dem Gnadenbilde und sie entzückt jetzt jeden Besucher.

Die Kirche besitzt mehrere kostbare Gegenstände, die zwar in der Chronik des Klosters verzeichnet, der weiteren Öffentlichkeit aber nicht bekannt sind. Der wertvollste Schatz ist ein wundertätiges „Ecco Homo-Bild“, das ehemals der Schatzkammer Konstantinopels gehörte, und von dort an den Hof des deutschen Kaisers Ferdinand II. — 1619—1637 — gelangte. Ferdinand betete täglich vor dem Bilde und ließ auch heilige Messen vor demselben abhalten. In schwerer Kriegsbedrängnis kniete einst der fromme Fürst vor dem Bilde in heißem Gebete und als er sich erhob und zum Gehen anschickte, hörte in die Worte: „Ferdinande, ego te non deseram“ d. i. „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen.“

Nach dem Tode Ferdinands kam das auf 10000 Gulden geschätzte Bild in den Besitz seines Hofkaplans, der es später dem ungarischen Räte Sigismund Hollo überließ. Dieser gab es seinem Freunde, dem Priester Johann Michalski zu Lubom, welcher es aus Dankbarkeit den ehrwürdigen Bernhardinern zu Alvernia schenkte, weil sie seinen Vater in ihrer Kirche bestattet hatten.

Am 2. August 1686 ist das Bild in feierlicher Prozession nach der Klosterkirche zu Alvernia überführt und im Hochaltar aufgestellt worden, obschon gegen den Willen des damaligen Fürstbischofs Obersti, der es durchaus für eine der Krakauer Kirchen erwerben wollte.

Durch verschiedene Wohltäter des Klosters wurde im Jahre 1698 in einer besonderen, der vom Stolper renovierten Kapelle ein steinerner Altar errichtet und darin das Gnadenbild aufgestellt, wo es bis heute verblieben und zu sehen ist.

Das Bild ist 50 Centimeter breit und 65 Centimeter hoch. Das Angesicht des Heilandes ist auf Leinwand gemalt und in ihm sind alle seelischen Regungen vom tiefsten Schmerze bis zur Höhe der Hingebung so treffend zum Ausdruck gebracht, daß man bei seinem Anblicke tief ergriffen wird. Das Haupt mit einer aus Silber getriebenen Dornenkrone umgibt ein Heiligenschein; darüber befinden sich goldene, mit Edelsteinen besetzte Strahlen, die wiederum ringsum mit silbernen Sternen besät sind. Das Bruststück ist gleichfalls versilbert. Die unter silberner Bekleidung hervorstehenden Hände halten das mit Goldblech überzogene Rohr. Das in silberbelegten Rahmen befindliche Bild ist in einem Glasschrein, den ein schön gearbeiteter und schwer vergoldeter Bronzerahmen einschließt.

Zur besonderen Zierde gereicht der Gnadenkapelle auch das von einem frommen Ehepaar gestiftete Fenstergemälde. Es stellt



Tatra Westerdorf mit der Schlagerndorfer Spitze 2453 m. (Text Seite 70.)

den hl. Joseph mit dem Jesuskinde dar, ist im romanischen Stile alter Mosaikmanier aus dem Atelier von Vierle-Breslau hervorgegangen und erfreut ebenso durch seinen Farbenglanz, wie es durch wahrhaft religiöse Auffassung zur Erbauung und frommen Betrachtung anregt.

Das Gnadenbild ist in getreuer Nachbildung vervielfältigt worden und für den Preis von 2 Mark pro Exemplar vom Guardian des Klosters zu beziehen. Aus dem Ertrage der Bilder werden teilweise die Kosten für die Renovierung der Klosterkirche bestritten. Jeder Käufer eines Bildes gewährt somit gleichzeitig ein Almosen, durch das er den Wohltätern des Klosters beigezählt wird, deren Namen in ein besonderes Verzeichnis aufgenommen sind, und für welche das Kloster allsonntäglich das hl. Messopfer darbringt.

Außer dem vorbeschriebenen Bilder sind noch zwei Särge aus schwarzem Marmor zu sehen, worin die Gebeine der Fundatoren beigelegt sind, ferner mehrere Marmordenkmäler mit Aufschriften und Medaillonbildnissen der daselbst ruhenden Personen, endlich ein Denkmal in ausgezeichnete Ausführung, eine jugendliche Frauengestalt darstellend.

Sehr wertvoll ist die gut erhaltene Kloster-Chronik in zwei Folioebänden, welche auch die eigenhändige Unterschrift mehrerer polnischer Könige und Krakauer Bischöfe enthält.

Die Größe und Einrichtung des Konventsgebäudes, das mit der Kirche in Verbindung steht und im Quadrat gebaut ist, würde man von außen kaum erraten. In den Wänden der Gänge, die im Unter- und Oberstock rings um das Gebäude laufen und nach dem in einen Blumengarten umgewandelten Lichthof zu liegen, hängen eine Menge sehr großer alter Radierungen mit Darstellungen aus der hl. Geschichte, die für Kunstsammler hohen Wert haben.

Leider sind diese Radierungen vor langer Zeit auf Holz geklebt und ohne Glas in Rahmen gefaßt, wodurch sie sehr gelitten haben und vielfach beschädigt worden sind.

Auf der gegenüberliegenden Seite hängen eingerahmte, in Farben gehaltene Bilder aus dem 17. Jahrhundert, jedes mit der Ansicht einer der größten Städte Europas zu damaliger Zeit.

Das Refektorium, in dem sich die Brüder zu den Mahlzeiten versammeln, ist ein geräumiges Gemach und enthält Delportraits der Fundatoren des Klosters, sowie einiger Bischöfe und Äbte. Einen überwältigenden Eindruck macht hier die geschnitzte, lebensgroße Holzfigur „Christus am Kreuze“, welche neu in Farben polychromiert worden ist.

Sehenswert ist auch noch der Klosterbrunnen in der Nähe der Wirtschaftsgebäude. Derselbe ist in Felsen gehauen und hat bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 30 Metern. Im darüberstehenden Brunnenhäuschen ist eine Kurbelvorrichtung angebracht, welche die beiden großen Eimer auf und ab bewegt, und das köstliche Wasser, an dem man sich nicht satt trinken kann, herauffördert.

Der Hauptablaß in der Klosterkirche findet alljährlich am Sonntage in der Fronleichnamsoktave statt. Das günstige Wetter im vorigen Jahre hatte schon am Abend vorher eine Menge andächtiger Pilger selbst aus weiter Ferne herbeigelockt, die sich nach ihrer Ankunft durch den Empfang des Bußsacramentes auf das erhabene Fest vorzubereiten suchten. Die Dunkelheit war unterdes hereingebrochen, und nach dem Abendgottesdienst empfing bald eine kurze, meist harte Ruhe in den Gängen und Zellen die müden, auswärtigen Wallfahrer.

Gleich nach Sonnenaufgang erschallten feierlich die Glocken und luden zu den heil. Messen ein, die von den Brüdern an den verschiedenen Altären gelesen wurden. Der Hauptaltar war dicht von frommen Wallern umlagert, welche die Kommunion empfangen wollten.

Gegen 10 Uhr begann der Hauptgottesdienst im Freien. Bis in die letzten der langen Reihen drang die Stentorstimme des Kapuzinerpredigers aus Krakau, der mit großer Beredsamkeit die Erhabenheit und Bedeutung des Festes schilderte.

Nach dem Hochamte bewegte sich die Prozession in die grüne Dämmerung des Waldes hinein zu vier kleinen Kapellen. Dieselben standen unter großen Buchen, die ihre starken Aeste nach allen Richtungen hin ausstreckten. Der Altar jeder Kapelle war mit Blumen und mit dem Bilde des Evangelisten geschmückt, dessen Anfangsevangelium gesungen wurde. Es war erhebend zu sehen, wie sich außer 12 Kloster- bzw. Weltpriestern und der großen Volksmenge auch der Adel der Umgegend theils in stiller Anbetung und Betrachtung des Festgeheimnisses, theils durch Gesang beteiligte.

Hunderte von Böllerschüssen, deren Donner durch die Schluchten der Felsen und über die vorliegende Talebene ertönte, sowie ein gut besetztes Musikchor trugen viel zur Verherrlichung dieser Feier mit ihrem hochheiligen Charakter bei. Ja, in Wahrheit, wie der Bach aus tiefer Quelle strömt, so entquoll hier das Gotteslob aus dem tiefen, innersten Grunde des Herzens frommer Wallfahrer, und sein hehrer Klang vermischte sich mit dem Rauschen der grünen Blätterkronen.

Die Bewohner der Umgegend sind arm und müssen im Schweiß ihres Angesichtes dem fargen Boden die zum Unterhalte notwendigen Gaben abringen; demnach sieht man nur frische, gesunde Gesichter und bei dem weiblichen Geschlechte, das sonderbarer Weise statt Schuhen nur Stiefel trägt, eine auffallende Reinlichkeit in Kleidung und Wäsche.

Diejenigen Oberschlesier, welche Freude an dem Anblicke einer schönen, idyllischen und romantisch gelegenen Landschaft haben, gleichzeitig eine nicht weite und wenig anstrengende Wallfahrt machen wollen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß in Alvernia alljährlich noch 3 ähnliche Feste gefeiert werden, nämlich: am 2. August Portiunkula, im September Kreuzerhöhung und am 4. Oktober St. Franziskus. Für die Pilger zu diesen Festen stellt das Kloster tags vorher billige Fuhrwerke nach den Bahnhöfen in Chrzanow und Trzebinia. Auch mit einer neu angelegten Kleinbahn kann man jetzt von Chrzanow nach Alvernia kommen.

Auf dem Rückwege von Alvernia nach Chrzanow empfiehlt es sich, die zwar weitere, dafür aber lohnendere Tour über Babiße zu wählen, um auch die hoch über dem Dorfe emporragende Burg Lipowiez zu besuchen.

Bei reiner, klarer Luft ist man hier über den wunderbaren Anblick der Gesamt-Latra, die sich am südlichen Horizonte gleich einer vieltürmigen Riesenstadt abhebt, hoch erfreut und wird es dann auch verstehen, daß die in Galizien auf schöne Fernsichten angewandte Redensart: „Widok jak z Lipowca“ — eine Aussicht wie von Lipowiez — ihre volle Berechtigung hat.

Lipowiez steht auf dem letzten Vorsprunge der Hügelfette, die sich von Krakau aus am linken Weichselufer nach Schlesien zu hinzieht, und wurde im 12. Jahrhundert zum Schutze des Fürstentums Zator erbaut, war aber auch gleichzeitig mit Tenczyn der Schlüssel zur Hauptstadt Krakau.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts war Johann II., Herzog von Troppau, Teschen und Ratibor auch Besitzer von Pleß. Von hier aus überfiel er 1391 widerrechtlich die feste Burg von Lipowiez, damals Besitztum des Bischofs Jan Radlicius, und da ihm die Eroberung derselben mißglückte, verwüstete und plünderte er in rachsüchtiger Weise drei der umliegenden Dörfer.

Bei dem damaligen deutschen Kaiser Wenzel, 1378—1400, dieserhalb verklagt, mußte Johann II. die drei zur Herrschaft Pleß gehörigen Dörfer Chelm, Zmielin und Kostow an den geschädigten Bischof von Krakau abtreten. Die Verzichtsurkunde

ist am 23. August 1391 in Ratibor ausgestellt; cfr. Dr. Welzel, Geistl. Rat, Geschichte der Stadt und Herrschaft Ratibor, Seite 71. Auch als 1741 Schlessien an Preußen fiel, verblieben diese Ortschaften bei dem Bistum Krakau, und erst im Jahre 1819 bezw. 1821 wurden sie mit dem Bistum Breslau vereinigt. Zur Zeit der Reformation wurde die Burg Lipowicz ein Internat für unwürdige Staatsbeamten und Priester, von welchen viele eingemauert worden sind. Eine Anzahl dieser Kerkerzellen mit einem Gitterfenster nach dem dunklen Burghofe und einer Lucke nach dem Gange zu sind noch gut erhalten und gleichsam ein Hohn auf die herrliche Lage der Burg.

Eine enge, steinerne Wendeltreppe führt hinauf in den gewaltigen Rundturm, der sich hoch über die Burg erhebt und das Wahrzeichen der umliegenden Gegend bildet. Beachtenswert sind auch die Wohn- und Wirtschaftsräume des Hegers, der die Ruine bewohnt.

Im Jahre 1657 durch die Schweden zerstört, kam die Ruine später in Privatbesitz und ist mit dem gutherrlichen Besitze der umliegenden Ortschaften jetzt Eigentum des Fürsten Guido Hencel von Donnersmarck auf Neudeck.

Zur Station Chrzanow hat man von Lipowicz aus 2 Stunden zu Fuß zu gehen, nicht viel länger nach Oswiecim, das man in der Ebene vor sich liegen sieht.

Das Karmeliterkloster Czerna und die Burgruine Tenczyn.

Ein für Oberschlesien sehr geeigneter Sommerausflugsort ist Krzeszowice, zwei Stationen hinter Chrzanow und 25 km vor Krakau gelegen, denn weit und breit gibt es nicht bald eine Landschaft, die sich an Mannigfaltigkeit der Eindrücke mit Krzeszowice und seiner Umgebung vergleichen läßt.

Besonders sind es drei Genüsse, die Krzeszowice bietet: erstens den Park mit dem Schlosse und der Kirche am Orte selbst, dann das Karmeliterkloster Czerna im Norden, und endlich die Ruine der Burg Tenczyn im Süden gelegen.

Schon während der Fahrt von Chrzanow über Trzebina hinaus nimmt man wahr, wie die bisher einförmige Landschaft ein schöneres Gewand anzulegen beginnt. Nach Süden hin erblickt man die blauen Gipfel der Beskiden, davor einen in der Richtung der Bahnlinie streichenden, bewaldeten Höhenzug, auf dessen Gipfel eine weithin sichtbare Burgruine emporragt, und auf der entgegengesetzten Seite einen weit ausgedehnten Park, von

waldigen Höhen eingerahmt. Ein Einschnitt in die nördlich von der Bahnstrecke gelegene Hügelreihe gibt die Richtung nach dem Kloster Czerna an.

Sobald man den mit dem Bahnhof durch eine hübsche Allee verbundenen Ort Krzeszowice durchwandert hat, gelangt man an ein Flößchen, das dem Tale entströmt, und nun hat man nur nötig, an demselben entlang zu wandern.

Zu empfehlen ist es, statt auf der staubigen Landstraße zu gehen, sich an das linke Flußufer zu halten. Der hier vorhandene Fußweg führt durch den prächtigsten Schatten, der nur selten von einer kurzen, sonnigen Strecke unterbrochen wird, dem Ziele zu, und so wird der 4 km lange Weg zum Vergnügen.

Die freundlichen Häuser, an welchen man vorüberkommt, die wohlgepflegten Wege, die schönen alten Bäume sind ein Beweis, daß wir uns am Sitze eines reichen Magnaten befinden; der Blick aber auf das liebliche, kleine Tal, das wir aufwärts wandern, zeigt uns, wie viel hundert mal schöner doch, als selbst der reichste und mächtigste Mensch, die Mutter Natur eine Gegend zu schmücken vermag. Auch der Vielgereiste, der in dieses stille, weltabgeschiedene Tal käme, würde mit Genuß seine Blicke über die reizenden, mit Wäldern, Feldern und Häuschen geschmückten Hügel jenseits des drunten über die Riesel fröhlich dahinplätschernden Baches gleiten lassen; auch er würde, gleich uns, die stattliche, mit Gras und allerlei Feldblumen bekleidete Höhe auf unserm Wege, die stellenweise den nackten Fels hervortreten läßt, ersteigen und den entzückenden Ausblick von da ins Czernatal, auf die Ebene mit ihren Hügelreihen und das Gebirge, das weit im Süden „im Dufte die Welt endigt“, genießen.

Nach kurzer Zeit öffnet sich von rechts ein enges, von bewaldeten Hügeln eingeschlossenes Seitental, aus dem ebenfalls ein murmelnder Bach hervorkommt. Die Ausblicke ins Weite hören auf; aber die Natur, die immer Ersatz weiß und eine fühlende Menschenseele nie unbefriedigt läßt, bietet uns dafür uralte, stolze Buchenwaldungen und den Blick auf die nahe Lehne der jenseitigen Höhe, an der Baum über Baum emporsteigt.

Plötzlich hervortretende Steinmauern diesseits und jenseits des Baches lassen uns erkennen, daß wir in den Bezirk des Klosters gelangt sind, und von nun an begegnen wir bildlichen und plastischen Darstellungen der Person und des Leidens unseres Erlösers Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter. Bald hebt sich auch das einfach weißgetünchte Kloster aus den waldbefränzten Hügeln, die seinen Hintergrund bilden, hervor

und aus dem offenen Eingange fluten Orgelklang und Gesang, mit dem Rauschen des Waldes stimmungsvoll zusammenklingend.

Das Kloster besteht aus einem einfachen, einstöckigen Bau, der auch zugleich den Zugang zur Kirche bietet. Der Turm der Kirche, der für sich allein steht, ist mit dem Hauptgebäude durch eine freischwebende Brücke verbunden und dem Bruder Glöckner, der dort oben steht, mag bisweilen nach der weiten Welt da draußen, die er geflohen, und die doch so prangend und lockend vor ihm liegt, leise Sehnsucht durch die Seele ziehen. Und doch, wenn eine, so kann die Stätte, die er sich erwählt hat, mit ihrer köstlichen Waldeinsamkeit dazu geeignet sein, ihm den inneren Frieden zu geben, den er draußen vergebens gesucht hat. Die Wege zu diesem Ziele sind verschieden, aber das Schöne danach lebt in jeder Menschenbrust.

Die Ordensbrüder des Klosters sind Karmeliter, auch Brüder der hl. Jungfrau vom Berge Karmel genannt, und waren ursprünglich Eremiten, vom Kreuzfahrer Berthold von Calabrien 1156 auf dem Berge Karmel gestiftet. Der Patriarch Albert von Jerusalem gab ihnen 1209 eine Regel, die Honorius III. 1224 bestätigte. Durch die Saracenen vertrieben, kamen sie nach Europa, wo sie sich schnell verbreiteten. Durch den 6. General, den seligen Simon Stock, wurde auf eine Vision der allerseligsten Jungfrau hin, das Skapulier eingeführt. Bei der Milde rung der Regel durch Eugen IV. teilten sich die Karmeliter 1431 in Observanten oder unbeschuhte und in Conventualen oder beschuhte Karmeliter. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich hauptsächlich auf Unterricht und Missionen.

Das Kloster Czerna wurde um das Jahr 1600 von der Gräfin Agnes Lubomirski „Tenczyn“ erbaut. Das Bild der Stifterin hängt im großen Empfangszimmer des Klosters, ihr Leib ruht unter einer schwarzen Marmorplatte am Eingange zur Kirche, die in einfachem Barockstil erbaut ist und keine besonderen Sehenswürdigkeiten bietet. Die Altäre und die Kanzel, ebenfalls einfach und schmucklos, sind aus schwarzem Marmor hergestellt, der in nächster Nähe bei Dembnik gebrochen wird.

Der Hochaltar enthält das Bild „Elias, vom Engel geweckt, sieht vor sich ein Brot liegen und ein Gefäß mit Wasser stehen.“ Links davon steht eine Statue „Maria vom Skapulier“ und rechts „die hl. Theresia,“ die Reformatorin des Ordens.

Die zu beiden Seiten der Kirche liegenden Klostergebäude mit ihren Zellen und Gängen sind einfach, mit Kalk getüncht, aber äußerst reinlich gehalten.

Frauen ist der Eintritt in die inneren Räume unter Strafe der Exkommunikation untersagt, nur die jedesmalige Kaiserin

von Oesterreich hat das besondere Privileg, Männerklöster dieser Art besuchen zu dürfen. Kaiser Franz Joseph, der wiederum Frauenklöster der Karmeliterinnen besuchen darf, ist ein besonderer Gönner dieses Ordens, weshalb er auch das Jagdschloß Mauerberg, in dem Kronprinz Rudolf ein so tragisches Ende gefunden hat, den Karmeliterinnen überwiesen hat.

Die Karmeliter in Czerna gehören der strengen Observanz an und sind als solche Vegetarianer.

Bei meinem ersten Besuche des Klosters in Czerna, am Himmelfahrtstage 1896, wurde mir die Ehre zu teil, auch zur Mittagstafel der Ordensbrüder zugezogen zu werden. Das Menu bestand damals in einer Bohnensuppe, einem Teller Jagkraut mit wenig Salz und Schmalz zubereitet, zwei hartgekochten Eiern und einer Schnitte trockenen Brotes. Zur Feier des Festes wurde, was sonst ausgeschlossen ist, noch ein Dessert gereicht, das in einer einfachen Mehlspeise und einem Glase Bier bestand.

Leider darf man, um vielleicht mit den gelehrten Brüdern aus aller Herren Länder in angenehmer Weise zu plaudern, sich nach beendetem Frühgottesdienste nicht allzulange im Gebiete des Klosters aufhalten, wenn man auf dem Rückwege noch in Krzeszowice eintreffen will und nachmittags die Burgruine Tenczyn zu besuchen gedenkt.

Ehe wir aber wieder in Krzeszowice eintreffen, soll noch bemerkt werden, daß es ein Vorurteil gegen unsere Nachbarn jenseits der blauweißen — galiz. Landesfarben — Grenzpfähle ist, wenn man glaubt, man könne sich als Deutscher mit ihnen nicht verständigen und sei unter ihnen verraten und verkauft.

Die Geschäftsleute aller Branchen und die Beamten der verschiedensten Kategorien sprechen durchweg den anheimelnden österreichischen Dialekt: „Schauen's! Hoob die Ehr', und nix für ungut!“ Aber auch unter der sonstigen Bevölkerung sind gar viele der deutschen Sprache kundig, nicht zu vergessen der unzähligen Juden, die hier überall anzutreffen sind und deutsch sprechen; — alle kommen dem Fremden mit der den Polen eigenen Höflichkeit entgegen und geben gern jede gewünschte Auskunft.

Krzeszowice, ein Lustkurort mit einem viel besuchten Schwefelbade, macht einen recht freundlichen Eindruck, und das Essen und Trinken im Kasino bei Frau Władysława Wilkosz sowie in den besseren Restaurationen des Städtchens läßt nichts zu wünschen übrig.

Besonders sehenswert ist hier der Park mit dem im morgen-

ländischen Stile erbauten Schlosse des Grafen Potocki und die am Eingange zum Parke erbaute katholische Kirche.

Die Kirche ist nach Plänen Schinkels, bekanntlich eines der berühmtesten deutschen Architekten, erbaut. Die Front ist aus Sandstein mit den lebensgroßen aus Stein gemeißelten Statuen der vier Evangelisten geschmückt, das Innere majestätisch und frei von allen unschönen Anhängseln, die in galizischen Kirchen leider so häufig anzutreffen sind, und das Marienbild im Hochaltare — im Gesichtsausdruck Gräfin Potocki als Komtesse — wunderschön in Del gemalt. In einer Seitenkapelle ruht der Fürst Sebastian Lubomirski, 1613 Kastellan, d. i. Befehlshaber des adligen Aufgebots, der polnischen Könige.

Am 15. April 1908 wurde hier auch Graf Andreas Potocki, der in Lemberg ermordete Statthalter von Galizien, feierlich beigesetzt.

Der sehenswerte Park ist für das Publikum an allen Sonn- und Feiertagen geöffnet, doch es werden auch an anderen Tagen Ausnahmen gemacht. Die Wege sind von einer solchen Breite, daß man sieht, sie sind auf Wagen berechnet, dazu sauber und wohlgepflegt, wie man das auf dem Besitztum eines reichen Magnaten nicht anders erwartet. Große, herrliche Rasenflächen erfreuen das Auge des Beschauers, dazu hohe, weitschattende alte Bäume, manche von Ruhebänken umgeben, sowie allerlei seltene Ziersträucher, die jedes Botanikers Entzücken sind.

Das zweistöckige, nicht überladene und in würdevollem Stile gehaltene Schloß steht auf einer Anhöhe inmitten künstlerischer Gartenanlagen, und zu beiden Seiten des Vestibüls stehen eine Anzahl selten großer Agaven.

Die Zeit eilt, und so brechen wir von neuem auf, um unserem letzten Ziele, der Burgruine Tenczyn zuzueilen.

Diese liegt nach Süden heraus, also in entgegengesetzter Richtung. Der Weg ist dem Wanderer durch die ihm fast fortwährend sichtbare, auf hohem Hügel liegende Burgruine vorgeschrieben.

Man wende sich zunächst nach der Bahnstation und überschreite dort das Bahngeleis, um durch eine ausgedehnte Hopfenanpflanzung die Chaussee zu erreichen.

Biegt man hier rechts ab, so gelangt man in kurzer Zeit nach dem industriellen Dorfe Tenczynek mit der großen gräßlich Potocki'schen Dampfbierbrauerei, unweit der die Kirche steht.

Kürzer noch ist der Fußweg über die Höhe an der Chaussee hinweg, auf der links ein weit ins Land grüßendes,

steinernes Kreuz steht, während zur Rechten sich waldige Hügel nähern, die durch Kornfelder mit prächtigem Roggen von uns getrennt sind; weiterhin erblicken wir in einiger Entfernung eine Schachtanlage und sonstige Gebäude einer Kohlengrube, wie denn auch hier und da Kohle zutage tritt.

Von der Kirche aus mit ihrem für sich stehenden Turme geht die Richtung gerade auf die Schloßruine, „Zamek“ genannt, zu.

Am Ausgange des Dorfes beginnt ein sandiger Weg, der teilweise zwischen Wiesen und einem Teiche vorüberführt; aber bald sind wir an einem umfangreichen Walde angelangt, der sich nördlich der Burgruine ausbreitet und diese eine Zeit lang unseren Blicken verschwinden läßt. Ein hoher Fichtenwald nimmt uns in seinen kühlen Schatten auf, so daß es trotz des Sandes eine Lust ist, darin zu wandeln.

Tritt man aus dem Walde heraus, so ist auch schon auf einer rechts von uns gelegenen stattlichen Höhe die Ruine zu erblicken, und mit frischem Mute steuern wir durch den tiefen Sand, der indessen bald aufhört, dem Ziele zu.

Noch eine kurze Weile steil aufwärts, und wir stehen plötzlich vor gewaltigen Mauern und damit auf dem historischen Boden der früheren Schloßburg Tenczyn.

Biel imposanter noch präsentiert sich die Ruine von der Südseite; denn von hier aus sieht man die dunklen, vielgestalteten Steinmassen, die meilenweit nach allen Richtungen hin sichtbar sind, senkrecht aus der Talebene emporsteigen.

Tenczyn wurde im 13. Jahrhundert als Verteidigungs- und Schutzburg für die damalige Haupt- und Residenzstadt Krakau erbaut und war der Sitz der polnischen Kronhüter.

In dem Kriege, der nach dem westfälischen Frieden zwischen Karl X. von Schweden und dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gegen Johann Kasimir von Polen entbrannte und der am 1. Mai 1660 mit dem Frieden im Kloster zu Oliva bei Danzig seinen Abschluß fand, fiel Tenczyn unter dem Fürsten Lubomirski durch Verrat an die Schweden und ging in Flammen auf.

Mit welcher Erbitterung der Kampf geführt worden sein mag, davon zeugen die Massen- und Einzelgräber in der Nähe der Ruine, auf die der Landmann und Forstarbeiter bis in die jetzige Zeit hinein bei seiner Arbeit zuweilen noch stößt.

Längst „ist Gras gewachsen über die Geschichte“ und wo einst vielleicht edle Frauen vergeblich die feindlichen Söldner um Erbarmen angefleht, wo so mancher Todesseufzer verhallt und mancher Tropfen Bluts in den Boden gesiebert ist, da schmückt

jetzt eine üppige Blumenwelt und allerlei Gebüsch die Stätte der Zerstörung, daß sie einen recht anmutigen Anblick gewährt.

Je weiter wir in das Innere des außerordentlich geräumigen und umfangreichen Burgbezirks kommen, desto mehr müssen wir über die Schönheit und Größe der Ruine, die nicht bald ihresgleichen findet, staunen.

Hier und da finden sich gewaltige, bisweilen frei stehende Mauern von der Höhe eines mehrstöckigen Hauses; mächtige Thürme umgeben die Ruine an allen vier Ecken und schauen stark und trotzig ins weite Land hinaus, wie einst in alten Zeiten, wo sie gewiß manches Unrecht haben verteidigen helfen.

Die Mauern sind meist aus dem in dieser Gegend verbreiteten Sandstein, seltener unter Benützung von Ziegeln erbaut.

Eine Treppe, nicht allzu kunstvoll, aber doch leicht zu ersteigen, winkt uns, die Aussicht von den oberen Räumen aus zu genießen und dort, in einem der beiden nach Süden gelegenen Fenster sitzend, schauen wir mit Entzücken in die schöne Welt hinaus, die sich unter uns und vor uns ausbreitet.

Ein kluger Mann muß es gewesen sein, der sich diesen, die ganze Umgegend beherrschenden Punkt — 450 m hoch — zum Sitze ausgesucht hat. Vielleicht hat auch ihn eine romantische Laune mit zur Wahl des Platzes bestimmt, obgleich man wenig geneigt ist, dergleichen von jenen eisern gepanzerten Herrn anzunehmen.

Es hat einen eigenen Reiz, an solch einer großartigen geschichtlichen Stätte zu stehen, zumal wenn diese zu gleicher Zeit auch dem schönheitsdurstigen Sinne so viel zu bieten vermag.

Da tritt er wieder vor unsere Seele, der einstige Besitzer dieses festen Schlosses, wie er soeben seine junge Gemahlin in sein Besitztum geführt hat und nun, mit ihr an das Fenster gelehnt, stolzen Gefühles auf das weite Land hindeutet, das alles sein eigen ist; oder wir sehen, wie im „Sänger“ von Goethe, in dem weiten Saale, der sich ehemals an dieser Stelle befunden haben mag, stolze Ritter und schöne Frauen zum Feste versammelt waren, wir hören von hier oben den Lärm der Troßknechte, die im Hofe ihr Wesen hatten, wir hören wohl auch mit Grausen die Seufzer der Unglücklichen, die drunten im Burgverließe schmachteten, und danken im Stillen Gott, daß diese Zeiten ritterlicher Willkür und Gesetzlosigkeit für immer vorbei sind.

Jetzt flattern hier Schmetterlinge von Blüte zu Blüte, Käfer und Ameisen eilen geschäftig hin und her, und in der Dämmerung schießen scharenweise flinke Turmschwalben in raschem Zickzackfluge durch die Lüfte und umkreisen die Ruine.

In der Ferne erblicken wir die Bestiden, in deren Mitte die Königin des Gebirges, die Babiagóra, ihr stolzes Haupt erhebt; davor liegt ein weelliges Hüggelland, meist bewaldet, wie denn das freundliche Grün überall dem Auge begegnet, in Wäldern, Aekern und Wiesen. Im Hintergrunde, nach Südosten, winken von einer Höhe herab die statilichen Türme des wegen seiner schönen Lage vielbesuchten Camaldulenserklusters Bielany bei Krakau und dicht daneben in weitester Ferne die zerklüfteten, schneebedeckten Gipfel der Tatra.

Diese Stunde auf der Burgruine Tenczyn, das fühlt jeder Besucher, bildet den Glanzpunkt des Tages.

Doch die Zeit rückt vor, und so müssen wir uns, wenn auch mit Gewalt, von dem herrlichen Panorama losreißen, um noch rechtzeitig auf dem Bahnhofe in Krzeszowice zur Rückfahrt nach Oberschlesien einzutreffen.

Das Camaldulenserklaster Bielany bei Krakau.

Wer zur Sommerzeit auf einer Fahrt nach Krakau in Krzeszowice aussteigt und die kleinen Beschwerden einer eintätigen Fuhtour nicht scheut, hat sich auf dem anmutigen Wege über die stolze Burgruine Tenczyn zu dem berühmten Camaldulenserklaster Bielany ganz besonderer, genußreicher Reiseindrücke zu erfreuen.

Der Weg von der Schloßruine Tenczyn nach dem Camaldulenserklaster Bielany führt über eine hügelige Landschaft mit prächtigen Fernsichten, welche durch einen steten Wechsel von Getreidefeldern, Wiesen und kleinen Wäldchen belebt wird und die Ortschaften Rudno, Żalas, Santa, Czulow, Raszow und Wiszki berührt.

Hat man das Städtchen Wiszki im Rücken, dann ragen rechts auf schroffer Felsmasse die Ruinen der einst stark befestigten Abtei Tyniec, dicht am rechten Ufer der Weichsel empor, links erhebt sich auf hohem Hügel ein kuppelartiges Fort, und dazwischen liegt malerisch auf weitblickendem, bewaldetem Kalksteinfelsen das an geschichtlichen Erinnerungen reiche Camaldulenserklaster Bielany, Erasmus Montis Argentini genannt, zu dem von der alten Handelsstraße der Breslau-Krakauer Chaussee aus ein mehrfach gewundener Weg hinaufführt.

Der Stifter des äußerst strengen Ordens der Camaldulenser ist der hl. Romuald, geboren 952 zu Ravenna, gestorben 1027 zu Camaldoli im toskanischen Appennin.

Als Jüngling, Zeuge eines Zweikampfes, in welchem sein Vater, der Fürst Sergius Honesti, einen Verwandten tötete, eilte er erschüttert vom Schauplatz der Frevelthat in ein nahegelegenes Bernhardienerkloster, um für seine Mitschuld Buße zu tun. Später führte er in der Nähe von Venedig ein außerordentlich abgetötetes Leben, und als sich allmählig um ihn viele andere Männer sammelten, denen es ernst war, der Eitelkeit der Welt zu entfliehen und das Reich Gottes zu suchen, gab er ihnen eine besondere Ordensregel, welche die Zurückgezogenheit des Einsiedlerlebens mit den Übungen des klösterlichen Lebens verband. Die berühmteste der von ihm gestifteten Niederlassungen war die zu Camaldoli in Toskana, nach welcher der Orden den Namen erhielt.

Im Jahre 1605 berief der polnische Landesmarschall Nikolaus Wolski die Camaldulenser aus Italien nach Wielan. Krakau hatte damals, zur Zeit Sigismund III., der 1609 die Residenz nach Warschau verlegte, durch religiöse Kämpfe viel zu leiden, weil Adel und Städte der Reformation zugetan waren. In dieser traurigen Zeit, als die Welt sich der Zügellosigkeit und dem Sinnesrausche hingab, mußte es selbst auf die entartesten Gemüter tiefen Eindruck machen, zu sehen, wie Männer von Gelehrsamkeit, Bildung und hervorragender Stellung sich in Selbstverleugnung und Buße übten und ihre Beispiele zeigten, was der durch göttlichen Beistand gestärkte menschliche Wille vermag.

Die mit drei hohen Türmen geschmückte Klosterkirche und das Stift mit seinen Refektorien, dem Archive und der Bibliothek, den Kellerräumen und Stallungen, sowie die in einer Doppelreihe zwischen Blumengärtchen liegenden sechzehn Mönchsmohnungen, bedecken den ganzen Gipfel des Berges. Hier befindet sich auch der 85 m tiefe Klosterbrunnen.

Sowohl vom Balkon des geräumigen Empfangsaales, als auch von den Fenstern sämtlicher nach Süden gelegener Zimmer eröffnet sich ein wundervolles Landschaftsbild. Zu den Füßen des Beschauers liegen, von dem mehrfach gewundenen Silberbände der Weichsel durchzogen, grüne Wiesen, wogende Getreidefelder, da und dort im Grünen versteckte Dörfer; seitwärts nach Osten zu tritt Krakau mit seinen vielen blinkenden Türmen und hellleuchtenden Hügeln hervor, westwärts, am jenseitigen Flußufer, die grotesken Ruinen von Tyniek. In grader, südlicher Richtung, weit über die Weichsel hinweg, erblickt man neben der Ruine

Landskorona die Gnadenkirche Kalvaria und den Gebirgsstock der Babiagóra; am äußersten Horizonte schimmern die schneebedeckten Gipfel der Tatra. Ein Bild voller Reize und Großartigkeit!

Rings um die Kirche und die Klostergebäude liegen, von Mauern eingefriedet, terrassenartig die großen, äußerst wohlgepflegten Obst-, Gemüse- und Blumengärten, 2 Glashäuser und eine Menge Frühbeete sowie ein Bienenstand von etwa 40 Stöcken.

Weiterhin beginnt nun das eigentliche Eremitorium, ein etwa zehn Hektar großer, mit hoher Mauer abgeschlossener, tiefschattiger Hochwald, der von Fußwegen durchquert ist und den Mönchen als angenehmer Erholungs- aber auch als ernster Betrachtungsort in der Zeit dient, welche zwischen den Stunden des Gebetes und der Arbeit liegt.

Wie bereits erwähnt, bewohnt jeder Mönch seine eigene Einsiedelei mit kleiner Kapelle, die von einem Blumengärtchen umgeben ist. Ein einfacher Tisch und Stuhl, ein Bücherregal, ein Bett mit harter Strohmattreze und grober Wolldecke, ein tönerner Krug, ein Trinkbecher, einige Bilder an der weißen Wand und etliche schöne Topfblumen im Fenster, das sind die Geräte und der Schmuck einer Kamaldulenserzelle.

Allmitternächtlich ertönt die Glocke zu den Metten. Dann erhebt sich die gesammte Bruderschaft vom harten Lager und begibt sich in gehöriger Ordnung in die Kirche, wo sie einer zweistündigen Gebets- und Andachtsübung obliegt. Der tiefe Ton des nächtlichen Glockenrufes, welcher durch die Stille der Nacht sich über die Täler und Waldschluchten verbreitet und da unten ein mahnendes Echo wachruft; der dumpfe, düstere Gesang der Ordenspriester, die an beiden Seiten des Altars knien; die Lichterstrahlen, welche über die härtigen Gesichter und die weißen Gewänder der Mönche hinweggleiten, — es ist ein mächtig ergreifender Anblick. Außerdem versammeln sich die 6 Priester mit den 8 Klerikern und den Klosterbrüdern noch sechsmal des Tages zu gemeinschaftlichem Gebete in der Kirche.

Der Frühgottesdienst findet zwischen 6 $\frac{1}{2}$ und 7 Uhr morgens statt. Jeder Priester liest in einer der Kapellen eine stille heilige Messe, während der Prior diese am Hochaltar abhält. Die Orgel und jede andere Instrumentalmusik ist nach der Ordensregel verboten. Den Mönchen ist es nicht erlaubt, geistliche Funktionen für das Volk zu verrichten. Fremde, denen auf vorheriges Läuten an der Torglocke Einlaß gewährt wird, dürfen auch allein, ohne Führung der Mönche, das Kloster und die Konventsgebäude besichtigen; Damen dagegen ist es nur an drei bestimmten Tagen des Jahres gestattet einzutreten.

Der Orden schreibt als beständige Übung den Mönchen strenges Fastes und Schweigen vor. In ihren Zellen widmen sich die Mönche ausschließlich dem Lesen der heiligen Schrift und religiöser Werke oder irgend einer manuellen Beschäftigung. Mit Ausnahme der größeren Feste nimmt jeder der Mönche seine Mahlzeit allein in seiner Zelle ein und genießt am Freitag nur Wasser und Brot. Der Genuß von Fleischspeisen, nicht aber der Fische, ist gänzlich verboten. Alle Anachoreten tragen lange Bärte und geschorenes Kopshaar, die Priester eine schmale Haarkrone. Die Kleidung ist aus grobem, weißem Tuch gefertigt und besteht aus einer bis an die Knöchel reichenden Tunika mit Kapuze, worüber beim Eintritt in die Kirche eine Mantelpelerine angelegt wird. Die Lenden umgürten die Priester mit einem weißen Tuchcingulum, die Laienbrüder mit einem schwarzen Lederriemen. Die Sandalen bestehen aus schwarzem Leder mit starken Holzsohlen.

Die Gestalt eines jeden Anachoreten ist achtungsgebietend, der Gang ernst und gemessen. —

Die Kirche, in Form eines Rechteckes gebaut, ist ein stattliches Gebäude im Stile der Spätrenaissance. Der Hochaltar, durch eine Kommunionbank aus schwarzem Marmor vom Schiffe getrennt, ist zwar von einfacher Structur, hat aber ein schönes Bild der Himmelfahrt Maria von Michael Stachowiz, von dem auch die zwei Wandgemälde im Chore gemalt sind. Außer dem Hochaltar enthält die Kirche noch 10 Altäre in den Seitenkapellen, die an Pracht den Hochaltar bei weitem übertreffen. Besonders sehenswert ist die Kapelle des heil. Romuald mit Wandgemälden von Donabelli, ferner die des heil. Sebastian mit einem wertvollen Oelbilde dieses Heiligen. Jede dieser à la fresco gemalten Kapellen, die mit einander durch marmorbekleidete Türen verbunden sind, ist nach dem Schiffe der Kirche zu offen und von diesem durch eine niedrige Kommunionbank aus schwarzem Marmor geschieden. An den Wänden im Schiffe der Kirche sind mehrere Marmor-Grabdenkmäler und Tafeln zur Erinnerung an die Wohltäter dieses Klosters angebracht, und in der darunter liegenden Gruft ruhen außer dem Fundator andere berühmte und hochgestellte Männer, die sich um das Kloster verdient gemacht haben. —

Unter dem Hochaltar befindet sich die geräumige Kapelle der 5 hl. Märtyrer aus dem Orden der Kamaldulenser. Von hier gelangt man zu der Katakombe, in der seit 1733 die Brüder beerdigt werden. Die Katakombe enthält vierzig Grabhöhlen in 4 Etagen, eine stets zur Aufnahme für den nächsten Toten geöffnet.

So einfach das Leben eines Samaldulensermonches ist, so prunklos sind auch die letzten Ehren, mit denen er zu Grabe geleitet wird. Das Ordenskleid, in dem er stirbt, ist ihm Sarg und Leichentuch. In den Armen seiner Mitbrüder wird er fortgetragen und mit Lobgesängen in das enge Bett gelegt, um den letzten langen Schlaf zu schlafen. Die Grabstätte wird alsdann vermauert, der Grabstein mit einem kleinen schwarzen Kreuze geziert und darunter des Verstorbenen Ordensname, Geburts- und Todestag verzeichnet.

Die Sakristei enthält an Sehenswürdigkeiten eine herrliche Monstranz aus dem Jahre 1696 und drei Geschenke des Papstes Paul V., nämlich ein in Silber gefasstes Kreuz und zwei Reliquienkästchen aus Ebenholz. Über 100 Messgewänder, davon die meisten mit kunstvoller Stickerei, sind in den das geräumige Gemach einschließenden Wandschränken aufbewahrt. Die Füllungen der Schränke sowie auch die der Kirchenbänke bestehen aus ornamentaler Mosaikarbeit, von den Mönchen in Jahrzehnten mühsam aus Nußbaum- und Ahornholz angefertigt.

Im nördlichen Flügel des Konventsgebäudes befindet sich die Bibliothek und das Klosterarchiv. Die Bibliothek zählt in zwei Zimmern über 6000 vorzügliche, zum Teil seltene theologische Werke. Von hier aus eröffnet sich dem Auge eine wohlthuende Aussicht nach dem bewaldeten Lomniezberge und einem alten Schloßchen, einst Eigentum der Justus Ludwig Decius, Geheimsekretärs Sigismund August II., des letzten Jagellonen, unter dem Polen noch einmal zu letzter Macht und Größe sich erhob. Das Archiv enthält das reiche, historische Material der hiesigen und der übrigen sechs Niederlassungen in Polen und Lithauen.

Schließlich sei noch auf ein an der südwestlichen Seite des Klosterhofes aufgeführtes, stattliches Gebäude aufmerksam gemacht, *Furestacya* genannt, worin in früherer Zeit häufig Könige und Bischöfe Aufenthalt nahmen, um in stiller Zurückgezogenheit geistliche Sammlung oder in angenehmer Sommerfrische Erholung zu suchen.

Das Kloster übt gern und reiche Gastfreundschaft aus, und sein liebenswürdiger Prior gewährt bereitwillig die Bitte um eine Nachtherberge. Begnügen sich auch die Mönche selbst mit schmaler, einfacher Kost, so gibt es für ihre Gäste doch stets etwas Besseres an Speise und Trank, — zur Nacht meist eine Milchsuppe, Seheier mit Weißbrot und marinierten Thunfisch mit ölgemachtem Salat, dazu ein Glas erfrischenden, dalmatinischen Weines. Der Thunfisch, bis 5 Meter lang und 900 Kilo schwer, ist der größte Fisch, der seines schmackhaften

Fleisches wegen gefangen und von Venedig aus eingesalzen versendet wird.

Ein geräumiges Zimmer mit jeder Bequemlichkeit wird zur Schlafstätte angewiesen, und nach dem Frühgottesdienste erhält man im Refektorium einen guten Kaffee mit schmackhaftem Weizenbrot und schöner Klosterbutter. Dankerfüllten Herzens scheidet darum Jeder, der im Kloster Bielany Gastfreundschaft genossen, von dieser frommen Stätte, an der man zugleich geschaut hat, wie Demut und Gehorsam, Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung auf wahrhaft christliche Weise geübt wird.

Nach dem Abschied vom Kloster ist eine Stunde später der Kosciustohügel auf dem Bronisławaberge erstiegen. Das Auge schwelgt hier in der weiten Rundschau über Krakau, die weite Weichselebene und gegen die Karpaten. Ehe wir aber den Gedenthügel verlassen und die kurze Wanderung nach der alten Krönungsstadt der polnischen Könige antreten, senden wir noch einen Dankesblick und beste Segenswünsche nach Bielany hinüber, dessen Türme uns über die bewaldeten Berggipfel hinweg die letzten Grüße zuminken.

Der vielbesuchte Wallfahrtsort Kalwarya in Galizien.

Die beiden berühmtesten Wallfahrtsorte der Polen sind das Paulinerkloster Czenstochau jenseits der russischen und das Bernhardinerkloster Kalwarya jenseits der galizischen Grenze. Beide Orte sind von Oberschlesien leicht zu erreichen und werden daher auch von unseren polnischen Landsleuten gern besucht. Während man nun nach Czenstochau am bequemsten über Lubliniz und Preußisch-Herby gelangt, führen nach Kalwarya mehrere Schienenwege, nämlich über Oświęcim-Stawina, Dziediz-Bieliz und Oderberg-Teschen.

Die Hochflut des Pilgerverkehrs nach Kalwarya findet in der „Charmoche und zum Feste „Maria Himmelfahrt“ statt, und dann ermäßigt die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn die Fahrkartenpreise auf der Lokalbahn Bieliz-Kalwarya, die Staatsbahn auf der Strecke über Stawina dagegen nicht.

Was nun Kalwarya den Vorzug über Czenstochau verschafft, das ist seine malerische Lage inmitten bewaldeter Berge und der herrliche, weitausgedehnte, parkartig angelegte Kalvarienberg mit dem Schmerzenswege Mariä.

Wenn man in Kalwarya ankommt und den Blick nach



Die Gnadenkirche der schwarzen Madonna in Gzenstochau. (Text Seite 135.)

Süden richtet, dann sieht man links einen freistehenden, steilen Berg, der mit einer Burgruine, Landskorona, gekrönt ist.

Gegenüber steht auf einem hohen Hügel, an dessen Fuße sich das Städtchen Kalwarya ausbreitet, dominierend die hübsche zweitürmige Hauptkirche „Portiunkula“ und das große Bernhardinerkloster Kalwarya mit seinen vielen Hallen und Höfen, unmittelbar dahinter auf einer scharfen Anhöhe die Mutterkirche „Ukrzyżowanie“.

Von hier führt ein Fußweg nochmals einen steilen Berg hinan in einen schattigen Buchenwald, in dem versteckt die Einsiedelei „Maria Magdalena“ liegt.

Nicht weit davon stand einst das Schloß des Burgfräuleins Katharina Wlodkowska, die von Straßenraub lebte. Auf Befehl Kasimir III. wurde Katharina im Jahre 1478 gefangen genommen und lebendig verbrannt, das Schloß aber zerstört. Aus den Ruinen, die teilweise noch zu sehen sind, wurde das Kirchlein „Maria Magdalena“ und die Wohnung des Einsiedlers gebaut.

Das Tal zwischen der Burgruine Landskorona und dem Kloster Kalwarya durchfließt ein Bach, Cedron genannt, und weil man erkannte, daß die ganze Gegend viel Ähnlichkeit mit Jerusalem habe, wurde hier ein Kalvarienberg und Schmerzensweg Mariä errichtet, um die Geschichte des bitteren Leidens Jesu Christi in anschaulichen Bildern darzustellen.

Die 35 Kapellen und 7 konsekrierten Kirchen dieser Anlage sind durch Wege mit schattenspendenden Bäumen und buschigem Strauchwerk unter einander verbunden, ziehen sich von der hohen Bergeshalde der Mutterkirche „Ukrzyżowanie“ hinab bis zur Kirche Mariä Himmelfahrt im grünen Wiesentale des Cedronbaches, und dann wieder aufwärts zur Hauptkirche Portiunkula.

Der Besuch sämtlicher Kapellen mit einer der vielen Prozessionen, die sich nicht allzuschnell und in langem Schlangenzuge fortbewegen, nimmt einen vollen Tag in Anspruch.

Die Fernsicht von der Ruine Landskorona, aber auch vom Kloster Kalwarya aus, reicht nach Osten über das vorliegende Hügelland hinüber bis nach Krakau, während im Süden in nicht zu weitem Hintergrunde die Berge der 1700 Meter hohen Babiagóra das prächtige landschaftliche Bild abschließen.

Ueber die Entstehung von Kalwarya enthält die Klosterchronik folgende urkundliche Nachrichten:

„In der Abenddämmerung des grünen Donnerstages 1597 erschienen dem frommen Starost Nikolaus Zebrzydowski und

seiner Gemahlin Dorothea auf dem der Burg Landskorona gegenüberliegenden Berge „Zarek“ drei strahlende Kreuze. Da der Starost — Starosten hatten Kronleihen und eine besondere Gerichtsbarkeit — hier schon öfters Feuer, das vom Himmel fiel, erblickt hatte, beschloß er an dieser Stelle eine Kirche ad St. Crucem zu errichten.

Als zu derselben Zeit ein Edelmann, namens Hieronymus Strala, eine Pilgersfahrt nach dem heil. Lande unternahm, bat der Fundator, ihm von dort Pläne verschiedener Sanktuarien mitzubringen.

Bei der Rückkehr legte nun Strala dem Starost auch einen Plan von Jerusalem vor, und mit Staunen erkannte dieser, daß die Lage des Zarekberges und seiner Umgebung der von Jerusalem ähnlich sei.

Er beschloß daher hier auf polnischer Erde ein Bild von Jerusalem zu schaffen.

Im großen Jubeljahre 1600 ließ Nikolaus Zebrzydowski zunächst die Kirche „Ukrzyzowanie“ auf dem Berge Zarek an derselben Stelle aufbauen, an der ihm die drei strahlenden Kreuze erschienen waren, und den Berg selbst von nun an „Kalwarya“ benennen.

Die vier Altarbilder der Kirche: „Christus wird ans Kreuz geschlagen, erhöht, herabgenommen, ins Grab gelegt“, sind Kunstwerke ersten Ranges.

Im Jahre 1602 wurde auf dem nunmehrigen Kalvarienberge das Kirchlein des hl. Grabes erbaut, und am Feste desselben der Grundstein zu der jetzigen Hauptkirche „Portiunkula“ oder „Engelstönigin“ gelegt.

Weil nun die Wächter des hl. Grabes in Jerusalem stets Franziskaner gewesen sind und zu diesen auch die Bernhardiner gezählt werden, wandte sich der Fundator an das Ordenskapitel derselben in Radom mit der Bitte, ihm einige Priester nach Kalwarya zu senden, damit er ihnen das Kloster mit der Kirche und dem Kalvarienberge anvertrauen könnte.

Die Bitte wurde mit Dank angenommen, und bald darauf trafen drei Klostergeistliche aus Lublin ein, die sich hier niederließen und den Kirchenbau leiteten.

Am 2. August 1602 wurden die Fundamente gelegt und der Grundstein vom päpstlichen Legaten Klaudius Ramponi in Gegenwart des Bischofs Bernhard Maciejowski, vieler Geistlichen und einer unzähligen Volksmenge geweiht.

Der Bau der Portiunkulakirche wurde 1609, der der Kreuzwegkapellen 1620 beendet. In diesem Jahre starb auch der Fundator Nikolaus Zebrzydowski, der in der Kathedrale zu

Krakau begraben wurde. Sein Sohn und Nachfolger, Johann Zebrzydowski, legte den „Schmerzensweg Mariä“ an und erbaute die prächtige Doppellirche „Mariä Himmelfahrt“ im Tale des Cedronbaches.

In dieser Zeit versuchten es feindliche Orden zweimal, den Kloster- und Kirchenbau in Kalwarya zu verhindern und zu zerstören.

Im Jahre 1605 überfiel unerwartet der ungarische Graf Sandekli, Herr des Liptauer Gebiets und der Uroa, die Burg Landstorona und Kalwarya, wurde aber mit Gottes Hilfe zurückgewiesen. Sieben Jahre später suchte dessen Sohn Nikolaus das Kloster Kalwarya zu zerstören; allein Zebrzydowski, der es rechtzeitig erfuhr, zog dem Feinde bis Sanbusch entgegen und besiegte ihn dort.

Im Jahre 1609 war der Bau vollendet und die Kirche am 2. August desselben Jahres durch den Fürstbischof Peter Tylicki aus Krakau konsekriert.

Die silberne Statue der Mutter Gottes als Königin der Engel, die vorher von Papste Sixtus V. in Rom geweiht und dann im Dome zu Krakau aufbewahrt wurde, ist an diesem Tage im Hochaltar der Kirche aufgestellt worden.

Das große Wandbild rechts davon erinnert an die Wallfahrt des Königs Wladyslaw IV., der hier nach seiner Rückkehr aus dem Türkenkriege 1621 Gott für den verliehenen Sieg dankte, das links wiederum an den Besuch des österreichischen Kaisers Franz und seiner Gemahlin Karoline im Jahre 1817.

Ueber das wundertätige Marienbild, das in einer besonderen Kapelle der Portiunkulakirche aufgestellt ist, erzählt die Chronik folgendes:

„In dem nicht weit entfernten Dorfe Kopytow lebte der durch Geburt und Tugend ausgezeichnete Gutsherr Stanislaus Paszkowski, in dessen Besitz sich ein altes Delbild der Mutter Gottes mit dem Jesukinde befand, welches man das „Gnädige“ nannte. Gern und oft betete der fromme Besitzer vor dem Bilde. Da ereignete sich am 3. Mai 1641, dem Tage der Kreuz-Auffindung, etwas Wunderbares an diesem Bilde: es vergoß in Gegenwart des Pfarrherrn aus Marcypporemba und der sämtlichen Gutshewohner mehrere blutige Tränen. Der Besitzer erblickte in dieser Tatsache den Finger Gottes, und da es nicht erlaubt ist, ein wundertätiges Bild in einem Privathause zu behalten, wollte er dasselbe nach abgelegter Beichte in die Pfarrkirche nach Marcypporemba tragen. Eine unsichtbare Macht aber lenkte seine Schritte nach dem Kloster Kalwarya,

wo er den Mönchen das Wunder erzählte, und diese bat, das Bild in ihrer Kirche aufzubewahren. Als bald verbreitete sich die Nachricht davon in der ganzen Gegend und viel Volk eilte herbei, um die Spuren der blutigen Tränen in der Nähe zu sehen, Gott zu preisen und sich dem Schutze der Gnadenmutter anzuvertrauen. Die Klostergeistlichkeit unterbreitete das Ereignis der bischöflichen Behörde in Krakau, und diese ließ die Sache durch namhafte Theologen untersuchen. Im Herbst des Jahres 1642 kam der Diözesanbischof Thomas Obersti persönlich nach Kalwaria, verhörte die Zeugen, die bereits mit Gnaden bedacht worden waren und überführte das Bild aus der Sakristei, wo es bisher untergebracht war, in die Kirche. Johann Zebrzydowski erbaute im Jahre 1658 für das Gnadenbild eine besondere prächtige Kapelle von Quadersteinen, in der es noch heute zu sehen ist.

Die vielen Gnaden und Wunder vor dem Bilde veranlaßten das Kloster beim heil. Stuhle die Krönung des Bildes mit goldenen Kronen zu erbitten. Die Bitte wurde von der höhern und niedern Geistlichkeit unterstützt, worauf der heilige Vater Leo XIII. im März 1887 ein Dekret erließ, in welchem er den Kardinal Albin von Donajewski zu Krakau mit dieser Krönung beauftragte.

Dieser vollzog am 15. August 1887 unter Assistenz von 3 Bischöfen diesen feierlichen Akt, zu welchem sich 300 Priester und 200 000 Pilger aus Galizien und den angrenzenden Ländern eingefunden hatten.

Noch feierlicher wurde das 300-jährige Jubiläum des Klosters im Monat August 1902 begangen, zu dem sich sieben Bischöfe, darunter der Kardinal Johann von Roziński-Buzyna aus Krakau, 400 Priester und gegen 500 000 Menschen eingefunden hatten, von welchen 156 000 die heilige Kommunion empfingen.

Das Jubiläum endete mit der Weihe eines Denkmals des heil. Franziskus auf dem Paradiesplatze durch den Erzbischof Weber aus Lemberg, und ohne, daß sich während der Festtage ein Unfall ereignet hätte.

Durch die Bulle: „Splendor paternae gloriae“ des Papstes Paul V. sind mit dem Besuche von Kalwaria besondere Ablässe verbunden, worüber der Auktos bereitwillig jede gewünschte Auskunft gibt.

Eine sechstägige Reise über den Klimczak und die Babiagóra nach Kalvaria und Kraśan.

Viele hunderte wanderlustiger Oberschlesier fahren zur Sommerszeit allsonntäglich mit dem Sonderzug nach der schönen Nachbarstadt Bielitz, um von hier entweder die weniger bekannte galizische Seite der Beskiden, den Hanslik- und Josefsberg, oder den gegenüberliegenden allbekannten Vater Klimczak zu besuchen. Dennoch kehren gar manche dieser Halbtagsausflügler von dieser Tour mit Schelten über allerlei Unzuträglichkeiten zurück und sind nichts weniger als befriedigt worden. Woran mag dies wohl liegen?

Wer Ruhe, Erholung und ungestörten Genuß in der schönen Gebirgsnatur sucht, kann dies alles nur dann finden, wenn er das Gedränge der Massenausflüge meidet, das besonders an den Sonn- und Feiertagen im Touristenhause auf der Kammnitzer-Platte und in der Klementinenhütte auf den wahren Naturfreund lästig einwirkt und die Reiselaine zu verderben droht.

Es empfiehlt sich deshalb, den Klimczak in engerer Gesellschaft zu besteigen und zwar so, daß man beim Beginn einer mehrtägigen Beskidenreise in einer der oben befindlichen Schutzhütten nächtigt. Bieten sich doch hier bisweilen Reize eigener und überraschender Art dem Auge dar, die man niemals vergißt.

1. Tag.

Eine Nacht auf dem Klimczak.

Im Anschluß an die Züge, die bald nach der Mittagszeit von Rattowitz und Oberberg aus in Dzieditz eintreffen, kommt man 2⁴⁰ in Bielitz an.

Diese reiche und schöngelegene Stadt besitzt keine außergewöhnlichen Sehenswürdigkeiten; wert eines Besuches ist aber jedenfalls der oberhalb der Synagoge gelegene evangelische Friedhof mit seinen künstlichen Gartenanlagen, den prächtigen Grabmälern und dem herrlichen Ausblick über die Schwesterstädte Bielitz-Biala hin nach dem Gebirge zu.

Bei der Rückkehr von diesem Orte der „ewigen Ruhe“ gelangen wir unweit des Hotels „Kaiserhof“ an die Haltestelle der elektrischen Lokalbahn und auf dieser zehn Minuten später in den Zigeunerwald mit seinen schönen Baumgruppen und schattigen Wegen.

Der Aufstieg von hier nach dem Klimczak, entlang den braunmarkierten Baumstämmen, ist im Ganzen mäßig, und nur

die Pfade auf den Ziegenbock und die Rammnitzer-Platte sind steil und mühevoll.

Sowohl auf diesem Wege, wie auch vom Touristenhause der Rammnitzer-Platte aus genießt man die reizendste Aussicht auf die westlich und östlich der Bialka gelegenen Berge und das ebene Vorgelände, an dessen Horizont eine Rauchsicht die Lage von den gewerbesleißigen Orten des oberschlesischen Industriebezirktes verkündet.

Wir wollen aber auch noch die Aussicht von der Klementinenhütte, die wiederum andere Reize zeigt, genießen. Über dem bewaldeten Gipfel des Klimczak hinweg, kommen wir dort bequem eine halbe Stunde später an. Zwar sendet uns die Sonne bereits ihre letzten Grüße zu, bevor aber die Nacht ihren dunklen Mantel über die Erde ausbreitet, kann sich das Auge doch noch über die malerische Lage des tiefliegenden Dörfleins Bystrai erfreuen und den Blick bewundernd über das Szczyrk- und Bialkatalal erheben.

Plötzlich wird der vom Winde gebauschte, aufsteigende Nebel stoßweise aus den Schluchten und Tälern über die Berg Rücken hinweggeschleudert. Gegen Mitternacht rauscht ein kurz, anhaltender Plagregen nieder, der die Atmosphäre reinigt, und sternhell erglänzt darauf die Nacht.

Frühmorgens umspannt ein breiter Farbensaum den Osten, der feurige Sonnenball erhebt sich am Himmel und steigt in leuchtender Pracht empor. Täler und Schluchten, Wälder und Auen, Städte und Dörfer dagegen bedeckt ein dichtes Nebelmeer, das gleich den sturmgepeitschten Meereswogen hin und her wallt. Über diesem Nebel, auf der Spitze des Berges stehend, schaut das Auge gebannt in die wilde Pracht hinein, aus der hundert von Bergspitzen gleich grünen und blauen Eilanden emporragen: fern im Westen die Lissahora, weit im Süden die vielen schneebedeckten Spitzen der stolzen Tatra, links davon der Gebirgskopf der Babiagora und in greifbarer Nähe Skrzeczna, Hanslik, Josefsberg, Ziegenbock und Salzberg. Wie lieb und wert macht doch ein solcher Anblick dem Touristen die wunder schöne Gotteswelt!

2. Tag.

Über Sanbusch nach der Babiagora.

Um den Bielitz-Sanbusch'scher Zug, der um 10 Uhr vormittags in Wilkowitze eintrifft, zu erreichen, muß man zwei Stunden vorher von der Klementinenhütte nach Bystrai herabsteigen.

Die Nebel sind um diese Zeit bereits verschwunden, und bald erblicken wir vor uns das weite, liebliche Tal von Sanbusch, das von der Sola durchströmt wird, welche von rechts die von Osten kommende Kaszerowa aufnimmt.

Im Tale angelangt, erreichen wir in kurzer Zeit das Sanatorium und die Wasserheilanstalt am Orte, und da die Zeit nicht drängt, können wir uns noch in der Kurhaus-Restaurations zur Weiterreise stärken und auch den anstoßenden schattigen Park mit seinen hübschen Gartenanlagen besichtigen.

Um 10²³ trifft man bereits in Sanbusch und gegen 11 Uhr in Jelesna ein, wo man nach fünfstündigem, rüstigem Marsche über Kaszerowa das am nördlichen Abhänge der Babiagora gelegene große Gorallen-Dorf Zamoje erreicht.

Der bequeme Tourist fährt wohl über Jelesna hinaus nach Makow und von hier per Wagen nach Zamoje, — oder er geht zu Fuß von Jelesna über Krzizowa nach Polhora und besteigt die Babiagora von Süden her ohne große Anstrengungen; auch wenn man von Jelesna über Huciszko nach Lachowice — 18 km — weiter fährt, kann man von hier aus die Babiagora in 3 bis 4 Stunden erreichen.

Wer aber Natur und Romantik liebt, geht über Kaszerowa, besteigt die Babiagora von Norden und freut sich, wenn er durch Talschluchten und auf steilen Abhängen die höchste Bergspitze, den Diabelnik, erklettert hat und nun plötzlich eine schöne Landschaft wie ein schönes Zauberbild vor sich auftauchen sieht.

Zamoje, vielfach von Sommerfrischlern und brustkranken Personen besucht, liegt in schwindsuchtsfreier Höhe an der Skawa und wird ringsum von Bergen bis 1700 m hoch eingeschlossen.

Bei dem Gastwirt Brüll, der im Dorfe noch zwei Kommanditen besitzt, erhält man ein preiswürdiges Unterkommen und durch dessen Vermittelung auch den zu zwei Ausflügen benötigten Führer.

Es empfiehlt sich aber, sofort nach der oberhalb des Dorfes hinter der großen, erzherzoglichen Sägemühle liegenden Kommandite zu gehen, und den in der Nähe wohnenden Förster um Begleitung zur Riefentanne zu bitten.

Dieser Baum, der zweitgrößte in den österreichischen Staaten und matka Babiej góry — die Mutter der Babiagora — benannt, hat über neun Meter Umfang und steht unmittelbar über einer starken Bergquelle mit herrlichem Wasser, kurz an einer Stelle, von der man sagen darf: „Hier kann man die Waldfee belauschen, wenn sie ihre Fäden spinnt, hier versteht man das Geflüster der Moos- und Heidejungfrauen zu deuten.“

Gegen 8 Uhr abends ist das Tagespensum beendet, und falls man den noch weiten Weg zur Wirtschaft sparen will, findet man auf dem primitiven Heulager einer Scheuertenne, für das der Herr Förster in edler Gastfreundschaft sorgt, den erquickendsten Schlaf.

3. Tag.

Besuch der Babiagora.

Hat man am Tage vorher mit dem Führer bereits ein Abkommen getroffen und sich hinreichend für den ganzen Tag mit Proviant versehen, so kann morgens 5 Uhr der Ausbruch nach dem Gipfel der 1720 m hohen Babiagora beginnen.

Der Weg führt anfangs stellenweise durch einen Urwald, der sich selbst und der zerstörenden Einwirkung von Sturm, Wetter und Fäulnis überlassen bleibt, steil aufwärts. Nach etwa 2 Stunden wird an einer schönen Bergwiese, an der letzten Quelle, die man antrifft, Halt gemacht und ausgeruht. Der Weg wird jetzt beschwerlicher; man gelangt bald in die Regionen des Knieholzes, und nachdem auch diese durchschritten, ersteigt man über Felsgeröll, zwischen denen nur noch Alpenpflanzen spärlich Nahrung finden, die Spitze des Berges, den „Diabelnik“.

Durch die herrliche Aussicht über weite Landstrecken, hinter denen sich der Pilsko, das Urvagebirge und am fernen Horizonte die Tatra mit ihren sonderlichsten Formen und die Zipzer Magora erhebt, ist man für die beschwerliche Tour reichlich entschädigt; fürwahr, es ist ein Panorama von seltener Schönheit und Übersichtlichkeit.

Leider fehlte es bisher hier oben an einer Schutzhütte, obwohl das Bedürfnis dafür seit vielen Jahren erkannt worden ist. In neuerer Zeit fanden sich aber dafür begeisterte Fürsprecher, und das neu erbaute Schutzhaus sorgt jetzt, wenn man oben schweißtriefend anlangt, für die beste Verpflegung.

Auf dem Rückwege veranlasse man den Führer, den Weg nach der tiefer liegenden Sennhütte — szalas — zu nehmen. Das Panorama ist fast ebenso prächtig; man freut sich über das bescheidene Glück der Hirten und hat gleichzeitig Gelegenheit, dem Melken der Gebirgsschafe und der Zubereitung des Schaffläses, der Brinse, beizuwohnen.

Die Hirten sind wetterharte Männer, die von den Gebirgsbewohnern, den Gorallen, einzelne Schafe in Pflege nehmen, sie zu Herden vereinigen und diese dann den Sommer über auf den hohen Berglehmen und Gebirgskämmen weiden, damit sie im wohlgenährten Zustande später zum Schlachten verkauft werden können.

In der Nacht und über Mittag ruhen die Schafe, von bissigen Hunden bewacht, dicht aneinander gedrängt in Hürden, und werden beim Austreiben auf die Weideplätze mit staunenswerter Schnelligkeit von den Hirten abgemolken. Tritt das Schaf aus der Hürde, dann bleibt es aus Angewöhnung plötzlich mit ausgespreizten Hinterbeinen stehen; ein kräftiger Druck mit beiden Handflächen auf das volle Euter von hinten her, und ein Tassenkopf fetter Milch entströmt zischend daraus in eine untergestellte Milchgelte.

Bricht man von der Sennhütte um 4 Uhr auf und kommt wieder zu der Quelle an der Bergwiese, dann gelangt man auf einem seitwärts ausmündendem Reitswege mit geringem Umwege bis in die Nähe des Brüll'schen Gasthauses. Von hier aus gewährten bei unserer Ankunft die vom Abendrot bereits vergoldeten Bergspitzen einen prächtigen Anblick, und in überwältigender Größe tritt die Natur dem Reisenden entgegen.

4. Tag.

Die Burgruine Landskrona.

Von Zawoje erreicht man auf dem Wege an der schmucken Dorfkirche, die von Touristen gern besucht wird, vorüber in drei Stunden die Stadt Makow und dann per Bahn Sucha. Der Zug in der Richtung nach Podgorze—Krakan fährt 12⁴⁵ ab und kommt $\frac{3}{4}$ Stunden später in Stronie, eine Station vor Kalvaria, an. Der Fußweg über die Berge nach Landskrona, teilweise entlang der halbsbrecherischen, hauptsächlich für strategische Zwecke erbaute Bahn, ist äußerst lohnend. Hat man sich in der Propination des Städtchens gestärkt und erholt, so wie an der vor sich liegenden Landschaft erfreut, dann steigt man zu der Burgruine hinauf, von der leider nur noch wenig Reste erhalten sind. Hier hatten die Ahnen des Grafen Zebrzydowski, deren Bilder in den Hallen des von ihnen begründeten Klosters Kalvaria hängen, ihren Stammsitz.

Die Lage und Fernsicht über das vorliegende Hügelland bis nach Krakau hin ist so schön, daß man sich nicht eher davon zu trennen vermag, bis die Wolkenmassen im fernen Westen vom Purpurgold zur sanften Rosenröte verglühn. Da der freundliche Wirt des Städtchens civile Preise macht, bleibt man gern bei ihm über Nacht.

Ein heiterer Vorfall, den der Verfasser und sein langjähriger Reisegefährte seiner Zeit in diesem Städtchen erlebten, sei hier kurz wiedererzählt.

Ehe wir zur Ruhe gingen, setzten wir uns noch auf eine Bank vor die Thür und unterhielten uns mit einigen Herrn, die

sich zum Abendschoppen eingefunden hatten, in der anregendsten Weise über die verschiedensten Dinge, insbesondere aber über die Entwicklung des galizischen Schulwesens.

Die redseligen Gäste an einem Nebentische, die polnisch sprachen, hielten uns für deutsche Professoren, die zwar gelehrte Leute seien, ihr Wissen aber nur aus Büchern schöpfen. In Wirklichkeit sei der Schäfer da unten im Tale viel klüger und erfahrener als alle diese gelehrten Herren mit ihren verkehrten Ansichten, die zwecklos auf den höchsten Bergspitzen umherklettern, wohin kein vernünftiger Mensch steigt, weil dort eben nur tote Steinmassen zu finden sind.

So harmlos auch diese Unterhaltung war, zeigte sie jedoch, wie wenig interessant viele Talbewohner die wilde Romantik der Gebirgswelt finden und wie selten sie sich in diese höheren Regionen verirren.

5. Tag.

Das Bernhardinerkloster Kalvaria.

Will man sich an der Schönheit eines Sommermorgens erfreuen und die Sonne majestätisch über die fernen Berge am Horizonte emporschweben sehen, dann bietet sich hier die beste Gelegenheit dazu. Begleitet von den Gedanken, daß die Erscheinungen in der Natur an Großartigkeit alle Werke der Menschen übertreffen, treten wir nun den Weitermarsch um den Berg an, dessen Gipfel die Ruine schmückt.

Im Tale angelangt, erklingt der Schall des Glöckleins der Kirche „Mariä Himmelfahrt“ in den stillen, leuchtenden Morgen hinaus, und willig folgen wir seinem Rufe zu dem weltberühmten Heiligtume, in dem schon Millionen Trost gefunden haben.

Nach der Feier des hl. Geheimnisses, dargebracht von einem greisen Priester des Klosters Kalvaria, und nach Besichtigung der prächtigen Kirche geht's wieder aufwärts die Kastanienallee an den Kreuzwegkapellen entlang nach dem schönen hochgelegenen Bernhardiner-Kloster Kalvaria mit seinen vielen Hallen und Höfen, das in der vorigen Skizze bereits ausführlich beschrieben worden ist.

Am Kloster vorüber, immer talabwärts, gelangt man nach dem Städtchen Kalvaria, wo man in einer der Propinationen rechtzeitig zum Mittagessen anlangt.

Ist man nicht sehr ermüdet, so besuche man noch die $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt liegende Brandys'sche Brauerei und den daranstoßenden, gutgepflegten Gemüse- und Obstgarten.

Mit dem Zuge, der 4³⁰ abfährt, gelangt man durch eine reizende Hügelandschaft über Stawina 6³⁰ in Podgorze an.

Die Fußtour durch diese verkehrsreiche Stadt über die Weichselbrücke und dem Kasimiers nach dem Ringe von Krakau in das Lokal zu Fuchs oder Hawelka dauert $\frac{1}{2}$ Stunde und ist so anziehend, daß man nicht bald die auf diesem Wege empfangenen Eindrücke vergißt.

Wer volles Verständnis der polnischen Sprache hat, besuche gegen 8 Uhr das Theater, andernfalls mache man noch einen Gang durch die berühmte Markthalle des Rathauses und besuche die Promenade, an der auch das neue Universitätsgebäude liegt.

Ein Nachtlager zum mäßigen Preise erhält man im Hotel zur Stadt Lemberg oder im Hotel Klein, beide unweit der Promenade in der Nähe des Bahnhofes. —

6. Tag.

Ein Sonntag in Krakau.

Will man nach allen Richtungen hin in das Leben der alten Residenz- und Krönungsstadt der polnischen Könige einen Einblick gewinnen, dann tut man gut, die Reise so einzurichten, daß dieser Tag auf einen Sonntag fällt.

Durch Trompetensignale, die von der Höhe herab über ganz Krakau und darüber hinaustönen, werden wir frühzeitig aus dem Schlummer geweckt und stehen bald darauf auf dem großen Ringplatze, dessen Häuser durchweg alter Bauart sind, wie es die in spitzen Bogen auslaufenden Türöffnungen und die noch gut erhaltenen Wölbungen der unteren Gemächer beweisen. Von dem 81 m hohen Turme der herrlichen Marienkirche, die hier steht, werden vom Mai bis Oktober zwischen 5 und 6 Uhr morgens auf zwei Trompeten nach mittelalterlichen Melodien Choräle gespielt, welche man volkstümlich „Hainal“ nennt und durch das Außergewöhnliche die Aufmerksamkeit jedes Fremden fesseln.

In der Mitte des Ringplatzes stehen die Tuchlauben, „sukiennice“ genannt, ein stattliches, mittelalterliches Gebäude, das eine Mischung verschiedener Stilarten darstellt. Längs beider Fronten sind Arkaden, von welchen man in die Gewölbe gelangt. In der inneren Riesenhalle befinden sich der Länge nach zu beiden Seiten Krämerladen. Im ersten Stockwerke dieses Gebäudes befinden sich zwei große Säle, von denen einer die permanente Ausstellung der Gesellschaft der bildenden Künste enthält, während sich im andern das Nationalmuseum befindet. Das Denkmal des größten polnischen Dichters Adam Mickiewicz steht auf der Ostseite der Tuchlauben. Auf der Westseite des Ringes werden zu dieser frühen Morgenstunde

bereits Stubenvögel, Tauben, Geflügel und Kaninchen feilgebieten und die Liebhaber dieser Tierchen, die sich zahlreich einfanden, bilden oft ganz ergötzliche Gruppen.

Um acht Uhr beginnt der Gottesdienst bei den Jesuiten in der benachbarten schmucken Barbarakirche, in der auch deutsche Sonntagspredigten gehalten werden.

Eines Besuches besonders wert ist die davorstehende große Hauptkirche St. Maria. Diese Kirche hat zwei hohe Türme und enthält viele herrliche Kunstwerke von Veit Stwoz, Daszkiewicz, Matejko u. a. Das berühmteste Kunstdenkmal dieser Kirche ist der Hauptaltar, ein griechisches Triptychon. Der mittlere Teil und die Seitenflügel sind mit vergoldeten und bemalten Skulpturen, in Holz ausgeführt, bedeckt und gelten als das größte Meisterwerk von Stwoz.

In der Nähe liegt auch die Dominikanerkirche, im gothischen Stile erbaut, aber ohne Turm. Sie enthält zahlreiche Kapellen und historische Denkmäler. Die stockhohe Kapelle des heil. Synazinth, geb. 1183 zu Stein bei Groß-Strehlitz, in welche man von der Kirche aus gelangt, besitzt einen Marmorsarg mit den Reliquien dieses Heiligen, auf welchem vier Engel angebracht sind.

Die neu restaurierte Kathedrale auf dem Wawel, in welcher von mittags 12—1 Uhr sämtliche Kunstschätze unentgeltlich gezeigt und nach Wort und Bedeutung besprochen werden, ist in fünf Minuten zu erreichen. Die Kathedrale, ursprünglich im gothischen Stile und dreischiffig erbaut, ist später mit einer Reihe von Kapellen umgeben worden, wodurch die Bauart sehr geändert worden ist.

Wenn man durch das Hauptportal die Kirche betritt, steht mitten im Hauptschiff das stattliche Denkmal des heil. Stanislaus, ein Altar unter einem Baldachim, unter welchem Engel einen Sarg mit den Reliquien des Heiligen halten. Die Engel und der Sarg sind von Silber.

Im Hochaltar befindet sich ein prachtvolles Relief des hl. Stanislaus von Peter Vischer aus Nürnberg. Rings um die Seitenschiffe befinden sich 18 Kapellen, eine Sakristei und die Schatzkammer der Kirche. In der Kapelle des Grafen Potocki steht das Meisterwerk Thormaldsens: „Der segnete Christus“ aus larrarischem Marmor in natürlicher Größe ausgeführt. Alle Kapellen, wie auch die Kirche selbst sind an Kunstwerken der Architektur und Skulptur reich, ja sogar überladen. Die königlichen Gräber befinden sich in einer romanischen Krypta am Eingange der Kirche und in einer Krypta unter dem Pres-

hinterium, sind zusammen in 22 Sarkophagen untergebracht und für die Besuchenden zugänglich.

Auf dem Rückwege gehe man durch die Citadelle und blicke von oben herab auf das rege Leben der vorüberfließenden Weichsel, statte auch einen kurzen Besuch der Apostelkirche mit dem Grabe des polnischen Chrysostomus, Peter Skarga, sowie der Franziskanerkirche ab.

Zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse begeben man sich wieder in das bereits liebgewordene Sameltasche oder Suchosische Lokal und dann zum Zuge, der um 3 Uhr über Oświęcim oder Oberberg nach Schlesien zu abfährt.

Wer sich aber noch zwei seltene Genüsse für wenig Geld bereiten will, der bleibe den Nachmittag über noch da und fahre erst am nächsten Morgen ab.

Der erste Gang gilt dann der Bildergallerie in den Tuchlauben. Man findet hier Kunstwerke, z. B. die lebenden Jackeln des Nero von Siemiracki, die Niederlage der Ordensritter durch die Polen bei Tannenberg, die Huldigung Preußens von Matejko u. s. w., die den Beschauer stundenlang zu fesseln vermögen. Die Motive dieser Bilder, an Naturwahrheit und Farbenschönheit unübertrefflich, sind meist der polnischen Geschichte, sowie der Landschaft und dem Stillleben Polens entnommen. Es sei gestattet, wenigstens eines dieser Bilder genauer zu beschreiben. „Die Jackeln Neros“ stellen den Augenblick dar, als der römische Hof mit dem in einer Prachtlektika getragenen Imperator Nero dem Martyrium der Christen zusieht, welche der Brandlegung Roms beschuldigt sind. Die christlichen Opfer sind oben an Pfahlstangen angebunden und mit einem brennbaren Material umwickelt; sie erwarten den grausamen Befehl Neros, daß die mit angezündeten Jackeln harrenden Henker ihren Körper in Brand setzen. In die Zuschauermenge brachte der Künstler eine ganze Reihe schöner, typischer Gestalten aus der Zeit des verfallenen römischen Kaisertums. Den Hintergrund des Bildes bilden Palastbauten.

Zum Schlusse begeben wir uns in den tiefschattigen Garten des Schützenhauses am Bahnhofe, wo jeden Sonntag ein Konzert der Militärkapelle stattfindet. Die Leistungen der österreichischen Militärmusik garantieren dafür, daß wir auch dem Ohre noch einen Genuß bereiten, durch den es für die bisherige stiefmütterliche Behandlung vollauf entschädigt wird.

Ghe wir von Krakau scheiden, wollen wir noch einen Blick auf den ausschließlich von Juden bewohnten Stadtteil „Kaszmiers“ werfen, der weiter östlich vom Schloßberge liegt. Die

Armseligkeit des meist stagnierenden Menschenstromes, in welchem man hier zu schwimmen hat, läßt sich schwer beschreiben. Die unzähligen Kramläden, die unnennbaren Artikel des Kleinhandels unter den hebräischen Schildern, die faltigen Gesichter der älteren Frauen, die verkommnen Kindergestalten, die langen grauen, schwarzen und roten Bärte und Haarlocken, die verschmigten und verkümmerten Physiognomien, — wenn man eine Stunde lang zwischen allen diesen Bildern und Eindrücken sich bewegt hat, so fühlt man das unwiderstehliche Bedürfnis, sich wieder herauszuringen an die frische Lebensluft. Der dritte Mensch, an dem man vorübergeht, trägt einem ein Geschäft an oder animiert zum Eintritt in einen Trödlerladen. Wie raffiniert man hierbei vorgeht, zeigt folgender Fall: „Ein Pfarrer aus Oberschlesien kam mit seinem Neffen, der vor dem theologischen Konkursexamen stand, nach Krakau und besuchten hier auch den Kasimirz. Durch Trödler fortwährend belästigt, sagte endlich der Student zu einem derselben in abweisendem Tone: „Was ich brauche, haben Sie ja doch nicht.“ — „Was braucht der Herr?“ — „Konkursexamen.“ — Habe ich auch!“ — Neugierig gemacht, betraten die Herren den Laden. Der Jude durchstöberte fortwährend „Konkursexamen“ murmelnd, eine Menge Schubladen, kletterte dann an verschiedenen Stellen bis zu den höchsten Fächern hinauf und stellte sich schließlich ganz ermattet vor den Studenten mit der Erklärung: „Konkursexamen eben ausgegangen; kaufen der Herr etwas anderes!“ Die List war geglückt, denn einige Kleinigkeiten wurden nun dem schlauen Hebräer wirklich abgekauft.



R u ß l a n d.

Czenstochau, der weltberühmte Wallfahrtsort in Russisch-Polen.

Wer sich vorher eine Legitimationsskarte, den sogenannten Halbpaß, verschafft und einen Teil seines Reisegeldes in Rubel umgewechselt hat, kann von Ratibor aus über Oppeln und Lublinz schon in 6 Stunden Czenstochau, den bedeutendsten Wallfahrtsort der Polen, erreichen. Bei Benutzung des Zuges, der von hier um 3⁴⁵ abfährt, trifft man z. B. Sonntags schon um 10 Uhr zum Hauptgottesdienste in der Czenstochauer Gnadenkirche ein, muß aber dann auf der Station vor der Stadt, in der Nähe der Barbarakirche, aussteigen. In Herby lagen früher der russische und der preussische Bahnhof 15 Minuten auseinander, die zu Fuß zurück gelegt werden mußten und wobei auch die russische Kammer zu passieren war. Beim Überschreiten der Grenze wurde man zwar mit kühlem Beamtengeſicht empfangen und von einem bis an die Zähne bewaffneten Grenz-Rosaken zur nahen Revisionshalle — der Kammer — geführt; stimmten aber die Angaben im Halbpaß nur annähernd, so verlief die Revision ruhig und schnell und unbelästigt durfte man weiter fahren. Jetzt erübrigt sich dies, weil die Züge direkt über die Grenze fahren und die Paßrevision auf dem Bahnhofe in Russisch-Herby stattfindet.

Nur noch 15 Kilometer von Herby entfernt, erhebt sich das weltberühmte, altersgraue Kloster der Mönche des hl. Eremiten Paulus auf der Höhe des Klarenberges, auch Jasnagóra genannt, mit dem wunderthätigen Bilde der sogenannten „schwarzen Madonna“. In früheren Zeiten stand hier ein einfaches hölzernes Kirchlein. Als es zu verfallen begann, ließ der Piastenfürst Wladislaus von Oppeln, Herr von Czenstochau, an dessen Stelle eine Kirche und ein Kloster errichten und berief aus Ungarn die Jüngern des hl. Eremiten Paulus. Am 9. August 1382 zogen die Mönche in Czenstochau ein. Zugleich ließ der fromme Fürst in der Klosterkirche das berühmte schwarze Marienbild aufstellen, jenes Gnadenbild, welches zur Verehrung der schwarzen Madonna bei dem gesamten polnischen Volke

Veranlassung gab. Das Bild ist byzantinischen Ursprungs. Der Legende nach ist es vom heil. Lukas in dunklen Farben auf eine Platte von Cypressenholz gemalt worden. Die Platte selbst, vom hl. Josef hergestellt, ist das Blatt des Tisches der allerseligsten Jungfrau Maria, an dem sie ihre Gebete verrichtete, arbeitete und an dem die hl. Familie ihre Mahlzeiten hielt. Später gehörte das Bild der heil. Helena, der Mutter des Kaisers Konstantin. Hierauf kam es durch den ruthenischen Fürsten Laon aus Konstantinopel nach dem Schloß Bely in Galizien. Wladislaus, in dessen Besitz das hl. Bild überging, brachte dasselbe nach Czestochau, um es vor den wilden, räuberischen Tartaren zu retten.

Der Ruhm des wundertätigen Marienbildes verbreitete sich bald über ganz Europa, aber die Schätze, die frommer Glaube dort niederlegte, reizte auch die Goldgier der Ruchlosen. Am Tage vor Weihnachten 1430 überfiel der russische Fürst Fryderyk Ostrogski, welcher sich in Schlesien den plündernden und mordenden Hussiten angeschlossen hatte, im Verein mit den beiden Rittern Jakob Madobny und Johannes Kuropatwa das Kloster. Die erhofften Schätze fanden sie keineswegs, da die Mönche mit allen Kostbarkeiten rechtzeitig die Flucht ergriffen hatten. Nur einige kirchliche Geräte und das berühmte Bild schleppten sie mit sich. Unterwegs warfen sie das heilige Bild auf die Erde, beschmutzten es und einer der Banditen zerschnitt mit seinem zweischneidigen Schwerte das Antlitz der Mutter Gottes auf der rechten Wange. Die Entfernung vom Kloster bis zu dieser Stelle betrug ungefähr 1 Kilometer. Hier sprudelte eine Quelle hervor, in welcher die zurückgekehrten Mönche das beschmutzte Bild vom Rote reinigten und dann in feierlicher Prozession nach dem Kloster zurücktrugen. Das Wasser dieser Quelle, dem noch heute wunderbare Kraft zugeschrieben wird, ist recht wohlschmeckend und selbst bei der größten Hitze kühl und erfrischend. Ueber der Quelle ist eine schöne Kapelle mit einem Kuppeldach errichtet. Im Innern stellen Wandgemälde die Errettungsgeschichte dar. Auf dem ersten erblicken wir die Ermordung der Mönche, auf dem zweiten den Raub des Bildes, auf dem dritten die Verletzung und Beschmutzung desselben und auf dem vierten seine Auffindung und Reinigung. Auf dem Altare tront die schwarze Madonna und unter dem Bilde steht die Widmung: „300 Jahre war ich in Jerusalem und 500 Jahre in Konstantinopel des Erdenkreises gemeinsame Helferin und Lenkerin, 500 Jahre beschützte ich das Schloß Bely und jetzt ehrt mich 500 Jahre Jasnagóra als seine Königin.“



St. Annenberg in Oberschlesien. (Text Seite 141.)

Neben dem Brunnen wurde im Jahre 1342 die mit einem runden Turm geschmückte Kirche der hl. Barbara und neben derselben Wohnungen für die Novizen des Klarenberges gebaut. Hierhin rettete man nach dem großen Brande 1690 das hl. Bild. Der Hochaltar enthält ein Bild der hl. Barbara und die Wände die Abbildungen der hl. Apostel und Szenen aus dem Leben der hl. Barbara, die den Märtyrertod aus der Hand ihres leiblichen Vaters erhielt.

Raum 1 Kilometer von der Barbarakirche entfernt liegt auf der Höhe des Klarenberges das mächtige, umfangreiche Eremitenkloster von Czenstochau mit seiner großen Gnadenkirche der schwarzen Madonna. Das Kloster ist mit Mauern, Gräben und Wällen umgeben und von den Winkeln springen festungsartige Bastionen hervor, die sich bei einer Belagerung gegenseitig zu decken und zu verteidigen vermochten. Zur Kirche selbst gelangt man von Süden her durch vier mächtige Pforten. Über der ersten Pforte, die Fürst Lubomirski erbauen ließ, ist ein auf Kupfer gemaltes, großes Bild der schwarzen Madonna angebracht, darüber eine steinerne Figur des Erzengels St. Michael und ihm zur Seite der hl. Einsiedler Paalus und der hl. Abt Antonius. Die zweite Pforte liegt hinter einer Wallbrücke und ist mit einem Standbilde des Königs Stanislaus August geschmückt, während die dritte eine steinerne Figur der schmerzhaften Muttergottes in einer Nische hat. Wiederum über eine Brücke gelangt man zur letzten Pforte, über welcher der Fürst Wladislaus von Oppeln, der Gründer des Klosters, mit der Czenstochauer Gnadenkirche auf der einen Handfläche, abgebildet ist.

Der am 15. August 1900 im Innern ganz ausgebrannte und bis zur Höhe der höchsten Gallerie ganz niedergebrannte Turm wurde nach der großen Feuersbrunst im Jahre 1690 erbaut, aber erst 1718 vollendet. Der gegenwärtig wieder hergestellte Turm erreicht eine Höhe von über hundert Meter. An der Nordseite der Kirche befindet sich ein einstöckiges, etwas vorgeschobenes Gebäude, die Sakristei, über welcher die berühmte Schatzkammer liegt, und daran schließt sich die Kapelle mit dem wunderthätigen Bilde. An der Giebelseite der Kapelle steht auf einem Balkon ein Altar, an dem für die Wallfahrer, die an großen Festtagen keinen Platz mehr in der Kirche finden können, ebenfalls ein feierliches Hochamt gehalten wird.

Durch eine Vorhalle an der Westseite der Kirche gelangt man in das Innere der etwa 80 Meter langen, 20 Meter breiten und 30 Meter hohen dreischiffigen Kirche. Der Bau ist gothisch und das Hauptschiff ruht auf je vier durch Bogen

mit einander verbundenen Pfeilern. Es befinden sich hier 20 Altäre, eine schöne Kanzel und ein Riesenchor mit einer großen Orgel. Ueber dem Tabernakel des Hauptaltares ist in einer Gruppe großer Marmorfiguren die Himmelfahrt Mariä dargestellt. Die Wände und die Decke der Kirche sind reich mit Mosaisarbeit aus Gyps verziert und die Türpfosten zu den Kapellen sind aus Marmor gearbeitet.

Aus dem Presbyterium gelangt man durch eine ebenfalls mit Marmor umkleidete Tür in die Muttergotteskapelle, die durch eine kleine Vorhalle von der Kirche getrennt ist. Das Dämmerlicht dieses heiligen Ortes, die Rührung der betenden Pilger und der Widerhall der frommen Gesänge dringt tief ins Herz eines jeden Besuchers und der Anblick des enthüllten Gnadenbildes stärkt in uns die Hoffnung zu jener Helferin, die auf uns so gnädig herabsteht. Die eigentliche Gnadenkapelle, die Wladislaus von Oppeln im Jahre 1382 im gothischen Stile erbauen ließ, reicht nur bis an das jetzige Gitter; sie wurde 1644 durch den Primas und Erzbischof Lubinski von Gnesen bedeutend vergrößert und erhielt schon damals ihre heutige Gestalt.

Das in einem goldbelegten Rahmen befindliche Gnadenbild ist mit Juwelen und Perlen, sowie mit einer prachtvollen goldenen Krone voller Diamanten geschmückt und auf einem Altar aus Ebenholz plaziert. Der Bruder Makarius, ein tüchtiger Goldarbeiter, hat für die feierliche Krönung des Bildes im Jahre 1717 drei kostbare, mit kostbaren Steinen besetzte Kleider angefertigt, ein granatfarbiges mit Diamanten, ein grünes mit Perlen und ein blaues mit Rubinen, mit welchen das Bild abwechselnd geziert wird. Das Bild ist mit einer silbernen, reich vergoldeten Platte verhüllt, auf welcher die allerheiligste Dreifaltigkeit abgebildet ist und die nur während des Hauptgottesdienstes und der Vesperandacht gehoben wird. Den Altar zieren außerdem sechs Säulen und sechs Engel von gediegenem Silber und noch andere kostbare Gegenstände.

Vom Gewölbe der Gnadenkirche hängen acht größere und kleinere silberne Lampen herab und die Seitenwände sind zum Teil mit Bildern und Marmortafeln, zum Teil mit kostbaren Seidenstoffen bedeckt, in die goldene Blumen gestickt sind.

Zu den sehenswertheften Räumen des Czestochauer Klosters und seiner Kirche gehören noch die Sakristei, das Refektorium, der Rittersaal und die Schatzkammer.

Die sehr geräumige Sakristei ist mit vielen Heiligenbildern — darunter der vier Evangelisten mit ihren Symbolen — und einem Altare des hl. Wenzel ausgeschmückt. Hier werden auch

die Devotionalien, die man in den Schaubuden auf den Kirchplätzen zu kaufen bekommt, von einem der Klostergeistlichen geweiht.

Betritt man den Klostergang an der Gnadenkapelle, so gelangt man über eine breite Treppe zum Refektorium, in dem einst eine österreichische Kaisertochter ihre Hochzeit gehalten und daher eine historische Bedeutung hat und in gewisser Beziehung zur Stadt und dem Kreise Ratibor steht. Dr. Wetzel erzählt nämlich im 2. Teile seiner Schrift: „Besiedelungen des nördlich der Oppa gelegenen Landes“, Seite 13, folgende Begebenheit:

„Die dritte Gemahlin Kaiser Ferdinand III. (1637—1657) Eleonore aus dem Fürstenhause Gonzaga, hatte außer anderen Kindern eine Tochter geboren, Eleonore Maria, die sich mit dem am 19. Juni 1669 zum Könige von Polen erwählten Michael Koribut Wiesnowiecki am 28. Februar 1670 in Gzenstochau vermählen sollte. Herzog Christian von Brieg meldete dem Landeshauptmann von Oberschlesien, Franz Eusebius Graf Oppersdorf auf Ratibor, daß die Kaiserin-Witwe nebst der königlichen Braut samt dem ganzen Hofstaate über Troppau durch Ratibor reisen werde, weshalb alle Vorbereitungen zur Aufnahme zu treffen seien. Es seien tausend Pferd-Vorspanne und auch einige Schlitten, da in Kranowitz Schnee liege, bereit zu halten. Der Oberlandeshauptmann von Schlesien, Bischof Sebastian von Breslau (1664—1771) begleitete den Zug mit den schlesischen Ständen auf der Hin- und Rückreise“.

Dieser Speisesaal, in dem die Hochzeit des hohen Paares gefeiert wurde, enthält noch heute ein großes, damals aufgestelltes Waschbecken aus schwarzem Marmor, kostbare Eichenmöbel, Porträts berühmter Männer und Wohltäter und eine Menge Fresken.

Ein zweiter sehenswerter Saal des Klosters ist der Rittersaal mit einem Altar des hl. Johannes Bapt. Er liegt im ersten Stockwerk des Klosters und lehnt sich an die Gnadenkapelle. Für gewöhnlich wird hier das hl. Sakrament der Firmung gespendet. Auf den großen Bildern, die an der Wand hängen, sind Begebenheiten aus der Geschichte des Klosters dargestellt, unter anderem auch die vorerwähnte königliche Vermählungsfeier im Jahre 1670. Der päpstliche Nuntius segnet am Marienaltare in Gegenwart der erlauchten Verwandten beider Fürstenhäuser und vieler Edelleute die Ehe ein.

Schatzkammern besitzt das Kloster zwei. In der kleinen

werden die hl. Kirchengeräte und Reliquienbehälter aufbewahrt, die bei der großen Festlichkeiten in Gebrauch kommen. Der kostbarste Gegenstand darin dürfte wohl die große Monstranz sein, die außer 22 Pfund Gold noch 5 Pfund Edelsteine enthält, nämlich 2366 Diamanten, 2208 Rubinen, 30 Saphire, 81 Smaragden und 214 Perlen. Der große Diamant darin hat einen Wert von 150 000 Rubel. Aufbewahrt wird hier auch ein großes silbernes Kreuz, 17 Pfund schwer, mit einer Reliquie des hl. Kreuzes, ein mit Korallen geschmückter Kelch des Königs Korybut zur Erinnerung an seine Hochzeit, ein Reliquienkästchen des hl. Kasimir, eine Bernneinfigur der unbefleckten Jungfrau Maria usw.

In der großen Schatzkammer befindet sich ein mit Brillanten, ein mit Rubinen und ein mit Perlen besetztes Kleidchen der Mutter Gottes, ferner eine Menge kostbarer Ornate mit eingehändigten Stickereien hoher Damen aus königlichen Häusern, goldene und silberne Lampen, Leuchter und Uhren, Schwerter, Fahnen und Becher, die in den von den polnischen Königen geführten Schlachten erbeutet wurden, mit kurzen Worten, die seltenen Schätze des Klosters sind überreich und haben einen Wert von 50 Millionen Rubel. Sehenswert ist auch das Standbild des Helden Kordecki innerhalb und des Kaisers Alexander II. außerhalb der Klostermauern.

Bei einem Besuche von Czernstochau hat man darauf zu achten, daß die Russen mit ihrem Kalender 14 Tage zurück sind, ihre Uhren dagegen 25 Minuten zu früh gehen, sowie, daß mit Sonnenuntergang die Barrieren an der Grenze geschlossen werden.



Oberschlesien.

Sanft Annaberg.

Der höchste Gipfel der Osthälfte Oberschlesiens ist der St. Annaberg. Das Franziskanerkloster auf demselben, eine Schöpfung des Zeitalters der Gegenreformation aus dem J. 1655, ist das Wallfahrtsziel für einen weiten, über Schlesiens Grenzen hinausreichenden Umkreis.

Bis Leschnitz kann man die Bahn benutzen und hat, wenn man auf der dortigen Station aussteigt, den Annaberg scheinbar in der nächsten Nähe vor sich. Doch heißt es noch eine Stunde und darüber zu wandern, ehe man das Ziel erreicht hat.

Von der Höhe des Berges bietet sich dem Auge der reizendste Ausblick dar. Eine herrliche Landschaft entfaltet sich vor dem Beschauer ringsum, belohnt dadurch die Mühe des beschwerlichen Steigens und erfüllt ihn mit Staunen über solche Naturschönheiten, die er sich im Herzen Oberschlesiens nie geträumt hätte.

Das Kloster und die Kirche sind uralte Bauten, und die meterstarken Mauern scheinen für die Ewigkeit gebaut zu sein. Vor einigen Jahren wurde noch ein Flügel angebaut, dessen Räume besonders für die Lehrer- und Priesterexercitien bestimmt sind, die hier alljährlich stattfinden und zahlreich besucht werden.

Die Wände der Klosterräume sind einfach getüncht und nur mit religiösen Bildern geschmückt. Im Speisesaal oder Refektorium, der für 100 Personen Raum bietet, stehen drei lange Tafeln und an den Wänden einfache Holzbänke. Dem Eingange gegenüber hängt ein mächtiges Kreuzifix und über dem Eingange ein naturgetreues Bild des unvergeßlichen Paters Kleinwächter, des unvermüdblichen Predigers, dessen Predigten allen, die ihn zu hören das Glück hatten, unvergeßlich sind und bleiben werden. Wohl keiner von den vielen Paters ist so volkstümlich geworden, wie dieser heiligmäßige Priester, der mit Recht den Namen des „oberschlesischen Chrysostomus“ verdient.

An das Kloster grenzt der Klostergarten, der in Terrassenform angelegt ist. Gesunde Bäume, im Sommer reich mit Früchten behangen, und üppiges Gemüse bezeugen den Fleiß

und die Geschicklichkeit der Franziskaner, die auch im Gartenbau wohl bewandert sind, und zeigen, wie man auch dem steinigten Boden reiche Erträge abringen kann. Hier im Klostergarten ist auch der höchste Punkt des Berges, und darauf ist die kleine St. Josephskapelle erbaut. Von hier aus genießt man auch die schönste Aussicht, an schönen Tagen bis ins Altvatergebirge und in die Karpaten.

Zum Kloster führt eine Steintreppe, an deren Fuße hoch in die Luft das Zeichen der Erlösung ragt.

Wer hier schon an dem Kreuze stand und hinaussah in die weite Ferne, der fühlt sich angeweht von der Heiligkeit des Ortes. Hier, hoch über dem Getriebe der drunten tobenden Welt, scheint man dem Himmlischen näher, ist es, als ob man den Alltagsmenschen abgestreift habe und empfindet, daß der Boden, auf dem man steht, heiliges Land sei.

Noch ein Blick von diesem Orte und wir steigen die Treppe hinan, die in den Vorhof zum Kirchlein führt.

Dieser Vorhof, der sogenannte Paradiesvorhof, bildet eine nach innen offene Halle, in der in herrlicher Reliefsarbeit die Leidensstationen in die Wände eingelassen sind. Eine Kapelle der Mutter Gottes öffnet sich auch in den Vorhof und von hier aus werden die Pilger an großen Ablässen kommuniziert. Mitten im Vorhose steht in Stein das Zeichen der Erlösung, das Kreuz, und unter ihm die lebensgroße Figuren der Mutter des Herrn und seines Lieblingsjüngers, des hl. Johannes. In der rechten Ecke erregt die Figur des heil. Franziskus, der als Prediger auf der Kanzel steht, andächtige Bewunderung.

Vor uns liegt die Wallfahrtskirche und mit tiefer Bewegung treten wir ein an den heiligen Ort, an dem jährlich Hunderttausende Gnade und Segen suchen und finden. Das Kirchlein ist nicht groß, aber in seiner echt kirchlichen Ausgestaltung und Einrichtung würdig des Ortes. Der große Hochaltar ist vor etlichen Jahren neu errichtet und in ihm hoch oben befindet sich das Bild der hl. Mutter Anna.

Den Dienst versehen am hl. Orte zur Zeit 8 Patres aus dem Franziskanerorden und 15 Laienbrüder in stets gleicher Liebe, in stets gleicher Dienstfertigkeit jedem Pilger gegenüber, mit jenem heiligen Eifer, den ein Aufgehen im Dienste des Herrn mit sich bringt.

Niemand kann den erhebenden Eindruck läugnen und sich ihm entziehen, der hier Zeuge eines der Pilgerzüge gewesen ist und das Bild der katholischen Internationale gesehen hat, um das uns jeder Andersgläubige, der offenen Sinn und Ehrlichkeit besitzt, beneiden kann.

Wem es irgend wie möglich ist, versäume es nicht, die vielen Kapellen der Kalvaria (gegen 70) zu besuchen. Gewöhnlich fängt man bei der Raphaelskapelle an, empfiehlt sich dort dem Schutze des Engels und wendet sich talwärts, zwischen schattigen Bäumen, zunächst nach Poremba, dem Mutterhause der Mägde Mariens. Von hier steigt man durch das Tal Jedron den steilen Ölberg hinan und erreicht schließlich den Kalvarienberg mit seinen 14 Stationen. Der Weg ist lang und beschwerlich, aber er entschädigt nicht allein fromme Pilger, aber auch Natur- und Kunstfreunde reichlich.

In jüngster Zeit werden die meisten der Kapellen von bekannten Künstlern renoviert. Das Haus von Nazareth mit der Verkündigung Mariens, der heil. Familie und dem Tode der allersel. Jungfrau wird jedem Besucher unvergeßlich sein; ebenso Christus vor Pilatus und „Ecce homo“, gemalt von dem bekannten Maler Wladowski in Breslau. Dadurch wird dem Volke wirklich etwas Gediegenes geboten; weder Pieskar, Albendorf, oder das vielbesuchte Kalwaria in Galizien und Czestochau in Russisch-Polen bieten etwas ähnliches.

Aus einem Berichte des verstorb. Kalvarienpredigers Ritta vom J. 1843 an das „Schlesische Kirchenblatt“ erfahren wir über die Entstehung dieser Kalvaria folgendes:

Die Kalvarie auf dem St. Annaberge verdankt ihr Entstehen dem Reichsgrafen Melchior Ferdinand von Gashin, Grundherrs von Rosenberg, Woznik, Neufirch, Fraustadt, Zyrowa, Satrau, Ratscher und Bodzanowitz. Nachdem er die Gnadenkirche und das Kloster (1655) hieselbst mit unendlich vielen Kosten aufgebaut hatte, erkannte er, daß er vor seinem Tode für die Ehre Gottes und für das Seelenheil so Vieler nichts Besseres tun könnte, als wenn er eine Kalvarie mit allen Geheimnissen des Leidens Jesu erbauen möchte. Er schritt sogleich ans Werk im Jahre 1700, allein ein frühzeitiger Tod hinderte ihn an der völligen Ausführung seines Vorhabens. Doch was er auszuführen nicht imstande war, das führte sein Sohn Georg Adam aus. Diesen hatte der Vater auf seinem Sterbebette streng dazu verpflichtet, und Georg Adam, ein würdiger Nachahmer der väterlichen Frömmigkeit und ein eifriger Verehrer des Leidens Jesu, erfüllte treu die Wünsche seines Vaters und vollendete 1709 die aus 27 Stationen oder Kapellen bestehende Kalvarie.

Bevor der Grundstein zu diesem heilbringenden Werke gelegt wurde, holte der hohe Fundator die Erlaubnis zu Errichtung einer Kalvarie bei dem damaligen Bischof — Franz

Ludwig, Pfalzgraf v. Rhein — ein. In der Lizenz, abgefaßt in den wohlwollendsten Ausdrücken, war jedoch die ausdrückliche Klausel: „Diese neue Einrichtung, Kalvarie, dürfte 1) keinen Abbruch an Stol-Rechten dem Pfarrer von Leschnitz verursachen, und 2) der eben genannte Pfarrer solle die Aufsicht über die Kalvarie führen, und die nötigen kalvarischen Andachten besorgen.

Nachdem die Kalvarie 1709 erbaut worden ist, entstand zwischen dem Pfarrer und zwischen den Franziskaner-Reformaten (die damals schon längst da waren) ein großer Zwiespalt rücksichtlich der Einführung und Abhaltung der kalvarischen Andachten. Der Pfarrer von Leschnitz sah nämlich ein, daß die Abhaltung dieser Andacht für ihn viel zu schwierig sei, und bemühte sich im Einverständnisse mit dem Fundator diese Arbeit den Reformaten aufzubürden. Diese aber beriefen sich auf die bischöfliche Klausel und unterzogen sich nicht der Arbeit. Auch reichte der damalige Provinzial 1711 mehrere Gründe wider die Abhaltung der Andachten durch die Ordens-Geistlichen dem Fundator ein, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob sie arbeitscheu wären. Einige dieser vorgebrachten Gründe, gestützt auf eine Konstitution des P. Urban VIII., konnten zwar Geltung haben, da die Brüder während der gewünschten Andacht ihren Ordensregel nicht nachgekommen wären, allein die meisten bewiesen nicht, was sie beweisen sollten. Doch der Provinzial blieb bei seiner Ansicht, stets hinweisend auf die bischöfliche Klausel, und was den Fundator selbst anlangt, so unterließ auch dieser jeden ferneren Versuch für die Abhaltung der Kalvarie, und überließ sich der schönen Hoffnung: daß vielleicht der künftige Provinzial mehr Vorliebe dazu zeigen werde. Allein der Fundator sah sich getäuscht; keiner der folgenden Provinziale wollte die Körper und Geist anstrengende Arbeit übernehmen, und so ruhte die mit unendlichen Kosten von Grund aus erbaute Kalvarie vom Jahre 1709—1764. Durch diese Länge der Zeit wurde die so kostspielige Struktur zur Ruine. Fenster, Türen und Dächer fielen ein, die Bilder in den Kapellen vermorschten, mehrere Statuen fielen theils um, theils wurden sie zerbrochen, und die Kapellen selbst vermuchsen mit Hecken und Bäumen, so daß es nach und nach Mühe kostete, zu ihnen zu gelangen.

Nachdem nun die Verwüstung dieses kostspieligen Baues aufs Höchste gestiegen war, trat ein Ereignis ein, welches zum Motiv der Aufnahme der durch 64 Jahre unbenutzt dastehenden Kalvarie wurde. Im Frühling des Jahres 1753 gingen nämlich einige Reformaten der Erholung wegen aus, und fasten

Den Entschluß zu den Kapellen zu gehen. Sie kamen zu mehreren, und fanden nur noch in einigen Bilder, die gänzlich vermorscht waren, in den meisten aber gar keine und konnten also nicht erkennen, welches Geheimnis des Leidens Jesu in dieser oder jener Kapelle sein sollte. Um dies jedoch zu wissen, beschloßen sie wenigstens die ihnen bekannten 14 Kreuzweg-Stationen durchzugehen und zu besichtigen. Sie suchten und fanden sie in dem schlechtesten Zustande, die Statue des dritten Falles Christi jedoch konnten sie in dem sehr dichten Walde durchaus nicht finden. Auf dem Rückwege ins Kloster bemerkten sie, daß sich ihr Hund, den sie mitgenommen hatten, nicht bei ihnen befinde. Sie riefen nach ihm und hörten alsbald ein klägliches Geheul desselben und waren der Meinung, eine Schlange habe ihn wahrscheinlich gebissen. Da er ihrem Rufen nicht folgte, um desto mehr aber heulte, so gingen die Reformaten auf den Schall zu und fanden endlich dasjenige, was sie schon so emsig gesucht hatten, nämlich die Statue des dritten Falles Christi. Ihr Hund hatte sie aufgefunden und hatte sich zum Antlitz Jesu gelegt, indem er theils heulte, theils die Hände und das Gesicht Christi benetzte, weil er die Statue wahrscheinlich für einen unglücklichen Menschen hielt. Es betrübten sich also nicht Menschen für die unbenuzt dastehenden Kapellen und ihre Verwüstung, sondern sogar unvernünftige Tiere, was das eben Gesagte zur Genüge zeigt. Durch nichts ließ sich obiger Hund von der Statue entfernen, bis man ihn endlich mit Gewalt hinwegführte.

Der Ort, wo man die erwähnte Statue aufgefunden hatte, wurde einstweilen näher bezeichnet, und in Kürze sorgte man für das Abhauen der Hecken und Bäume ringsumher, und legte unterdeß einen Fußsteig dahin an.

Die Tatsache war, wie schon bemerkt, der nächste Beweggrund der Wiederaufnahme der Kalvarie auf dem St. Anna-berge, Gott, der hier gepriesen werden wollte, hat es selbst so gewendet. Der Provinzial Stephan Staniewski ließ sich 1756 die vor 50 Jahren angeführten Gründe, in deren Folge die Kalvarie verschmäht wurde, vorlegen, zeigte die Gehaltlosigkeit derselben mit schlagenden Beweisen und erbot sich bei dem zeit-herigen Grundherrschaften von Zyrowa, Anton Reichsgrafen v. Gaschin, zur Einführung der längst gewünschten kalvarischen Andachten. Allein bald zeigten sich wiederum Schwierigkeiten. Zum Provinzial wurde ein anderer gewählt. Dieser protestirte sogleich gegen die zu übernehmende Arbeit; jedoch durch eine göttliche Fügung geschah es, daß dieser eben gewählte Provinzial bald seinem Nachfolger Namens Romaldus Bluzinski weichen mußte.

Dieser, schon längst ein Verehrer des Leidens Jesu, verwarf die seichten Gründe seines Vorgängers, und trat der Ansicht des obigen Stefan Staniewski bei, indem er sich gleich diesem bereit zeigte, die verschmähte Kalvarie ins Leben zu rufen. Anton Graf v. Gaschin, hochersreut über die Bereitwilligkeit und Frömmigkeit dieses Provinzials, säumte keinen Augenblick, alles dasjenige, was zur Kalvarie gehört, aufs Beste und Schnellste zu reparieren und zu beendigen. Allerlei Handwerker wurden besorgt, Bäume wurden gefällt, um Zugang von Station zu Station zu gewinnen, neue Bilder mit der Vorstellung des Leidens Jesu wurden in die Kapellen angeschafft, und der Fundator selbst brachte oft ganze Tage bei den Arbeiten zu, um die Instandsetzung zu beschleunigen. So war unter den vielen notwendig gewordenen Reparaturen und Anschaffungen der Sommer des Jahres 1764 herangekommen, und der 14. September, also das Kreuz-Erhöhungsfest, war von dem hohen Fundator zur feierlichen Einführung der längst gewünschten Kalvarien-Andacht festgesetzt worden. Wahrlich der passendste Tag zu dieser Feier! Durchdrungen von tiefer Frömmigkeit sah er mit einer gewissen Ungeduld diesem Feste entgegen. Einen unvergeßlichen Eindruck machte es auf ihn — sagte er selbst — als er den Tag vor dem Feste im Beisein seiner Brüder, der Komtessen, einer großen Anzahl von Adligen und Pfarrern die dem Gnadenorte sich nähernden Pilger erblickte, und Tränen des Dankes und der Freude rollten über seine Wangen, als die Glocke in der sogenannten Kreuzkirche zum ersten Male diese Feier verkündete.

Während der hohe Fundator für die Instandsetzung der Kapellen Sorge trug, richtete er auch sein Augenmerk auf die zu erlangenden Ablässe. Der damalige Fürstbischof Graf von Schaffgotsch (1747 bis 1795) hatte die hohe Gnade, sich selbst deshalb an den päpstlichen Stuhl zu wenden, und wirkte folgende Ablässe für immerwährende Zeiten aus; nämlich erstens bei dem Kreuzweg einen vollkommenen Ablass und die Ablässe der 7 römischen Kirchen für einen Märzfreitag (jetzt immer der Charfreitag), für Kreuzerfindung, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und für Kreuzerhöhung; für die übrigen Märzfreitage einen Ablass von 7 Jahren und 7 Quadragenen, und für jeden beliebigen Tag einen Ablass von 100 Tagen;

Zweitens bei den Marianischen Stationen einen vollkommenen Ablass, und den der 7 römischen Kirchen für den Charfreitag, Kreuzerfindung, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und für Kreuz-
Erhöhung und

Drittens für die heilige Stiege ebenfalls einen vollkommenen Ablass an den genannten Festen.

Außer diesen Ablässen wirkte derselbe Fürstbischof, da er selbst zur Zeit der Ablässe auf dem St. Annaberge zu sein pflegte und unter den Wallfahrern viele Kranke, Schwache und Lahme bemerkt hatte, auch für diese Genannten, wenn ihnen das Steigen der Berge schwer fallen sollte, alle die obigen Ablässe aus, wenn sie auch blos in der Kapelle Pilati auf die Intention der Kirche beten und alle Gebete verrichten, welche zu einer jeden Kapelle gehören. Da aber auch Prälaten und Grafen an den verliehenen Ablässen Theil zu nehmen wünschten, an den obigen Festen jedoch leicht ein Hindernis zum Erscheinen vorkommen konnte, so wirkte derselbe Fürstbischof endlich auch noch für diese Pilger die oben genannten Ablässe aus, wenn sie an einem beliebigen Tage erscheinen, beichten, kommunizieren und die vorgeschriebenen Gebete verrichten.

Die Hauptablässe sind — wie bereits erwähnt — am Charfreitag, an Kreuz-Erfindung, an Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und an Kreuz-Erhöhung. An einem jeden dieser Feste werden die Prozessionen auf ihren Wunsch von dem jedesmaligen Kalvarien-Prediger vor der hohen steinernen Stiege in einer für das betreffende Fest passenden Exhorte bewillkommet, sodann in die Kirche hinaufgeführt, wo sie mit dem Ciborio den heiligen Segen erhalten. Die übrige Zeit muß der Prediger auf den Beichtstuhl verwenden. Solange die Franziskaner-Reformaten die ganze Andacht leiteten, waren für die Abnahme der heiligen Beicht gewisse Stunden bestimmt, und zwar von 4 Uhr des Morgens ab bis 8 Uhr abends, da aber jetzt zwei Priester, nämlich der hiesige und der Kreis-Vikar (— denn blos an den 2 letzten Ablässen kommen mehrere Amtsbrüder zur Aushülfe —), das leisten müssen, worin sich ehemals 12 Ordensgeistliche geteilt haben, so ist leicht einzusehen, daß jetzt die Zeit zur Abnahme der heiligen Beicht gewöhnlich über die obigen Stunden ausgedehnt werden muß. Man sitzt jetzt gewöhnlich solange im Beichtstuhle, bis man völlig ermüdet. Weil die Wallfahrer meistens 3 bis 4 Tage vor dem Feste selbst anzukommen pflegen, so sind auch die beiden Geistlichen 3 bis 4 Tage an den Beichtstuhl gewiesen, ehe sie die Wallfahrer auf die Kalvarie und auf die Marianischen Stationen ausführen.

Was den ersten großen Ablass und zwar am Charfreitage anlangt, so kommen zu diesem Feste nur polnische Wallfahrer an. Den Tag vorher, also am Gründonnerstage um 2 Uhr Nachmittag führte der Kalvarien-Prediger gemeinschaftlich mit

Dem Kreis-Vikar die Pilger unter Glockengeläute und Absingung geistlicher Lieder vom Kloster aus bis in die sogenannte Abendmahlkapelle. Nach Beendigung der hier üblichen Predigt über das letzte Abendmahl Jesu bewegt sich der Zug zu der Kapelle, welche das Scheiden Jesu von Maria darstellt, von da auf den Ölberg bis in den Kerker Jesu beim Raifas. Bei einer jeden Kapelle wird eine längere oder kürzere Exhorte gehalten, und mit dem „Verurtheilten Jesu in den Kerker“ für diesen Tag geschlossen.

Ein Teil der Wallfahrer übernachtet gewöhnlich mit in dem Kerker, ein anderer besucht die Nacht hindurch die heilige Stiege und die übrigen gehen mit den Geistlichen hinauf nach Annaberg in ihre Quatiere.

Vor Sonnenaufgang des folgenden Tages versammeln sich wiederum alle Pilger bei der Kapelle, wo Jesus aus dem Gefängnis herausgeführt und vor das Gericht gestellt wird. Einer der beiden Priester hält hier die Exhorte. Nach deren Beendigung werden die noch übrigen 16 Stationen besucht, bei jeder ebenfalls exhortirt, und nach der letzten Exhorte wird gewöhnlich eine längere Schlußpredigt gehalten. Ihr folgt ein feierlicher Segen im Freien, worauf die aus der Ferne gekommenen Wallfahrer die heilige Stätte verlassen und nur die Näheren den Charfreitagsceremonien beimohnen.

Der zweite große Ablaß ist am Kreuzerfindungsfeste. Zu diesem kommen polnische und deutsche Wallfahrer. Von den Bewillkommungen und über das Beichtthören gilt hier das schon oben Gesagte. Um 4 Uhr Nachmittags vor dem Feste selbst werden die Vespren abgehalten und ihnen folgen die Festpredigten, und zwar für die Deutschen in der Klosterkirche und für die Polnischen als die größere Anzahl im Freien an der Kreuzkirche. Nach Beendigung derselben beschäftigen sich die beiden Prediger mit den Bönitenten. Dasselbe findet auch statt am folgenden Morgen bis 6 Uhr. Um diese Stunde hält derjenige Prediger, welcher mit den Deutschen auf die Kalvarie zu gehen beabsichtigt, in der Kreuzkirche das Amt für sie, und schießt sich sogleich zum Ausgehen an, da während dieser kurzen Frist auch schon mit der Glocke das Zeichen zum Beginn gegeben worden ist. Er hält an der Kreuzkirche eine Einleitungsrede. Ist sie beendigt, so bewegt sich der dichtgedrängte bunte Zug unter Glockengeläute zur ersten Kreuzwegstation. Hier angelangt tritt der Prediger auf, und hält die vorgeschriebene Exhorte. Dasselbe geschieht auch bei den folgenden 26 Stationen. Nach der letzten ist eine sogenannte Konklusio und der heilige Segen.

Nach erfolgtem Ausgange der deutschen Prozession hält der zweite Prediger für die Polnischen das Amt, und schickt sich an, diese auf die Kalvarie zu führen. Alles übrige ist, so wie ich oben gesagt habe.

Den folgenden Tag gegen 7 Uhr werden mit den poln. Wallfahrern (— die deutschen gehen nach beendigter Kalvarie nach Czenstochau —) die Marianischen-Wege abgehalten. Diese bestehen aus 21 Stationen, mithin aus 21 Erhorten, in die sich die beiden Prediger gewöhnlich teilen. Vor dem Ausgehen ist ebenfalls eine Einleitungsrede und nach abgehaltener letzten Erhorte eine Abschiedsrede und ein feierlicher Segen, worauf sich die Pilger in ihre Heimat begeben.

Der dritte große Ablaß ist an Pfingsten. Zu diesem Feste finden sich polnische und deutsche Wallfahrer ein. Die Bewillkommungen und das Beicht hören wie oben. Um 4 Uhr Sonntags sind die Vespere, nach ihnen die Festpredigten. Der Ausgang auf die Kalvarie geschieht mit den Deutschen Montags nach abgehaltenem Amte, und mit den Polnischen 2 Stunden später. Alles übrige wie am Kreuz-Erfindungsfeste. Der eine Prediger predigt bei den Deutschen, der andere bei den Polnischen, und in die Marianischen Stationen teilen sich beide, da die Deutschen nach beendigter Kalvarie ebenfalls nach Czenstochau pilgern.

Der vierte große Ablaß ist der Tag Mariä Himmelfahrt. Dieses Fest wird geteilt gefeiert. Am Tage selbst haben die Polnischen ihren Ablaß und in der Oktave die Deutschen. Groß ist zu dieser Zeit die Ernte, und der Schnitter doch wenige, obgleich mindestens 6 Amtsbrüder mehr zur Aushülfe erscheinen als an den drei ersten Festen. Sonnabends um 1 Uhr wird nach gegebenem Signal eine Einleitungsrede in dem mit Kastanienbäumen und mit Linden bepflanzten Vorhofe der Klosterkirche gehalten, worauf sich der Zug unter Glockengeläute und Vortragung von Fahnen zu der ersten schmerzhaften Kapelle begibt. Nach der hier geendigten Erhorte werden die Wallfahrer zu den folgenden Stationen geführt. Die achte Kapelle stellt das Sterbehaus der Jungfrau Maria vor. Hier wird eine Statue Mariens in einem mit Blumen geschmückten Sarge ausgestellt. Diesen Sarg mit der genannten Statue tragen nach Beendigung der vorgeschriebenen Erhorte 8 bis 16 der Feier passend gekleidete Jungfrauen durch die noch folgenden Kapellen bis in das Thal Josafat. Hier angelangt hält einer der Prediger die Begräbnisrede der Jungfrau Maria, worauf die Beerdigung folgt, und damit wird für diesen Tag die Andacht geschlossen.

Den folgenden Morgen werden die freudenreichen Wege Marias oder die Himmelfahrtsstationen besucht. Mit Aufgang der Sonne versammeln sich alle Wallfahrer ebenfalls in dem Tale Josafat, wo die erste Mariä-Himmelfahrtsstation ist. Die Andacht beginnt mit einem dort stattfindenden Botivamte und ihm folgt die erste freudenreiche Marianische Exhorte. Nach ihr wird eine Himmelfahrt-Statue Mariens von denselben Jungfrauen, deren Anzug auch der heutigen Feier höchst angemessen ist, in einer solennen Prozession durch die 6 folgenden Kapellen bis in die Klosterkirche getragen. In dem Vorhofe ist dann die Festpredigt, und hierauf ein Hochamt, womit die Marianische Andacht geschlossen wird.

Nach ungefähr einer Stunde wird die Kalvarie begonnen. Den Anfang bildet eine Einleitungsrede, nach ihr zieht sich der Zug zu der ersten Kapelle. Alles übrige ist so, wie am Kreuzerfindungsfeste, worauf ich verweise.

Bei den Deutschen, die ihren Ablass in der Oktave haben, findet alles in oben abgegebener Weise statt. Was die Aushülfe für dieses Fest anlangt, so ist sie für die Anzahl der Pilger und für die zu haltenden Exhorten, 48 an der Zahl, sehr unbedeutend, da außer dem Kreisvikar nur höchstens zwei Amtsbrüder erscheinen.

Der fünfte große Ablass ist am Kreuz-Exhöhungstage, für die Polnischen wie für die Deutschen zugleich. Den Tag vor dem Feste sind um 5 Uhr die Vespere und ihnen folgen die Festpredigten. Am Festtage selbst ist die Kalvarie ganz so wie am Kreuzerfindungsfeste, und den darauf folgenden Tag werden die Marianischen Stationen abgehalten in derselben Art und mit derselben Feierlichkeit wie an Mariä Himmelfahrt. Ein feierlicher Segen unter Assistenz mehrerer Amtsbrüder beschließt diesen Ablass.

Außer diesen großen Ablässen finden das Jahr hindurch noch sehr häufig kalvarische Andachten statt, so z. B. jeden Fastenfreitag, wo sich bei wenigstens etwas günstiger Witterung 3—400 Pilger einfinden; ferner an Mariä Verkündigung, am Bußtage, an Christi Himmelfahrt, an Trinitatis, Corporis Christi, sehr oft während die Durchzüge nach Czestochau dauern, was gewöhnlich von Pfingsten die Mariä Himmelfahrt anhält, am Skapulierfeste, am Schutzengel-feste und endlich an Petri de Alcantara. Die Zahl sämtlicher Pilger, die hierher zur Kalvarie kommt, beläuft sich seit einigen Jahren jährlich auf ungefähr ein Mal hundert zwanzig tausend Menschen. Durch der Pilger Wohltätigkeitsinn wird die Kirche und das Kloster unterhalten; hören diese auf hierher zu wallfahren,

dann muß Kirche und Kloster zur Ruine werden, da kein Fond vorhanden ist, woraus die Baulichkeiten bestritten werden könnten. Große Opfer sind zwar seit einigen Jahren für die Erhaltung und für die Verschönerung des reich besuchten Gnadenortes geflossen, doch alles dies reicht noch nicht hin.

Möchte doch diese heilige Stätte die möglichst größte Berücksichtigung finden! Dies ist mein herzlichster Wunsch, mit dem sich die Wünsche sehr vieler Amtsbrüder sowohl, wie auch der Laien verbinden! —

Vom Berge das Abendglöcklein erklingt . . .

Es läutet so lieblich,

Es tönet so traut,

Und herzliche Grüße es bringt

Maria der himmlischen Braut.

Fromm betet der Brüder würdiger Chor . . .

Sie suchten hier Frieden,

Sie fanden hier Ruh;

Den Pilger auch zieht es empor

Zum Berge, — komm! Bete auch Du!

Gar lieblich zu sehn, St. Anna, so mild!

Und suchest Du Frieden,

Du findest ihn dort

Vor ihrem geheiligten Bild

„Sankt Anna Du Gnadenhort!“

Sankt Brigen bei Kostenthal.

In ziemlich gleicher Entfernung von Cosel, Ober-Glogau und Leobschütz liegt Kostenthal, ein Pfarrort mit 1600 meist deutschen und ausschließlich katholischen Einwohnern.

Nur 2 km vom Dorfe entlegen, steht die Feldkirche St. Brigii mit einer Ginkedelei, in welcher der hl. Brig als Schutzpatron eines heilbringenden Brunnens verehrt wird. Zweifelhaft ist es, ob dieser Gnadenort seinen Namen vom hl. Brig oder vom hl. Briccius hergeleitet hat.

Vom ersteren berichtet Kanonikus Dr. von Montbach in Breslau, daß in dem Heiligenkalender der schottischen Mönche ein heiliger Brigius als Episcopus Moraviae erwähnt wird, der zuvor in Lesnohago (Leschnitz) sehr heilig gelebt habe und welcher wahrscheinlich der hl. Brig von Kostenthal sein dürfte. Daß Leschnitz das alte Lesnohagum ist, wo Brig sehr heilig

gelebt haben soll, ist auch ersichtlich aus einem Bericht des Pfarrers Braschke zum Schematismus des Bistums Breslau für das Jahr 1857, wo es heißt, daß Leschnitz aus der ersten Zeit der Einführung des Christentums stamme.

Wurden doch auf Veranlassung Karl des Großen um das Jahr 805 schottische Mönche als Missionäre in die mitternächtlichen Gegenden, besonders aber nach Deutschland gesandt, von denen mehrere daselbst Bischöfe wurden.

Da Karl der Große bei seinen Kriegszügen, deren Zweck stets die Verbreitung des Christentums war, sich auch Mähren und Schlesien unterworfen hatte, so mögen zu dieser Zeit auch dort vorübergehend Bistümer gestiftet worden sein.

Die zweite Annahme, daß der Name Brigen von Sankt Briccius von Tours herzuweisen ist, wird dadurch erhärtet, daß sich auf der Epistelseite der Feldkirche ein Altar befindet, dessen Hauptbild den heil. Briccius darstellt und daß der verstorbene Kanonikus Fuhs — gest. 1831 als Pfarrer von Kostenthal — berichtet, wie nach der Tradition dieser Heilige in Kostenthal das Evangelium verkündet habe.

Ueber Sankt Briccius geht folgende mündliche Ueberlieferung:

Ungefähr um das Jahr 1000 lebte zu Tours in Frankreich Bischof Briccius, welcher beschuldigt wurde, in einer heimlichen Ehe zu leben, aus der ein Kind entstammen sollte. Der Bischof wurde deshalb aus Frankreich verbannt. Ehe der Bischof in die Verbannung ging, sollte ihm aber noch eine unerwartete Rechtfertigung zu teil werden, indem das kleine Kind, welches bis dahin noch nicht hatte sprechen können, plötzlich vor den Anklägern des Bischofs Briccius sagte:

„Tu non es pater meus“, d. h. „Du bist nicht mein Vater.“

St. Briccius bereifte nun mehrere Jahre lang Deutschland und kam auf seiner Reise auch nach Oberschlesien unweit Kostenthal in den jetzigen Koseler Kreis in eine hügelige, bewaldete Gegend.

Ermüdet und durstig von der beschwerlichen Reise zu Fuß, lagerte sich der Bischof in einem engen Tale und mutete mit seinem Stabe in der Erde nach einer Quelle, an der er seinen Durst löschen könne.

Siehe da!

Nicht lange, und eine krystallne Quelle erschloß sich dem Ermatteten und erquickte ihn für die weitere Pilgerfahrt.

Lange blieb diese von Briccius aufgefundenene Quelle unbeachtet, bis das Land um dieselbe urbar gemacht wurde. Ein

Bauer aus Kostenthal, so erzählt die Sage, entzog den Brunnen dadurch der Vergessenheit, daß er einst an jenem Orte mit seinen Pferden pflügte und auf dieselben fluchend, plötzlich erblindete, nach bereutem Fall aber durch den Gebrauch des daselbst vorfindlichen Wassers sein Gesicht wieder erhielt.

Dies gab auch den Anlaß zur Entstehung der Feldkirche, die nach dem Finder der Quelle, dem Bischof Briccius, Sanct Brig genannt wird.

Die gegenwärtige Feldkirche St. Brig ist im Jahre 1660 in Kreuzform aus gezimmerten Balken erbaut worden, mit Schindeln bekleidet und gedeckt und mit einem Türmchen am Dachstuhl geziert.

Sie enthält ein Orgelchor, zwei Seitenchöre und eine Sakristei; das Innere ist seit etwa 15 Jahren schön in Oelfarben ausgemalt. Die Länge des Gotteshauses beträgt 44, die Breite 34, die Höhe 13 Ellen ($\text{à } \frac{2}{3} \text{ m}$). Außer dieser Kirche befindet sich noch dort:

1. Eine kleine Kapelle, die an Stelle der im Jahre 1594 von Holz errichteten und später baufällig gewordenen Kapelle im Jahre 1880 massiv im gothischen Stile erbaut worden ist. Aus ihr stammt ein in der Kirche aufbewahrtes Dreifaltigkeitsbild mit der Inschrift:

F: P: Everh: From: C: R: F: Par: in Fvllstein Dicat Eccleae Gostenthalensi in campis in honore S. S. Trinit. 1659.

F. P. Eberhard C(atholicae) R(omanae) F(idei) Par(ochus) in Fullstein etc. — also zu deutsch:

F. P. Eberhard From, römisch-katholischen Glaubens, Pfarrer in Fullstein, widmet (nämlich das Bild) der Feldkirche von Kostenthal zu Ehren der Allerheiligsten Dreifaltigkeit 1659.

2. Ein massives Brunnenhäuschen, 6 Meter im Quadrat, über der Quelle des hl. Brigus erbaut. Frühere Inschrift mit der Jahreszahl 1632: Sub cujus pede fons vivus emanat.

Unter dessen Fuß eine lebendige Quelle entspringt.

Diese Stelle ist dem Officium des hl. Clemens von Rom entlehnt und hier angewendet.

3. Ein Missionskreuz, renoviert 1803, die Christusfigur soll noch von 1632 herkommen.

4. Ein Einsiedlerhaus mit einem umfriedigten, gutgepflegten Obst- und Gemüsegarten.

5. Um die Feldkirche ist der mit einem Zaun versehene Kirchhof gelegen, auf welchem sich majestätische Linden erheben, die in heißen Tagen frommen Wallern Schatten und Kühlung gewähren.

Am Tage St. Johannes Bapt. und Mariä Geburt, sowie noch zu anderen Zeiten, kommen Hunderte von frommen Wallfahrern in Prozessionen hierher, um von Gott Heil des Leibes und der Seele zu erflehen.

Auf dem Kirchhofe fallen dem Pilger 3 Begräbnisstätten in die Augen:

- a) die Gruft derer von Wallhofen-Matthias auf Trawnig; einfache Marmorplatten nennen die Namen der hier Ruhenden und laden den Pilger zum Beten ein,
- b) zwei Gräber, worauf 2 Marmorkreuze: Hier ruhen Johann Deloch und seine Gattin Franziska geb. Funke, Rittergutsbesitzer auf Rarchwitz,
- c) die Gräber des Besitzers der Kostenthaler Freischoltisei Julius Waliczek und dessen Bruders Rudolf.

Laut Stiftungsbrief d. d. Breslau den 11. Juni 1660 gehören der Feldkirche zu St. Brig von den vier Huben der Freischoltisei Kostenthal in die Länge 23 Feldruten à 7 $\frac{1}{2}$ Ellen, und in die Breite 24 Ruten Ackerland.

Es ist dies ein Geschenk des damaligen Besitzers der Erbscholtisei Martin Wolff, der auch noch in demselben Jahre den Bau der großen hölzernen Kapelle begonnen hat, denn Hochaltar und Hauptportal zeigen die in Holz eingeschnitzte Zahl 1661.

Durch Schenkung von Grund und Boden seitens der Freischoltisei Kostenthal sind im letzten Decennium Kirchhof und Kirchplatz noch bedeutend vergrößert worden.

Der Ruf des wunderbar heilbringenden Brunnens war immer weiter gedungen, und von nah und fern wallfahrteten fromme Pilger herbei, um am Brunnen des hl. Briceus Heilung zu suchen. Daß diesen frommen Menschen ihr Vertrauen auf Gottes Hilfe und das heilbringende Wasser vielfach geholfen hat, beweisen nicht allein die hinter dem Hochaltar aufgehängenen Krücken, sondern auch ein ebendasselbst befindliches Motivbild in Öl, die Brigener Kapelle darstellend, zu der, geführt von einem Knaben, eine Frauensperson — Anna Maria Landtkutschin aus Mähren — wallt. Im Jahre 1657 auf dem Schloß Lach in Mähren durch Blißschlag gelähmt und stumm geworden, erhielt sie nach zweijährigem Aufenthalt in St. Brig wieder völlige Genesung.

Der Fundator Martin Wolff ist durch ein Epitaphium — ein Ölbild der heiligen Dreifaltigkeit mit Inschrift — verewigt.

Daß St. Brigen stets Einsiedler, d. h. Eremiten gehabt hat, beweist die Kirchenmatrikel, in welcher der Eremit Joh. Kossmann genannt ist. Dieser hat die Einsiedelei aus eigenen

Mitteln erbaut und nach seinem Tode der Feldkirche S. Brigen überlassen.

Der Einsiedler bezieht von der Kirche nichts. Er lebt bloß von den milden Gaben, die ihm ins Haus gebracht werden. Von dem Genuß des Gartens und vom Ertrage der vom Eremiten Kossmann angepflanzten Obstbäume ist der Einsiedler verbunden, jährlich 9 Mark Pacht zu zahlen und dem Kirchenvorsteher von Kostenthal zu übergeben.

Dieser muß dafür 12 Arme beiderlei Geschlechts am grünen Donnerstage mit Brot, Suppe, Fischen und einer Zuspelze in seiner Behausung bedienen und dafür sorgen, daß die Armen an diesem Tage das Gebet des Rosenkranzes für die Seelenruhe des verstorbenen Eremiten Johannes Kossmann verrichten.

Derselbe gab am 22. Februar 1811 im Alter von 70 Jahren 22 Fl. zur Erbauung der Grimitage und bat, bis zu seinem Lebensende in freiwilliger Armut den Habit tragen zu dürfen.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli 1807 sind Kirche und Einsiedelei zu St. Briz beraubt worden. Nachdem die Räuber den Eremiten Kossmann mit einem Stemmeisen an Augen, Brust, Hand und Achseln verwundet und mit Stricken Hände und Füße gebunden hatten, stahlen sie ihm 4 Gulden 15 Kreuzer an Geld, ferner Butter, Brot, Wäsche, eine stählerne und eine messingne Uhr; aus der Kirche wiederum mehrere Messgewänder und Altartücher.

Der Eremit Johannes Kossmann, aus Glasersdorf bei Grottkau gebürtig, starb in St. Briz im November 1819, nahe 80 Jahre alt.

Diesem folgte als Einsiedler bezw. Glöckner von St. Briz Hirsch, später Hanke.

Das Eremitenhaus wurde mit der Zeit baufällig und Hanke mußte es räumen. Kurz darauf stürzte das Häuschen wirklich ein. Fromme Parochianen taten sich zusammen, sammelten Geld und Baumaterialien an und erbauten vor etwa 40 Jahren an derselben Stelle ein massives Einsiedlerhaus.

Der erste Einsiedler, der es bezog, war Robert Gottschall aus Kostenthal. Diesem folgte 1867 Franziskus Diebel aus Borislawitz, geboren den 11. Mai 1826, Mitglied der Bruderschaft des III. Ordens der Franziskaner, der sich auch 1877 an einer Pilgerfahrt nach Rom beteiligte.

Nachdem Diebel gestorben war, wechselten mehrere Einsiedler schnell nacheinander ab, gaben ihren Beruf aber wieder auf, denn es ist ja nicht leicht, den weltlichen Geschäften zu entsagen, um der Enthaltbarkeit, der Betrachtung und dem

Gebete zu leben, ohne sich jedoch dabei der menschlichen Gesellschaft und der Arbeit zu seinem Lebensunterhalte oder zur Unterstützung christlicher Zwecke zu entziehen.

Endlich hat sich in dem Halbhübnersohne Mihatsch aus Kostenthal wieder eine zum Eremiten geneigte und geeignete Person gefunden, der noch gegenwärtig die Einsiedelei zu St. Brix bewohnt und als Beschließer und Hüter die Feldkirche daselbst in musterhafter Ordnung hält.

(Benützt die Aufzeichnungen des † Herrn v. Wallhoffen.)

Ein Ausflug nach der Landecke.

Ich kenn eine Höh' im Schlesierland,
Die Ober rauscht vorbei;
Aus tiefem Schacht des Bergmanns Hand
Holt Schätze rastlos und treu.
Und über des Alltags Treiben und Schweiß
Er tönt des Allmächtigen Lob und Preis.

Selbst passionierte Naturfreunde wissen es noch nicht, daß Ratibor außer der „Aussicht“ und „Domshöhe“ noch andere, sehr schöngelegene Orte in seiner Nähe hat, die für wenig Geld zu erreichen sind und einen höchst genußreichen Tag zu bereiten vermögen. So kommt man z. B. mit dem Zuge, der morgens 5³⁰ nach Oberberg zu abfährt, bereits um 6 Uhr in Annaberg an. Von hier erreicht man in einer halben Stunde auf schattigem Wege das Schloß Schillersdorf. Es ist dies einer der prächtigsten Herrensitze der Provinz und seine Gemächshäuser sowie Marställe genossen seiner Zeit europäischen Ruf. Der weiträumige hochgelegene Park — hundert Hektar — wird durch ein Wasserhebewerk aus der Oder bewässert und enthält eine Anzahl selten großer, schöner Eichen, Buchen und Linden, sowie in der Umgebung des Schlosses, vor dessen Front unterhalb eine Fontaine spielt, prächtig gezogene Eiben und Koniferen. Die Grundherrschaft ist österreichischen Ursprungs. Die Wiener Geldbarone, welche die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und den größten Teil der Kohlenfelder von Ostrau beherrschen, haben vor mehr als fünfzig Jahren an zwei Duzend Rittergüter hier zusammengekauft und daraus die großen Herrschaften Schillersdorf — Nathaniel Freiherr von Rothschild — und Beneschau — Albert Freiherr von Rothschild — gebildet, die zusammen 7000 Hektar Land umfassen.

Am südlichen Ausgange des Parkes führt eine Lindenallee nach dem nahen „Schwarzwald“, durch den man in etwa 1½

Stunde nach der Landecke gelangt. Welche Lust ist es doch, diesen schönen Wald in seinem kühlen Schatten zu durchwandern! In die schwarzgrünen Fichtenflächen sind hin und wieder auch viele Laubbäume eingestreut, deren Äste und Blätter, mannigfaltig gestaltet und mit verschiedenartigem Grün wechselnd, oft die schönsten Kronen bilden! Leider hat der Sturm vom 18. und 19. April 1903 hier so arge Verwüstungen angerichtet, daß stellenweise einzelne Flächen vollständig abgetrieben und neu bepflanzt werden mußten.

Vorüber an dem in der Waldeinsamkeit liegenden Forsthause, das an einem gutgepflegten Obst- und Gemüsegarten liegt und mit seinem zierlichen Schnitzwerk ganz von Weinlaub umrankt ist, erreicht man den Ausgang des Waldes. Hier gabelt sich die Straße und führt links nach dem nahen Koblau, das aber durch einen bewaldeten Hügel verdeckt, nicht sichtbar wird. Nach rechts dagegen öffnet sich ein recht eindrucksvoller Ausblick nach dem etwas tieferliegenden Petrkowiz, nach Ludwigszowiz und in das Hultschiner Ländchen. Waldige Rücken wechseln mit sorgfältig angebauten Lehnen und Tälern, und den langen, wohlgebauten Dorfzeilen der beiden genannten Ortschaften sieht man es schon von der Ferne an, daß zu den Erträgen des Bodens auch die Arbeit in den nahen Gruben und Hütten eine erhebliche Ergänzung liefert.

Von der Gabelung dieser Straße aus noch 15 Minuten mäßig aufwärts, mitten durch einen Wald mit mehr gemischten Beständen, erreicht man den Gipfel der Landecke, die zu der unter ihr fließenden Oder steil abfällt. Hier oben steht unter prächtigen Buchen die im Schweizerstile erbaute Restauration und davor, dicht am Rande der Höhenplatte über der Oder, liegt ein geräumiger, an der Abbruchstelle eingefriedigter, schattiger Platz für die Besucher der Landecke. Die große Menge der aufgestellten Tische und Stühle bezeugen es, daß besonders an Sonn- und Feiertagen viele hunderte Naturfreunde hier hinaufpilgern, um sich unter den prächtigsten Bäumen im dichten Waldschatten zu ergehen und an der hübschen Aussicht zu erfreuen. Tritt man nämlich an das Schutzgeländer heran, um die Aussicht zu bewundern, dann sieht man 3 km nach rechts entfernt Hosialkowiz, den südlichsten Punkt Preußisch-Schlesiens mit der Oppamündung. Etwas südlich davon, im sogenannten Ruhländchen, hat sich Österreich den ebenfalls von hier sichtbaren Knotenpunkt Schönbrunn geschaffen, wo die den Grenzzug begleitenden Schienenwege nach Troppau und Oderberg sich scheiden. Wenig unterhalb der Landecke mündet die Ostrawitz, verunreinigt durch Grubenwässer und Fabriksfälle, in die Oder; es ist

dies die Bistumsgrenze der Breslauer und Olmüzer Diözese auf der rechten Oberseite. Die Olsa mit eingeschlossen, führen diese zwei Sudeten- und zwei Karpatenflüsse ihre Gewässer von einer stark geneigten Landoberfläche von rund 6000 qkm zusammen in eine Niederung, deren Boden ein auffallend niedriges Gefälle hat und entwickeln somit bei anhaltendem Regen oder Tauwasser die Hochwassergefahr im Obertale. Zu beiden Seiten der Ostrawiza, wenig entfernt von ihrer Mündung, liegen unmittelbar vor der Landecke am jenseitigen Ufer der Oder hintereinander die vier österreichischen Städte Przemos oder Oderfurt (12 000), Mährisch-Ostrau (35 000), Polnisch-Ostrau (25 000) und Wittkowitz (20 000) Einw. und bilden ein großes, durch Bergbau und Industrie belebtes Bevölkerungszentrum. Dieses erstreckt auch seine Tätigkeit herüber auf preußischen Boden. Vom Anselmschacht an der Landecke, — Anselm Baron Rothschild erwarb 1856 die schöne Herrschaft Schillersdorf für eine halbe Million Taler, — schweben am hochgespannten Drahtseil die Kohlenkasten über die breite Stromau der Oder nach österreichischen Werkstätten, denen auch ein Teil der Arbeitskräfte der dicht gegenüberliegenden preußischen Dörfer zuströmt. Nach demselben Ziele fahren auch aus Ratibor und seiner Umgebung die Gärtner ihre Gemüsefrachten heran. Einen imponierenden Anblick von der Landecke aus gewähren besonders die vielen Kirchen mit ihren Türmen, sowie die unzähligen rauchenden Schloten und hochragenden Essen dieser industriereichen Gegend.

Die Geschichte der Burg Landecke, von der man keine Spur mehr sieht, ist in Dunkel gehüllt. Nach Dr. Welzel ist in alter Zeit die mährische Grenzburg Landecke gegenüber der polnischen Grenzburg Polnisch-Ostrau errichtet worden. Die älteste Urkunde, die sich im Magistratsarchiv zu Gultschin befindet, geht bis zum 28. Januar 1303 zurück und ist auf der Burg Landeck in lateinischer Sprache verfaßt. Sigfried von Baruth schenkt seinen Bürgern von „Gultshyn“ ein, hinter der Stadt bis zur Oppa reichendes Feld, zur Benutzung als Viehweide in der Art, wie ihnen dasselbe schon König Ottokar verliehen. Die Urkunde ist in Gegenwart einer stattlichen Anzahl Ritter und Grafen von Bruder Konrad des Ordens vom hl. Geiste geschrieben worden. Es muß also damals eine vornehme Gesellschaft auf der Burg Landecke versammelt gewesen sein, die ihr Andenken in diesem Schriftstück der Zukunft aufbewahrt hat. Derselbe Baruth oder dessen Sohn soll auch die bei Oberberg gelegenen Burg Baruthswerda angelegt haben. Nach mannigfaltigem Besitzwechsel fiel die Landecke an Rothschild, zu dessen Fideikomnis sie noch heut gehört.

Die Trennung von diesem wunderschönen Punkte der Landecke fällt dem Ausflügler um so schwerer, weil Herr Soblik, der Pächter des Restaurants, hier oben eine vorzügliche Speisewirtschaft besitzt und als ehemaliger Bürger von Ratibor seine Landsleute noch extra gut unterhält und foudant bewirtet. Ist die Reisegesellschaft zahlreicher, dann empfiehlt es sich aber doch den „guten Wirt“ von der Landecke vorher zu benachrichtigen, weil derselbe sein Hauptgeschäft unten in Koblau hat und an Wochentagen oben zu seiner Filiale nur zuweilen „nachschauen“ kommt. Ebenso vermittelt auch Herr Soblik sehr gern die Genehmigung zur Besichtigung der großartigen Anlagen des nahen Anselmschachtes, der in eine Tiefe von 300 m unter das Flußbett der Oder hinabführt und dessen Stollen elektrisch beleuchtet werden.

Wer die Landecke besucht, sollte es nicht unterlassen, auch die naheliegenden Städte Brziwos und Mährisch-Ostrau zu besichtigen. Brziwos oder Oderfurt, vor nicht langer Zeit noch eine vermögenslose Industriegemeinde, zählt bereits 12 000 Einwohner, liegt dicht am Bahnhofe Mährisch-Ostrau und hängt auch mit Mährisch-Ostrau zusammen, das wiederum nur durch die Ostrawitz von Polnisch-Ostrau, anderseits durch einen Schienenweg von Wittowitz getrennt ist. Die neue Marienkirche in Brziwos, nach Plänen des Direktors der k. k. Staatsgewerbeschule, Camillo Sitte in Wien, ausgeführt, steht im Hintergrunde des geräumigen, schön ausgebauten Ringplatzes und macht mit ihren beiden Türmen einen hoch imposanten Eindruck. Der Bau ist romanisch gothifiziert. Als eine besondere Eigentümlichkeit des Baues verdient die kolossale Ausspannung des Gewölbes oberhalb des Kreuzschiffes und die große Vorhalle vor dem Haupttore der Kirche hervorgehoben zu werden. Aber auch die sternartig verteilten kleinen Kapellen, die Dekorationsmalerei und die herrlichen Botivfenster sind prachtvoll anzusehen. Die Heilandskirche in Mährisch-Ostrau ist wiederum eine weiträumige, dreischiffige Basilika und ebenfalls sehenswert. Die vier genannten Schwesterstädte gewähren durchweg ein großstädtisches Aussehen, denn sie sind durch eine „Elektrische“ miteinander verbunden, haben vortreffliches Straßenpflaster, die modernsten Häuser und prachtvolle Kaufläden. Touristen, die zum ersten Male nach Brziwos kommen, kann der „Gesellschaftsgarten“ in der Nähe der Kirche ebenso warm empfohlen werden, wie besonders seines Pilsener Bieres wegen das „Grand Hotel“ in Mährisch-Ostrau in der Nähe des Ringes. In der Bahnhofrestauration dagegen erhöhen sich die bereits auskömmlich berechneten Preise noch um 50 bis 100 Prozent,

aber anscheinend nur für Ausländer Mit dem Zuge, der 5¹⁷ Mährisch-Ostau verläßt, kommt man über Oberberg um 6⁴⁷ oder 9²⁷ wieder in Ratibor an.

Wer den vorstehend geschilderten Ausflug unternimmt, wird bestimmt ebenso befriedigt zu seinen Penaten wieder zurückkehren, wie der Schreiber dieser Zeilen mit seinen drei Freunden und Reisegefährten, von welchen einer auf der Landdecke freudig ausrief: Hier ist es gut sein, hier laßt uns — eine Hütte bauen!“

Ein Tagesausflug von Ratibor nach Grabin.

Ein kleines, aber gutes und empfehlenswertes Büchlein ist der vom hiesigen Lehrer Joseph Heinze verfaßte geographische Leitfaden „Der Kreis Ratibor“. Er enthält alles, was man von seinem Heimatskreise zu wissen nötig hat, manches sogar darüber, und die beigelegte hübsche Karte leistet nicht allein dem Schüler, sondern jedem Wanderfreund auch später noch gute Dienste. Am Schlusse sind mehrere Ausflüge in die Umgegend von Ratibor angegeben, die auf ganze und halbe Tage berechnet sind und recht genußreich werden können, wenn man es nur versteht, auf eigenen Füßen zu gehen und mit eigenen Augen zu sehen. Der obere bezeichnete Ausflug ist auf der Karte des Büchleins gut erkennbar, wird jedoch in demselben nicht genannt, denn sein Hauptteil liegt bereits auf österreichischem Boden jenseits der Oppa. Weil er aber für Naturfreunde auch eine bequeme Gelegenheit zu einer prächtigen Partie für einen ganzen Tag bietet, so sei es gestattet, ihn hier näher zu beschreiben.

An einem schönen Augusttage des Vorjahres — es war Mariä Himmelfahrt — brachte der Troppauer Frühzug mich und meine Frau bereits 7²⁰ nach Krawarn, das zum Unterschiede von dem 12 km nordwestlich von Ratibor entfernten Dorfe Polnisch-Krawarn den Beinamen „Deutsch“ führt. Es war uns aufgefallen, daß auf den Stationen jenseits der Zinna, die bekanntlich die beiden Diözesen Breslau und Olmütz scheidet, eine Menge Passagiere denselben Zug benützten und gleich uns in Krawarn ausstiegen. Das Rätsel war bald gelöst.

Grabin, dessen Kirche ein Gnadenbild der allerseligsten Jungfrau Maria besitzt, ist gleichzeitig ein Wallfahrtsort, an dem in jedem Jahre das Fest Mariä Himmelfahrt feierlichst begangen wird. Aus allen Himmelsgegenden, also auch aus dem benachbarten Kreise Ratibor, strömen dann hier Scharen

Frommer Väter zusammen, um die Mutter Gottes in dem Bilde „Panna Marya Hrabinska“ zu verehren. Das Reiseglück war uns daher hold gewesen, denn ohne es vorher gewußt zu haben, gestaltete sich unser Ausflug gleichzeitig zu einer kleinen Wallfahrtsreise.

Wir schlossen uns den Pilgern an, zählten an der Oppa je einen Pfennig Brückenzoll und kamen eine Stunde später auf Fußwegen und Feldrainen über Oppahof und Stettin, wo der Schienenweg Troppau-Schönbrunn überschritten werden mußte, in dem Kirchdorfe Mokrolasetz an.

Eine Prozession mit Fahnen und Traggildern, welcher der Ortsgeistliche das Geleite gab, verließ mit Musik und Gesang soeben das Dorf. Wir gingen eine Strecke mit, blieben aber da, wo der Wald beginnt und die Reichsstraße zum Plateau emporsteigt, zurück und ließen zwei ähnliche Prozessionen aus einer anderen Richtung an uns vorüberziehen.

Beim Weitergehen spendeten uns eine halbe Stunde lang die Baumreihen und der schöne Wald zu beiden Seiten des Weges recht angenehmen Schatten. Auf der Höhe angelangt, zeigte sich jetzt eine umfassende und lohnende Aussicht. Wir blickten in das Tal hinein, das die Oppa durchschneidet und zu dem die Wälder herabsteigen; in unserem Heimatskreise jenseits der Oppa lagen eine Menge Ortschaften inmitten von Getreideland und der dunkle Forst von Ruchelna; in greifbarer Nähe Beneschau, dessen Kirchturm aus hellen Baumgruppen hervorlugte; seitwärts das Gultschiner Ländchen, und aus weiter Ferne grüßte über die Oder hinweg unsere schöne Aussicht herüber.

Grabin, dessen spitzer Kirchturm uns bald entgegenwinkte, erreichten wir von dieser Stelle aus in etwa 20 Minuten. Es ist ein langgestreckter Ort mit kaum tausend Einwohnern, der 13 km östlich von Troppau an der Troppau-Teschener Chaussee liegt und dessen Name von hrab, die Weißbuche, abgeleitet ist. Im westlichen Teile steht die Wallfahrtskirche, in entgegengesetzter Richtung das große Schloß des Deutschen Ritterordens, das alle Gebäude des Städtchens stolz überragt und um das herum sich ein schmucker Park ausbreitet. Die Lage von Grabin ist recht anmutig, und nach Süden zu hat man einen schönen Ausblick in die reizenden Fluren Nordmährens bis zum blauen Kranze der Beskiden mit der Bissahora, dem Radhoft und anderen Bergen.

So große Pilgerscharen, wie hier an diesem sommerlich so schönen Tage, sieht man selten beisammen. Die Gastwirtschaften mit ihren schattigen Gärten waren für einen großen Massenandrang wohl vorbereitet, erwiesen sich aber dennoch

als zu klein. Ein reges und buntes Treiben herrschte auch an den Hunderten von Verkaufsbuden, die in langen Reihen zu beiden Seiten der Straßen aufgestellt waren. Weit über 10000 Menschen hatte das Vertrauen zur Mutter Gottes von Grabin hierhergezogen, und Czechen, Polen und Deutsche vereinigten sich brüderlich miteinander, so daß man wieder die Erfahrung machen konnte, was die Sprache trennt, ist der Glaube allein zu verbinden imstande.

Die ehemalige Pfarr- und Wallfahrtskirche von Grabin war eng und unansehnlich, darum ließ der jetzige Pfarrer ein neues und größeres Gotteshaus erbauen. Er mußte vermögende und edel denkende Menschen für seinen Plan zu gewinnen, und die Bauern aus den umliegenden Ortschaften brachten das erforderliche Baumaterial angefahren. Im Jahre 1885, am Feste Mariä Himmelfahrt, wurde der Grundstein gelegt und zwei Jahre später konnte die neue Kirche durch den Bischof von Olmütz bereits konsekriert werden.

In das Innere der Kirche zu kommen, hatten wir nur dem Umstande zu verdanken, daß die Festpredigt des Pfarrers von Komerau im Freien gehalten wurde. Die Kirche mit der Lourdeskapelle ist geräumig und schön ausgemalt, die Altäre sind im gotischen Stile ausgeführt und die Darstellungen an dem Rundbogen zwischen dem Chor und übrigen Räume der Kirche zeigen eine kurze Geschichte des Gnadenbildes im Hochaltar. Die Sage erzählt darüber folgendes:

Während eines Krieges, in den auch Schlesien verwickelt war, brachte ein unbekannter fremder Mann ein schweres Muttergottesbild nach Grabin, das er, weil er in der allgemeinen Unsicherheit für dasselbe fürchtete, in dem dichten und weitausgedehnten Dornengebüsch am Ende des Dorfes versteckte. Niemand wußte, woher der Fremde das Bild gebracht hat, und weil er nicht mehr zurückkehrte, weiß man bis heute nicht, welchen Ursprung das Bild hat. Das Bild lag lange in dem wirren Gebüsch, ohne daß man eine Ahnung davon hatte. Die Leute beobachteten aber öfters einen sonderbaren Lichtschein über dem Gebüsch; weil sie jedoch meinten, daß es Irrlichter seien, kümmerte sich niemand näher darum. Einst bemerkte der Gemeindegirt von Grabin, daß die Schweine jedesmal, wenn er sie aus dem Gebüsch jagte und heimwärts treiben wollte, wieder in das Gebüsch zurückliefen. Da froh er selbst hinein und sah hier zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die Schweine vor dem Bilde der Mutter Gottes auf ihren Vorderbeinen knieten. Als dies die Leute im Dorfe erfuhren, bauten sie an dieser Stelle eine Kapelle und später

ein Holzkirchlein, zu dem sich Einheimische und Fremde drängten, um die Mutter Gottes durch dieses Bild zu ehren und vor ihr um Hilfe in der Not zu bitten.

Es war Mittag geworden, als wir nach beendetem Hauptgottesdienste Grabin verließen, um nach der Bahnstation Freiheitsau im schönen Tale der Oppa zu wandern. Der vier km lange Weg dahin, der bis zu der romantisch gelegenen „Teufelsmühle“ zum Teil steil abwärts durch einen prächtigen Laub- und Nadelwald führt, zeigt ein zwar kleines aber schönes Gebirgsbild. In der Restauration mit dem Gesellschaftsgarten am Bahnhofe, wo wir auch liebe Bekannte trafen, ist man gut untergebracht.

Mit dem Personenzuge, der 2⁰⁵ Freiheitsau verläßt, langten wir 10 Minuten später in Dielhau an. Links der Bahnstrecke schlängelt sich zwischen saftigen Wiesengründen die Oppa hin, während rechts bei Dielhau bewaldete Hügel mit lieblichen Villenhäusern herantreten, in die sich gern Sommerfrischler einmieten.

Auch der Weg von der Station Dielhau nach dem etwa 2 Kilometer entfernten Städtchen Gullschin zeigt ein hübsches Landschaftsbild. An einer Seite der Straße das grüne, trübe Wasser eines großen, mit Gras und Binsen bewachsenen Fischteiches, ihm in einiger Entfernung gegenüber der mehr als 200 Meter hohe Weinberg, der als Ausläufer einer Hügelkette steil zur Oppa abfällt, und hat man die Brücke über die Oppa überschritten, dann steht man unmittelbar vor der etwas höher gelegenen Stadt, von der zunächst nur der Turm der katholischen Pfarrkirche und das neue Krankenhaus — eine Stiftung des verstorbenen Dechanten Richter — dominierend hervortreten.

Ein schmales Gäßchen führte uns vom Wege ab zur Kirche St. Joannem Baptistam, die von hohen, schattigen Bäumen umgeben ist. Das Innere der Kirche ist zwar düster, wurde aber vor nicht langer Zeit durch den Dechanten und Landtagsabgeordneten Stanke recht wirkungsvoll restauriert und enthält eine Menge Denkmäler, Steingebilde und Wappen mit entsprechenden lateinischen und mährischen Inschriften.

Zur Abfahrt mit dem Postomnibus nach dem Bahnhofe in Annaberg hatten wir noch reichlich eine Stunde Zeit, und diese benützten wir zu einem Rundgange durch die Straßen der kleinen, stillen Stadt. Im Laden des Fleischers Szcuka, dessen Renommee uns bereits bekannt war, kauften wir delikate Wurst und saftigen Schinken, und im Hotel „National“ erquickte uns ein Glas vorzügliches Pilsener Urquell.

Das schöne Postgebäude auf dem großen Ringplatze, im gothischen Stile aufgeführt, liegt dem Hotel gegenüber. Wir

gingen auch rechtzeitig hin, fanden aber sämtliche Plätze im Postwagen bereits besetzt. Weil nun hier die Beförderung der Personen und Postsachen nach Bahnhof Annaberg ein Privatunternehmen ist, bei dem man selbstverständlich profitieren will, werden in einem solchen Falle keine Beiwagen gestellt; man weiß sich aber auf andere Weise zu helfen. Meine Frau wurde als überzählig noch mit Mühe und Not in das Coupee hineingequetscht, und ich erhielt auf einem Schnatterbrettchen über der Deichsel, auf dem sich bereits der Kosselenker mit herabbaukelnden Füßen plazierte, einen Sitz angewiesen. Etliche Wochen vorher bin ich in Ober-Ungarn auf einem elenden Postkarren im vollen Laufe die steinige Straße vom Bryslop talwärts gefahren und danke meinem Schöpfer noch heute, daß ich damals ohne einen Darmverschlingung davongekommen bin. Hier aber drohte mir offenbar eine doppelte Gefahr, nämlich unter die Hufe zweier derber Pferde zu geraten und obendrein von einem schwer beladenen Fuhrwerk gerädert zu werden. Aber Zureden hilft! Der harmlose Postillon versicherte, die Pferde seien lammfromme Tiere, und beim Festhalten an dem provisorischen Sitzbrette sei ein Herabfallen nicht gut möglich. Ich schwang mich daher beherzt auf, hielt mich krampfhaft fest, und der vielsitzige, vollbesetzte und schwerbepackte Wagen rollte nun in langsamem Trabe über das holperige Pflaster des Ringes und der Gassen der Stadt ins Freie hinaus. Trost und Beruhigung fand ich jetzt noch darin, daß die beiden Passagiere auf dem Kutscherbocke über uns, — es war ein Arzt aus Gultschin und einer junger Kaplan aus Ratscher, — mir in einer Leibes- und Seelennot gewiß recht bereitwillig beistehen würden. Sorglos erfreute ich mich daher an der schönen Landschaft rechts und links der Straße und schöpfte in vollen Zügen die frische, duftige Waldblust aus den nahen Forsten der Schillersdorfer Herrschaft. Froh war ich aber doch, als ich nach anderthalbstündiger Fahrt diese sonderbare Sitzvorrichtung eines postalischen Stellwagens, die bestimmt auch den seligen Franz v. Thurn und Taxis mißfallen hätte, mit heiler Haut verlassen konnte.

Den Bewohnern und Besuchern der guten Stadt Gultschin kann man aber nur aufrichtigen Herzens wünschen, daß der schon lange projektierte Bahnbau Annaberg-Gultschin recht bald zur Ausführung kommen möge; andernfalls ist es weit besser und auch sicherer, für dasselbe Geld von Dielhau aus mit der Bahn über Schönbrunn nach Oderberg zu fahren.

Eine halbe Stunde später brachte uns der Zug, der 6¹⁰ in Oderberg abfährt, wieder glücklich nach Ratibor zurück.

Anhang.

Deutschlands Kaiser auf der Auerochsenjagd in Oberschlesien.

Bei dem Interesse der großen Gutsherren für die Forstwirtschaft und infolge der Geseze zum Schuze des Ackerlandes hat der Wildstand in unserer Zeit sehr abgenommen. Insbesondere die hohe Jagd, die ein kostspieliges Vergnügen geworden ist, wird immer seltener, und nur sehr reiche Magnaten besitzen noch Tiergärten oder hegen das Wild in bestimmten Bezirken mit bestimmten Vorkehrungen gegen Schädigung der Bauern. Ein derartiges Jagdterrain bildet der große, umzäunte „Niederforsten“ und das wildreiche Tal „Gzarnedole“ des Fürsten von Pleß, dessen Vater den Titel „Oberst-Jägermeister Sr. Majestät des Kaisers“ führte. Dieser Niederforsten ist der einzige Ort auf deutschem Boden, wo als Stolz der hohen Jagd außer prächtigen Edelhirschen, einer Kreuzung mit dem kanadischen Wapiti, und wilden Sauen auch der Auerochs, im Nibelungenlied „Urr“ genannt, als Jagdwild anzutreffen ist.

Nach dem Elefanten und Rhinoceros das größte Landsäugetier der Erde, lebte der Auerochs (*Bos urus*) früher im ganzen mittleren Europa. Jetzt ist er fast ausgestorben und findet sich, das Rudel in den Pleßer Wäldern ausgeschossen, nur noch in einigen 100 Exemplaren in Russisch-Litauen, im Bialowiczer Walde und seinen Sümpfen, wo große Teile im Sommer unzugänglich und im Winter gefürchtet, daher unbekannt sind. Im Innern dieses Urwaldes sieht es sehr wüst aus. Sowohl Stürme, als auch die Zeit haben eine Menge Bäume umgestürzt, die mehrfach übereinanderliegend, endlich verfaulen. Gliedertiere, Bären, Wölfe und Luchse hausen darin; sein Hauptschmuck ist aber der Auerstier.

Von dem gemeinen Rinde unterscheidet sich der Auerochs durch seine gewölbte, mehr breite, als hohe Stirn, durch die grunzende Stimme und durch ein Paar Rippen mehr. Krauses, wolliges Haar mit starkem Bisamgeruch bedeckt beim Männchen Kopf und Hals und bildet am Kinn einen Bart. Zwei aufwärts gebogene, glänzend schwarze Hörner sind seine Waffen

und große schwarze Augen geben ihm ein wildes, drohendes Aussehen. Ungeachtet seiner Größe ist er sehr flüchtig und läuft selbst über die größten Sümpfe, ohne einzusinken. Ungereizt tut das Auerwild niemanden etwas zuleide, aber im Zorne greift es auch den Menschen an, wobei es die blutrote Zunge ausstreckt und drohend mit dem Schwanze schlägt.

Vor mehr als 40 Jahren tauschte der verstorbene Herzog Hans Heinrich XI. von Pleß mit dem damaligen Kaiser Alexander II. von Rußland zwölf kapitale Hirsche gegen ein Rudel Auerwild aus dem Bialowiczer Walde ein. Dieses wurde in den Oberforsten zwischen Tichau und Emanuelslegen ausgesetzt, und zwar dort, wo die trockenen Stellen mit Föhren, die nassen mit Erlen bestanden sind, weil eine derartige Bodenbeschaffenheit solchen Tieren am meisten zusagt. Hier akklimatisierte und vermehrte sich das gewaltige Wild so schnell, daß im Herbst 1869 das Haupttier zum Abschluß kommen sollte.

Die Ehre und das Vergnügen hierbei wurde vom Fürsten von Pleß in erster Reihe Wilhelm I., dem nachmaligen Deutschen Kaiser, zugebracht, und als dieser die Einladung zu einer so seltenen Jagd huldvollst annahm, geriet die Stadt und der ganze Kreis Pleß über den bevorstehenden hohen Besuch in die freudigste Aufregung. Hierbei ereignete sich ein peinlicher Zwischenfall, der den höchst verdienstvollen Landrat des Kreises, Freiherrn v. Seherr-Loß, veranlaßte, einige Monate später seinen Abschied zu nehmen. Um dem Könige bei seinem Besuche in Oberschlesien einen würdigen Empfang zu bereiten, wurden umfassende Vorbereitungen zu einer angemessenen Ausschmückung der von ihm zu passierenden Straßen durch Errichtung von Ehrenpforten getroffen. Die Kosten dafür wollte man in der Weise decken, daß von sämtlichen Zensiten des Kreises ein doppelter Monatsbetrag der Klassen- und Einkommensteuer erhoben werden sollte. Die Form, in der die Beiträge vom Landrat erbeten wurden, gab der Presse Anlaß zu Äußerungen des Mißvergnügens. Infolgedessen wurden die Sammlungen zwar sofort sistiert, aber der König hatte bereits durch die „Berliner Börsenzeitung“ davon Kenntnis erhalten und seinen Unwillen darüber dadurch zu erkennen gegeben, daß er von einem seitens des Kreises zu bereitlebenden Empfange Abstand nahm und den Landrat während seines Jagdaufenthaltes in Pleß sich nicht vorstellen ließ.

Donnerstag, 4. November 1869, abends 8 Uhr, traf Se. Majestät mit einem Extrazuge von Berlin in Gleiwitz ein und setzte dann die Weiterfahrt in einem eleganten Bierspanner über Nikolai nach Pleß fort. Gleichzeitig waren auch eine Menge

Fremder, meist Jagdliebhaber, von Nah und Fern angekommen, um sich diese Königsjagd anzusehen, und weil auf Anordnung des Fürsten die Jägerei dem Publikum in fulanter Weise entgegenkam und jeder den gewünschten Platz in der Treiberlinie erhielt, reisten am Schlusse auch alle höchst zufriedengestellt wieder ab. Am ersten Jagdtage, dem 5. November, fand in dem von Pleß 10 Kilometer entfernten Czernedole eine große Fasanenjagd statt, die näher zu beschreiben, nicht Zweck dieser Zeilen ist.

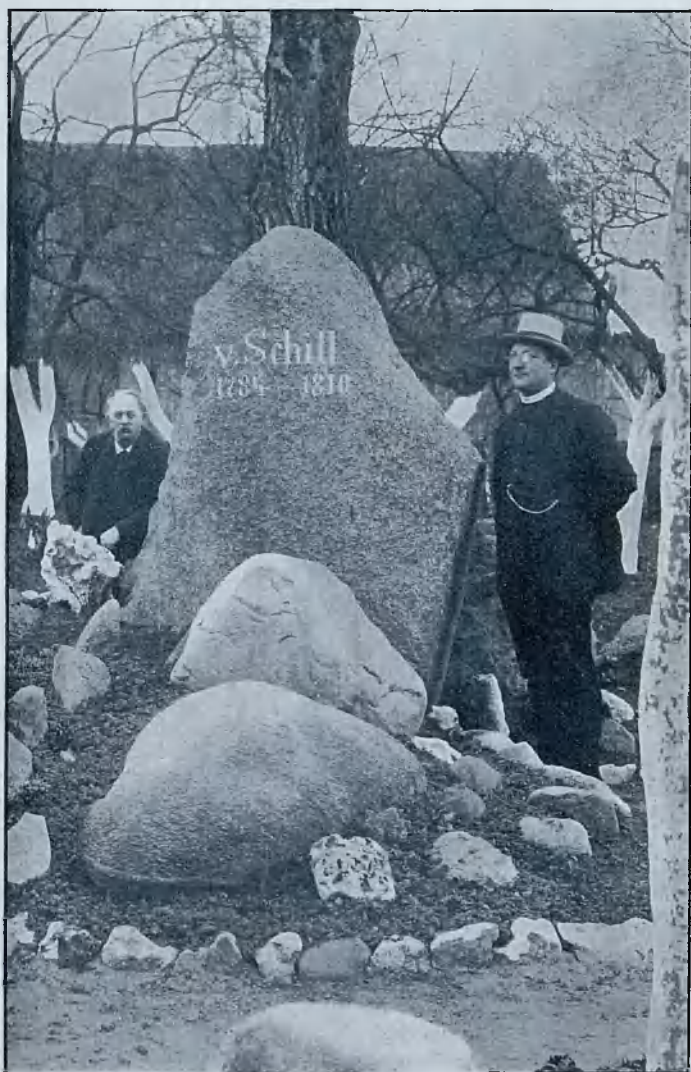
Den Glanzpunkt der königlichen Jagd bildete am 6. November die Hochjagd im Revier Wygorzelle, 25 Kilometer nördlich von Pleß, rechts der Chaussee von Tichau und Emanuelssegen. In einem eingelappten Jagen, 1000 Schritte im Quadrat, fand von früh 10 bis 1 Uhr nachmittags die Jagd auf Edelhirsche statt, wobei gegen 40 stattliche, prächtig geweihte Tiere erlegt und zur Strecke gebracht wurden. Nach dem Frühstücke um 3 Uhr nachmittags begann der Trieb auf den Auerochsen. Das im Jagen festgehaltene Auermild wurde von der Jägerei und den Treibern nach dem Stande des Königs zugejagt und als es dort in Schußweite gekommen war, fielen schnell hintereinander drei wohlgezielte Schüsse, die das Haupttier trafen und ein Beweis dafür waren, daß das Auge des damals 72 Jahre alten Königs noch scharf, die Hand noch sicher war. Der tödtlich getroffene Auerochse machte zwar noch den Versuch, mit seinem davoneilenden Rudel zu entfliehen, tat sich aber bald nieder und verendete, ehe der königliche Schütze mit dem Jagdherrn herangekommen war. Die Ordnung der Treiberlinie löste sich im Nu auf. Alles eilte herbei und umstellte ganz dicht die eines genialen Malers würdige Gruppe im düstern Föhrenwalde. Deutlich vernahm man die Worte des freudig bewegten Königs: „Nein, nein! In meinem hohen Alter noch diese Freude zu erleben.“ Wer hätte damals ahnen können, daß diesem königlichen Schützen, den das Glück nie übermütig und der Ruhm nie stolz gemacht hat, in kurzer Zeit noch andere großartige Erlebnisse und Ereignisse bevorstehen, aus deren blutiger Saat eine vom Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Ehre sprießen werde!

Der Auerochs wurde zur Strecke gebracht und Forstmeister Prasse verkündete mit laut vernehmbarer Stimme das Jagdresultat, bei dem Se. Majestät das größte und schönste Ergebnis zufiel. Die Dunkelheit war bereits angebrochen, als die hohen Herrschaften in die bereitstehenden Equipagen einstiegen und über Tichau hinaus nach dem Jagdschlosse Bromnitz am Paprozanerteiche — auch ober Schlesischer Bodensee genannt —

fuhren, woselbst diniert und genächtigt wurde. Das erlegte Wild brachte man auf bereitstehende Wagen, und dann ebenfalls nach Promnitz, wo es dem Vestibül des Schlosses gegenüber auf einem Rasenplaze an der St. Hubertusgruppe zwischen herrlichen Bäumen wiederum gestreckt wurde, um den königlichen Herrn am Morgen bei seiner Abreise nochmals zu erfreuen.

Auf dem Wege nach Promnitz, und zwar vor dem Wirtshause an der Chaussee in Tichau, wurde leider an dem erlegten Auerochsen eine Tat verübt, die zwar spaßhaft zu sein scheint, aber für die daran Beteiligten üble Folgen haben konnte. Am Schlusse der Wildfuhren befand sich der Wagen mit dem toten Auerochsen. Der Führer und die beiden Begleiter dieses Wagen blieben zurück, ließen ihr Fuhrwerk unbeaufsichtigt auf der Chaussee stehen und eilten in die Schankstube, um sich durch einen Trunk für die Weiterfahrt zu stärken. Gleichzeitig traten aus dem gegenüberliegenden Gastzimmer mehrere junge Leute und gingen auf die Chaussee, wo sie beim matten Scheine der Wirtshauslaterne überrascht das 20 Zentner schwere Untier mit seinen riesigen Formen vor sich sahen und zu bewundern anfangen. Als einer der jungen Männer eine Trophäe des auf deutschem Boden seit vielen hundert Jahren ausgestorbenen Säugers zu besitzen wünschte, reichte ein junger Mediziner einem dritten sein bereits geöffnetes Messer hin, und dieser schnitt, ehe man es gedacht, dem erlegten Auerochsen die Ohren und das mit einem Haarbüschel versehene Schwanzende ab. Während nun in einem andern Tichauer Gasthause die Siegesbeute zur Erinnerung an den ereignisvollen Tag brüderlich unter die Anwesenden verteilt wurde, brachte der nichts ahnende Fuhrmann den so verstümmelten Auerochsen eine Stunde später vor das mit Kienfeuer hell erleuchtete Jagdschloß Promnitz. Der Schreck und die Entrüstung der Jägerei, ja des Fürsten selbst, war hier um so größer, als weder der Fuhrmann noch die Begleitmannschaft darüber Aufschluß zu geben vermochten, wann und wie die Untat geschehen sei. Bei der Abfahrt am nächsten Morgen übersah der König von der Freitreppe des Schlosses nochmals das in einiger Entfernung in Reihen gelegte Wild, ohne aber die Verstümmelung bemerkt zu haben; man hat es zu verheimlichen und zu verschweigen gewußt, um ihm die Freude an dem sonst so günstigen Verlaufe der Jagd nicht zu trüben.

Die sofort angestellten Nachforschungen brachten bald Licht in die mysteriöse Angelegenheit und da es sich hierbei herausstellte, daß das Motiv der Tat kein böser Wille, sondern Unkenntnis des Jagdwesens und jugendlicher Übermut gewesen ist, wurde von einem Strafantrage gegen die Übeltäter seitens des hohen



Den Schillstein im Pfarrgarten zu Sadow. (Text Seite 173.)

Jagdherrn abgesehen. Für Spott und Hohn brauchten aber die jungen, sonst intelligenten Leute auf lange Zeit nicht zu sorgen. Der Kopf des Auerochsen erhielt nun künstliche Ohren und zierte dann den Jagdsaal im oberen Teil des kaiserlichen Schlosses zu Babelsberg bei Potsdam. Nach dem im Jahre 1888 erfolgten Tode des Kaisers Wilhelm I. wurde der Auerochsenkopf dem Fürsten von Pleß zurückgegeben und hängt jetzt, aber ohne Ohren, im Vestibül des Jagdschlosses in Bromniz bei Kobier in Oberschlesien.

Genau 4 Jahre später, am 19. November 1873, kam der Kaiser Friedrich III. damals noch Kronprinz Friedrich Wilhelm, zur Auerochsenjagd nach Pleß. Auch diesmal wurde am ersten Tage eine Hasanen- und Hasenjagd in der landschaftlich so schön gelegenen Wildkammer „Gzarnedole“ abgehalten. Während diese im vollen Gange war, stürzte plötzlich ein Treiber, der wegen eines Versehens von einem der Förster unsanft gestoßen wurde, direkt auf den Kronprinzen zu und meldete in strammer militärischer Haltung: „Sie haben mich geschlagen, und ich habe doch in Ihrer Armee gedient!“ Betroffen sagte der Kronprinz: „Mein Sohn, ich habe Dich nicht geschlagen!“ „Aber dort der Herr Förster H.“ erwiderte der Treiber. Lachend griff der Kronprinz in die Tasche und gab seinem beleidigten Kriegsmanne einen blanken Taler, mit den Worten: „Hier, mein Sohn, hast Du Schmerzensgeld!“ Die Jagd auf Hochwild und Auerochsen vollzog sich am folgenden Tage und zwar an derselben Stelle und in derselben Weise, wie seinerzeit die des Königs Wilhelm I. Der Auerochs wurde zunächst durch einen dazu abgerichteten Hund wild gemacht. Hinter dem Hunde her, näherte sich das Tier allmählich der Jagdkanzel, von deren sicherer Höhe dann die 18 Zentner schwere Jagdrarität ungefährlich abgeschossen wurde.

Am Tage vorher, bei der niederen Jagd in Gzarnedole, galt der erste Schuß des Kronprinzen einem Wiesel, wohl das kleinste aller Jagdtiere. Als nun der kaiserliche Schütze bei der hohen Jagd mit dem letzten Schusse den Auerochsen erlegt hatte, sagte er scherzhaft zu den Jagdgästen: „So ist's im Leben immer, meine Herren, mit Kleinem fängt man an, mit großem hört man auf.“

Vor 20 Jahren wurde das gesamte Auerochsenwild, etwa 16 Stück, in den Oberforsten eingefangen und nach dem 10 000 Hektar großen Tiergarten Niederforsten bei Pleß überführt, wo es sich mit Vorliebe im Mezeritzer Revier an den sumpfigen Stellen des Korzyniez und der Pszczynka aufhält. Am 26. November 1905 traf Kaiser Wilhelm II. ebenfalls als Jagdgast

beim Fürsten von Pleß ein. Bisher kam der Kaiser zumeist der Hasen und Fasänen wegen nach Oberschlesien. Der Reichtum an Fasänen und Hasen in Czarnedole ist aber auch unermesslich. Die beiden Fasanerien daselbst, in welchen Gebüsche, schilfreiche Wiesen, Acker und Wasser mannigfach abwechseln, dienen zur Aufzucht dieses geschätzten und schönen Vogels, der sich hier völlig sicher und heimisch fühlt. Bei einer Kaiserjagd gelangen hier gewöhnlich 2500—3000 Fasänenhähne zum Abschuss.

Diesmal aber kam Kaiser Wilhelm II. als Jagdgast hauptsächlich deshalb nach Pleß, um hier gleich seinem kaiserlichen Vater Friedrich III. und seinem Großvater Wilhelm I. das größte und edelste Wild in Deutschlands Auen, den Auerochser, zu jagen. Weil nun Kaiser Wilhelm II. in der Jagd eine Erholung sucht, in der er nicht gern gestört sein will, und weil sich die fürstliche Jägerei bezüglich eines solchen Ereignisses immer in tiefes Schweigen zu hüllen weiß, wurden nähere Einzelheiten über die damalige interessante Auerochsenjagd nicht bekannt.

Kaiser Wilhelm als Jagdgast des Herzogs von Ratibor.

Zu Beginn des Winters kommt Kaiser Wilhelm gern nach Oberschlesien, um hier Fasänen und Hasen, aber auch Hirsche und Sauen zu jagen. Die hohen Zahlen dieser Wildarten, die nach einer Jagd die Strecke des Kaisers angibt, bezeugen, daß er hier stets ein wirkliches Jagdvergnügen gefunden hat.

Sein Jagdbesuch am 28. 11. 1906 galt in erster Linie dem Herzog von Ratibor in Rauden. Mittels Sonderzuges traf Kaiser Wilhelm in Ratiborhammer ein. Hier bildeten die Kriegervereine der Umgegend Spalier, der Kaiser bestieg das Automobil und fuhr auf der etwa 10 km langen Chaussee über Klein-Rauden nach Rauden.

Rauden zählt zwar kaum 2000 Einwohner, ist aber seit Eröffnung der Kleinbahn Gleiwitz—Rauden—Blania ein sehr beliebter und vielbesuchter Ausflugsort der Naturfreunde der Umgegend, besonders aber der beiden Städte Gleiwitz und Ratibor. Die beiden Anziehungspunkte für diese sind dort das freundliche Schloß der Herzoglichen Familie mit seinen gut gepflegten Park- und Gartenanlagen, die der Rudabach in mehreren Armen durchschneidet, und dann der ungeheure Kranz der schwarzgrünen Nadelwälder, die den Ort umgeben und ihren Glanzpunkt in dem prächtigen, von alten Buchen gebildeten Walddiöyll „Buck“ haben.

Am Tage nach seiner Ankunft jagte Kaiser Wilhelm im Markowiaf, nur 5 km von Rativor entfernt, auf Fasanen. Den ungefähr 15 km langen Weg hat er wieder auf dem Automobil zurückgelegt.

Der Fasan (phasianus) stammt aus Asien und soll schon in den ältesten Zeiten von den Argonauten von dem Flusse phasis nach Europa gebracht worden sein. Jetzt kommt er teils verwildert in allen wärmeren und gemäßigten Teilen der alten Welt vor, teils wird er in Fasanerien gezogen. Er ist von der Größe eines Haushahnes, aber schlanker, mit prächtig glänzendem Gefieder. Die Schwanzfedern liegen dachziegelförmig eine über der andern. Treffend und schön schildert ein englischer Dichter den männlichen Fasan also:

„Reich die Gestalt, die Augen glühend Gold,
Umfasst von zwei Scharlachfeuerringen;
Der Hals gebogen, spielt in Wechselfarben,
Bald azurblau, bald grün wie der Smaragd.
Die breite Brust erglänzt von Purpurschein
Und durch des Rückens Braun ziehn schwarze Wellen;
Die kurzen Flügel schmücken heitre Farben,
Und an den Beinen drohen Rittersporen.“

Das viel kleinere Weibchen ist graubraun, mit schwarzen Zeichnungen. Die Nahrung des Fasans besteht in Getreidearten, Beeren, Kräutern, Würmern und Insekten. Er ist ein sehr scheuer, wilder, ungeselliger Vogel, der den Tag auf der Erde, die Nacht aber gern auf den Bäumen zubringt. Er läuft sehr schnell, fliegt aber nur mühsam und unter lautem Geräusch. Recht zahm wird er nie; alle Versuche, ihn zum Hausvogel zu machen, waren bisher vergeblich. Daher wird er nur von reichen Leuten in Fasanerien gezüchtet. Das sind meist eingezäunte Waldstrecken, wo, gleich dem in unserer Nähe gelegenen Markowiaf, Büsche, schilfreiche Wiesen, Acker und Wasser abwechseln.

Die Hennen sind sehr nachlässig im Brüten. Daher hat man in Fasanengärten ein eigenes Bruthaus, in welchem man die Eier, die oft durch abgerichtete Hunde gesammelt werden, von Truthennen ausbrüten läßt. Das Fleisch der Fasanen ist sehr delikats und wird unter allem Geflügel am höchsten geschätzt.

Die Fasanerie im Markowiaf dient ebenfalls der Aufzucht dieses geschätzten Wildvogels, von dem bei der damaligen Kaiserjagd weit über 1000 Stück Hähne zum Abschuss bestimmt waren.

Eine solche Fasanenjagd nimmt gewöhnlich folgenden Ver-

lauf. Der Kaiser und die Jagdgäste werden in langer Linie an einem Waldrande aufgestellt und die Strecke wird vorher so markiert, daß der Stand des Kaisers in die Mitte zu liegen kommt. Durch lange Treiberlinien werden die Fasanen dann den Schützen, die langsam im Jagdgelände vorrücken, zugetrieben. Die vielfache Pflege und Fürsorge, sowie der Schutz, den die Fasanen bis auf wenige Jagdtage genießen, hat sie an die Erscheinung des Menschen gewöhnt. Ja, bei Schneewetter duckt sich der Fasan im sicheren Lager und verläßt dieses erst dann, wenn man ihm, sozusagen, auf den Schwanz tritt. Er läßt den Treiber ruhig in der Entfernung von wenigen Schritten an sich vorbeipassieren. Dazu kommt auch noch, daß bei Schneetreiben der Fasan sich mit Vorliebe in die dichtesten Fichtenschonungen zurückzieht, durch die die Treiberkette kaum durchdringen kann. Findet nun, unter den Launen der Natur, die kaiserliche Jagd bei ungünstigem Wetter statt, so ist freilich das Ergebnis derselben kein bedeutendes. Aber Kaiser Wilhelm, der auch als weidgerechter Jäger stets die Lichtseiten mit Übergehung der Schattenseiten ins Auge faßt, läßt sich dadurch nicht stören.

Nur einzelne ältere Hähne gehen auch im Schnee würdevoll spazieren, wohl mehr der Bewegung als der Nahrung wegen. Diese Einzelwanderer erinnern in der Ferne an die Elster, jenen kecken Vogel, welcher die preußischen Landesfarben mit französischer Kratelsucht verbindet. Wie die Elstern, so trägt auch der Fasanenhahn seinen bunten Schweiß beim Spaziergang im Schnee wagrecht und wippt mit ihm bei jedem Schritt nach aufwärts. Die jüngeren Vögel aber reihen sich Pärchen an Pärchen, selten vereinzelt oder in größeren Gruppen, aneinander. Rückt nun die Treiberlinie langsam vor, dann schreckt der Hahn durch das ungewohnte Geräusch auf. Zunächst sucht er sich durch schnellen Lauf zu retten. Glückt ihm das nicht, dann fliegt er schwerfällig und schräg aufsteigend auf, mit jenem bekannten „Purr“-Geräusch, welches auch das Rebhuhn beim Auffliegen verursacht. In einer Höhe von 5 bis 10 Meter streicht dann der Hahn wagrecht durch die Luft und gewährt dabei ein wirklich schönes Bild. In diesem Augenblicke blüht und kracht es aber bereits und kopfüber stürzen die Betroffenen zur Erde, während die Unverletzten oder nur Gestreiften im raschen Angstfluge sich zu retten suchen. Meist jedoch vergeblich. Besonders was in der Nähe des Kaisers gerät, ist rettungslos verloren. Abgeschossen sollen nur Hähne werden; aber wenn in der Minute unzählige Schüsse fallen, dann muß auch manche Henne ihrer Unvorsichtigkeit, in die tausenden Schrotkörner hineinzufliegen, mit dem jähen Tode büßen.

Bei der Vorliebe des Kaisers für Fasanen kommen die Hasen gut weg. Jedoch so manchem, der in Schlußlinie der Jagdgesellschaft gerät, wird gleichfalls das Lebenslicht ausgeblasen. Gelingt es aber Lampe an den Treibern vorbei, die er als ungefährliche Leute zu kennen scheint, zu kommen und zu entwischen, dann schreit der Oberschlesier hinter ihm her: „Kuba daj galoty“, d. h. „Jakob, gib deine Hosen her!“ und freut sich, wenn dieser dann in noch wilderen Sätzen davoneilt und in der Flucht sein Heil sucht.

Ferdinand von Schill, ein Oberschlesier.

Aus Anlaß der 125. Geburtstagsfeier des am 31. Mai 1809 in Stralsund gefallenen deutschen Patrioten Ferdinand von Schill brachte die „Magdeburger Zeitung“ und außerdem eine Reihe anderer Tagesblätter interessante Daten über die freiherrliche Familie von Schill, die aber unvollständig und teilweise falsch sind, daher erweitert bezw. richtig gestellt werden müssen.

Aufzeichnungen im Familienarchive des Freiherrn von Eberstein auf Leinungen sollen folgende Angaben über die Herkunft Ferdinand von Schills enthalten:

„Ein Böhme, Johann Georg Schill, der während die siebenjährigen Kriege im Korps des kaiserlichen Feldmarschall-Leutnants Baron von Luczinski als Freiwilliger gedient hatte, hatte sich 1760 erbotten, der sächsischen Regierung 100 Dragonerpferde zu liefern, wenn er bei dieser Truppe den Rang und das Gehalt eines Kapitäns erhielt. Der damalige sächsische Major von Eberstein, Stabsoffizier der Kavallerie, hatte das Anerbieten Schills seiner Regierung empfohlen. Beim Prinzen Xaver fand das Anerbieten erst wenig Anklang, doch als Schill es mit der Zusage wiederholte, und im Falle seiner Anstellung sogleich mit einer 40 Mann starken, vollständig berittenen Abtheilung beim Heere einzutreffen versprach, wurde er noch im Jahre 1760 mit Leutnantsrang eingestellt und rückte später zum Rittmeister auf. Die Truppe, die er organisierte, führte den Namen „Freihusaren“ und verrichtete mit den französischen d'Haynault und de Flandre den Vorpostendienst beim Xaverschen Korps. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde das Freikorps unter das Regiment Chevauxlegers verteilt, bei dem Schill eine Compagnie erhielt. An dem eintäglichen Verbegeßgeschäft in den Kriegszeiten fand er ein solches Vergnügen, daß er es auch im Frieden nicht ruhen ließ. Es wurde deshalb gegen ihn die Anklage erhoben, „sich gegen die

eingeschärften Landesverordnungen und Militärgesetze in fremde Werbegeſchäfte eingelassen zu haben“. Der Untersuchung kam er durch ein Abschiedsgesuch zuvor, das vom Kurfürsten Friedrich August bewilligt wurde, worauf Schill 1772 in preußische Dienste trat und bis zum Oberstleutnant aufrückte. Später kaufte er ein Gut Wilmsdorf zwischen Dresden und Dippoldiswalde, wo er 1780 starb. Vor seinem Eintritt in den preußischen Dienst war er in den polnischen Adelsstand aufgenommen worden. Von seinen vier Söhnen war der älteste Oberstleutnant in preußischen, später in österreichischen Diensten; der zweite Sohn starb 1810 als pensionierter preußischer Rittmeister, der dritte schied 1817 als Oberstleutnant und Kommandeur des 1. Schlesischen Landwehr-Regiments aus dem aktiven Dienst und lebte auf seinem Gute Neudorf am Grödigberge in Schlesien; der jüngste Sohn war Major Ferdinand von Schill, der in Stralsund den Heldentod starb. Obgleich eine weit edlere Natur als der Vater, erinnert der Sohn doch an den gewaltigen Drang zum Rühnen und Abenteuerlichen, der ihn nur zu früh seinem Verhängnis entgegenführte, an seine Abkunft von dem Freischarenführer des siebenjährigen Krieges. Die von Schill wurden bei ihrer Erhebung in den polnischen Adelsstand dem Stamme Trzymdor einverbleibt und führten als Wappen drei goldene Grabkreuze im blauen Felde nach Art eines Schächterkreuzes in der Mitte des Schildes zusammengestellt und in den Winkeln von drei goldenen Sternen begleitet.

Außerdem wird berichtet, daß noch eine am 7. Januar 1817 geborene Verwandte der Familie von Schill, Fräulein Louise von Schill, zu Maria-Schmolln bei Mattinghofen in Ober-Oesterreich im Asyl der armen Schulschwestern lebt.“

Aus Urkunden und Akten, wie auch aus einer Reihe authentischer Briefe will ich zunächst nachweisen, daß der Oberstleutnant Georg von Schill von 1780—1817, also 37 Jahre lang, Besitzer von Sodom bei Lublinig gewesen ist, und daß er in dieser Zeit dort mit seiner Familie auch gelebt hat; ferner wird es sich zeigen, daß der Oberstleutnant von Schill nach dem Tode seines heldenmütigen Sohnes Ferdinand nach Oesterreich auswanderte und erst 1822 in Teschen als pensionierter Oberstleutnant gestorben ist.

Es ist also undenkbar, daß der Vater Ferdinand von Schills 1780 zu Wilmsdorf bei Dresden gestorben sei, zumal ja das zu Maria-Schmolln bei Mattinghofen in Ober-Oesterreich 1903 verstorbene Fräulein Louise von Schill nicht etwa nur seine Unverwandte, sondern seine leibliche, am 7. Januar 1817 zu Teschen geborene Tochter ist.

Aus dieser Beweisführung wird sich dann ergeben, warum der tapfere Husarenmajor Ferdinand von Schill mit Recht ein Oberschlesier genannt werden kann.

Im Frühjahr 1899 gelegentlich eines Besuches in Sodom bei Lubliniz, zeigte mir der dortige Pfarrer eine bei den Kirchenakten befindliche Verhandlung vom Jahre 1786, wonach der damalige Besitzer und Kirchenpatron von Sodom, der Oberstleutnant Georg von Schill, das zum Bau einer Kaplanei erforderliche Holz unentgeltlich aus seinem Walde herzugeben sich verpflichtete.

Ich erinnerte mich hierbei, vor vielen Jahren in einer Leipziger Zeitschrift gelesen zu haben, Ferdinand von Schill sei nicht in Wilmsdorf bei Dresden, sondern in Sothof bei Pleß geboren, und ich schloß daraus, es könne damit Sodom bei Lubliniz gemeint sein.

Beim Nachschlagen in den Kirchenbüchern fand ich auch bald mehrere Eintragungen in der Begräbnismatrikel, die meine Vermutung bestätigten und mich veranlaßten, folgendes Referat in die „Oberschlesische Volkszeitung“ einzusenden:

„n. Sodom bei Lubliniz, den 25. Mai. [Der Geburtsort Schills.] Ferdinand von Schill, der 1809 als patriotischer Freischärler in Stralsund den Heldentod fand und dessen Namen mit Stolz das Regiment der braunen Husaren in Ohlau trägt, soll angeblich 1776 in Wilmsdorf bei Dresden — cfr. Meyers Konv.-Lex. — geboren sein, wiewohl anderseitig behauptet wird, sein Geburtsort wäre Sothof bei Pleß. Letzteres ist ausgeschlossen, denn Ende des 18. Jahrhunderts lag dort zwischen Boischoro und Jedlin wohl ein Vorwerk „Sandhof“, nirgends aber ein Ort „Sothof“. Glaubenswürdiger ist es dagegen, daß dieser tapfere Husarenmajor ein Kind der hiesigen Gemeinde, also ein echter und rechter Oberschlesier gewesen ist. Mehrere Eintragungen in den alten Begräbnisbüchern bei der hiesigen Pfarrkirche deuten einigermaßen darauf hin, und zwar folgende:

1. Den 18. Mai 1796 Sodom. Ist aus Sodom des Herrn Obrist Leut. Herrn George von Schill, Hoch. Wohlgl. seine Frau Gemahlin Anna, Margaritha, Josepha geb. von Traglau, welche mit hl. Sakramenten versehen und den 16. hujus an Kreiẗwehe gestorben, in der Sodomer Pfarrkirche St. Joseph — begraben vor dem Altar. 56 Jahre.

2. Sodom, den 27. März 1817. Ist die hiesige Grundfrau Eleonore von Schweinichen geboren von Schill den 25. hujus gestorben und in der Herrschaftl. Gruft beigesetzt worden, 55 Jahre. Am Nervenfieber.

3. Sodom, den 15. Oktober 1817. Ist die Frau Auguste verwittwete Stanislaus von Skrzetuski, geboren von Schill zu

Nieder-Sodom am 13. hujus verstorben und in der Herrschaftl. Gruft beigesetzt worden. 50 Jahre. Am Gallen-Nervenfieber“.

Anscheinend waren die Eltern des Majors Ferdinand von Schill das unter 1 genannte Ehepaar, während die unter 2 und 3 genannten Frauen seine Schwestern gewesen sein mögen. Über Ferdinand von Schill selbst und dessen Vater sind in den Kirchenbüchern, die bis zurück in das 16. Jahrhundert reichen, bisher keine Aufzeichnungen gefunden worden“.

Bereits drei Tage später traf bei der erwähnten Redaktion folgender Brief ein:

Hacknig, den 28. 5. 1900.

In Ihrem geschätzten Blatte war unter n. Sodom ein Artikel über Ferdinand von Schill, der auch mich sehr interessierte. Ich bin so frei, eine kleine Auskunft oder Anhaltspunkt geben zu können über genannte Familie. Die Schwester (Stiefschwester) des von Schill ist mit mir befreundet. Vor einem halben Jahre rührte die alte Dame von 83 Jahren der Schlag. Sie lebte früher in Teschen und jetzt in Maria-Schmoln bei Mattinghofen, Ober-Osterreich. Ob sie noch lebt, weiß ich nicht, aber ich glaube es fest, da man mir nichts angezeigt. Dort könnten Sie ja die beste Auskunft erhalten. In dem Besitz der Dame ist auch ein altes Bild des von Schill. Leider sind mir alle diesbezüglichen Daten entfallen. Frä. Luise von Schill war eine Pflegetochter des Grafen von Saint Genois auf Grnsdorf Österr.-Schlesien, dessen Sohn jetzt dort wohnt, da die Eltern vom Schill bald starben und das Kind verwaist von dem Grafen angenommen wurde. Verwandte sind nur noch die Frau eines Oberst von Rosen, in der Löwenberger oder Jobtener Gegend begütert. Bitte, wenden Sie sich daher an Frä. Luise von Schill selbst oder den Grafen St. Genois.

Ergebenst

Schwester Hyacintha Ballestrem
Kloster der Dominikanerinnen Wien Hacknig XIII.

Bei meiner Rückkehr aus Sodom stellte mir die Redaktion den vorstehenden Brief zur Verfügung, und ich nahm Veranlassung, mir über die Familie von Schill nähere Auskunft vom Herrn Grafen Saint Genois auf Grnsdorf in Österreich-Schlesien, von Fräulein Louise von Schill in Maria-Schmoln bei Mattinghofen in Oberösterreich und von Frau Oberst von Rosen geb. von Schill auf Neudorf am Grödigberge in Niederschlesien zu erbitten. Diese Auskunft wurde mir auch, wie der Inhalt folgender Briefe beweist, bereitwilligst erteilt.

1.

Grösdorf, am 4. Juni 1900.

Euer Wohlgeboren!

In Erwiderung Ihres werten Schreibens, dessen Beilage ich hierneben zurückschließe, beehre ich mich zu bemerken, daß die in dem Briefe der ehrwürdigen Schwester Hyacintha Ballestrem über Frä. Luise von Schill enthaltenen Angaben meines Wissens nahezu vollkommen richtig sind. Die alte Dame lebt noch, und zwar im Damen-Asyle zu Maria-Schmolln bei Mattighofen in Ober-Osterr., dürfte aber infolge ihres leidenden Zustandes und hohen Alters kaum im Stande sein, Euer Wohlgeboren die erwünschten Auskünfte zu erteilen. Frä. von Schill hat, wie mir aus meiner Jugendzeit erinnerlich ist, lange Jahre im Hause meines seligen Großvaters und später im Hause meiner gleichfalls verstorbenen Tante, Gräfin Demblin, zugebracht, und ersterer hat ihr bei seinem Tode auch eine lebenslängliche Pension vermacht. Ihr Geburtsort ist mir unbekannt, doch weiß ich, daß sie katholischer Religion ist, während ihre Nichte, Frau von Rosen, sich zum protestantischen Glauben bekennt. Letztere ist ebenfalls schon über 80 Jahre alt und lebt auf ihrem Gute Neudorf am Grödigberg in Preußisch-Niederschlesien (via Breslau). Es würde sich vielleicht empfehlen, daß Euer Wohlgeboren behufs Erlangung näherer Daten an diese Frau von Rosen schreiben, die als nahe Verwandte und Hausgenossin des Fräuleins von Schill hierüber jedenfalls besser unterrichtet sein wird als ich.

Achtungsvoll

Graf Saint Genois, k. k. Kämmerer.

2.

Schmolln, den 7. 6. 1900.

Euer Wohlgeboren!

Da Frä. von Schill vom Schlage getroffen, an der rechten Hand gelähmt ist, so habe ich es gern übernommen, die gewünschten Daten zu übermitteln. Ferdinand von Schill ist in Wilmersdorf bei Pleß geboren, als jüngster von 4 Brüdern. Einer davon starb jung als Leutnant; des zweiten Tod konnte nicht erwiesen werden, da er als Hauptmann nach einem Gefechte vermißt wurde; der dritte, Heinrich von Schill, kaufte das Gut Neudorf am Grödigberge in Pr.-Schlesien, wo er als sehr alter Herr starb und wo jetzt noch seine Tochter als 83 jährige Witwe nach dem Herrn Obristleutnant von Rosen lebt. Die beiden Damen, Frau von Schweinichen und Frau von Strzetulsky waren seine Schwestern. Major Ferdinand von Schill war, als er im Jahre 1809 fiel, 33 oder 34 Jahre alt, genauer kann

sie seinen Geburtstag nicht angeben. Nach dem Tode des Majors verließ sein Vater Georg von Schill die Preussischen Staaten und trat als Obristleutnant in österreichische Dienste; hier verheiratete er sich zum zweitenmale, aus welcher Ehe 3 Kinder stammen. Der jüngere Sohn starb in seinem 23. Jahre als Leutnant, der ältere als Hauptmann, und das noch lebende Fräulein ist im Jänner 1817 geboren und die letzte des Namens. Vor mehreren Jahren meldete sich ein Herr aus Rußland als Sohn des vermißten zweiten Bruders des Majors von Schill, da aber niemand von einer Auswanderung wußte und das Verhältnis der Familie immer ein so inniges war, daß nicht anzunehmen war, daß er in erster Linie seinen Vater ohne Nachricht gelassen hätte, und der Taufname nicht stimmte, so lehnte die Familie jede Annäherung ab. Es scheint das aber mehr auf Irrtum als auf Betrug beruht zu haben, da besagter Herr in sehr hoher Stellung in Rußland starb und seine Tochter an einen Fürsten verheiratet ist. Das Frä. war mit 14 Jahren schon gänzlich verwaisst und lebte als Pflegetochter bei ihrem Vormund Baron Trach. Wenn vielleicht etwas undeutlich oder ungenügend ist, so werde ich gern soviel als möglich ergänzen. Das Frä. hat ein Bild des verstorbenen Majors Ferdinand von Schill, sowie eine Abbildung seiner Begräbnisstätte gehabt; doch hat sie mir beide Bilder geschenkt, so daß ich jetzt beide Bilder besitze. Ferdinand von Schill war katholisch.

Achtungsvoll

Fr. Marie Tschepe,

Maria-Schmoln bei Mattighofen Ob.-Österr.

3.

Neudorf am Gröbzigberge, Schlesien, 20. 6. 1900.

Gw. Wohlgeboren erwidere auf Ihre Anfrage wegen meines Onkels Major von Schill, daß die Angaben, welche meine Tante Luise v. Schill in Schmoln machte, ganz richtig sind und bemerke nur noch, bei Major v. Schill, der nach Rußland ausgewandert sein soll, stimmen die Angaben nicht ganz. Sollten Sie aber auch dieser bedürfen, so bin ich bereit, sie Ihnen auch mitzuteilen, sie sind etwas sehr verwickelter Art.

Achtungsvoll mich zeichnend

Frau von Rosen, geb. von Schill.

4.

Neudorf, 27. 8. 1900.

Auf Gw. Wohlgeboren Schreiben erwidere, daß mein Onkel Ferdinand in Wilmsdorf bei Dresden geboren wurde. Aus der Jugendzeit meines Onkels kann ich Ihnen keine Daten angeben;

ich hörte nie etwas darüber. Bei welchem österreichischen Regiment mein Großvater stand, weiß ich nicht, vielleicht könnte Ihnen meine Tante Luise von Schill, M. Schmoln, Mattinghofen, Oberösterreich Auskunft geben. Die zweite Gemahlin meines Großvaters hieß Barbara Bergmann, starb 1832, wo? weiß ich nicht. Von ihrer Tochter L. v. Schill zu erfahren. Alle andern Fragen muß ich unbeantwortet lassen, weil mir unbekannt.

Hochachtungsvoll mich zeichnend

Frau von Rosen, geb. von Schill.

So interessant nun auch alle diese Mitteilungen über die Familienverhältnisse des Herrn Oberstleutnants Johann Georg von Schill gewesen sind, bin in dadurch dennoch nicht befriedigt worden, weil ich auch jetzt noch nicht bestimmt wußte, wo Ferdinand von Schill geboren wurde, und wo sein Vater, der Oberstleutnant Johann Georg von Schill seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Ich ließ daher diese Angelegenheit auf sich beruhen und trat der Frage erst wieder näher, als zu Anfang Januar 1901 anlässlich des 125. Geburtstages Ferdinand von Schills die verschiedensten Tagesblätter sich mit dessen Familie beschäftigten und Einzelheiten dabei anführten, die teils zu bezweifeln sind, teils der Wahrheit nicht entsprechen.

Das Ergebnis meiner weiteren Nachforschungen war nun folgendes:

I. Der Pfarrer von Sodom sandte mir aus dem dortigen Pfarrarchiv zwei Urkunden. Die erste, d. d. Sodom, 7. Juni 1786, ist eine sieben Seiten lange Verhandlung und betrifft den Pfarrhausbau, sowie die Regulierung des Kirchenvermögens. Ernannte Kommissare dabei waren:

1. der Assistenrat Rendor von Seiten der Oberamtsregierung u.
2. der Erzpriester Potempa aus Lubliniz von Seiten des General-Bikariatsamts zu Breslau.

Erschienen zur Verhandlung waren:

1. der auf den Bau provocierende Pfarrer Nikolaus Czernia,
2. von Seiten der Patrone:

a) der Obristleutnant v. Schill als Grundherr von Sodom in Assistenz seines Justizarius Springer und

b) in Vertretung des Dominiums Roschentin der Kurator der Gräfl. Sobek'schen Konkursmasse Ass. R. Stöckel,

3. von Seiten der Parochianen der Scholze Anton Wiczorek und die Gerichtsleute: Wawrzyn Tomala u. Grzes Mainka.

Eine Stelle dieser Verhandlung lautet wörtlich:

„Endlich wird hiebey von dem hiesigen Pfarrer noch rege gemacht, daß vielleicht er in der folge nsthig haben könnte,

einen Capellan hier zu halten, ob er gleich ihn jetzt noch nicht bedürfe, und das alsdann wohl würde die frage entstehen dürfen, wie der Bau der Capellaney zu bestreiten sey? Ohnerachtet nun dieser bloß mögliche fall kein gegenstand der gegenwärtigen Untersuchung seyn kann, so suchten doch auch bald dem dießfälligen künftigen streit zuvorzukommen, und auf befragen erklärte sich hierauf der hiesige Grund Herr Oberst Lieutenant von Schill: daß er in diesem fall bereit sey alles nöthige holt hierzu umsonst herzugeben, und von den eingepfarten unterthanen bloß die Hand und Spann Dienste zu verlangen."

Ungleich wichtiger ist die zweite Urkunde aus dem Jahre 1803, wonach das geistliche Amt in Breslau dem Patronats-herrn Georg von Schill von der Präsentation des Pfarrers Beder aus Pamonkau benachrichtigt; sie lautet:

„Hochwohlgebohrner
Insonders Hochgeehrter Königl. Herr
Obrist-Lieutenant!

Auf das geehrte Anschreiben vom 13t. d. erwiedern wir Guer-Hochwohlgebohren ergebenst, wie der Herr von Stoefel bereits unter dem 24. März d: J: den Pfarrer Beder zu Pamonkau für das vacante pfarrliche Beneficium zu Sodom präsentirt hat. Es kommt nun darauf an, daß Ew. Hochwohlgeboren dem Herrn von Stoefel entweder beitreten oder diese Patronatsangelegenheit nach Vorschrift des allgemeinen Landrechts I: II. Tit: XI. § 577 gegen denselben im Wege Rechts ausführen.

Übrigens verharren wir mit der vollkommensten Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren
Dienstwilligste

Vicarius Generalis Assessores und Rätthe in geistlichen Sachen
des Bisthums Breslau.

Breslau, den 27t. May 1803.

G. v. Schimonstky. v. Bachberg. v. Wosbrowsky.

An den Königl. Obrist-Lieutenant

Herrn von Schill, Hochwohlgeboren
Erbherrn auf und zu Sodom."

Beder ist, wie aus den Sodommer Pfarrakten ersichtlich, nicht Pfarrer von Sodom geworden, sondern in Pamonkau verblieben.

II. Fräulein Louise von Schill, Stieffschwester Ferdinand von Schills, die am Schreiben verhindert ist, schickte mir wieder durch Fr. Maria Eschepe aus Maria-Schmoln einen Brief folgenden Inhalts:

„Maria-Schmolln, den 13. Januar 1901.
Euer Wohlgeboren!

Es ist vollkommen richtig, daß Ferdinand von Schill in Wilmsdorf (das Fräul. glaubt Wilmersdorf) geboren ist; auch ist das Geburtsjahr richtig. Daß aber ihr Vater dort ein Gut besessen, ist dem Fräul. nicht bekannt, hat nie etwas davon gehört; daß er aber dort gestorben ist, ist nicht wahr. Johann Georg von Schill verließ den preußischen Dienst und trat in Oesterreich wieder ein, und zwar mit demselben Range, den er in Preußen geführt hatte, nämlich als Oberstleutnant. Einem Regiment war er nicht zugeteilt, sondern erhielt die Befugnis zur Bildung einer Freischar; an was das gescheitert ist, weiß das Fräulein nicht, doch trat Herr von Schill neun Monate später ganz aus dem Militärverband und bezog bis zu seinem Tode die Pension eines Oberstleutnant von der Oesterreichischen Regierung. Er ließ sich dann in Teschen nieder, heiratete dort in sehr vorgerückter Jahren die sel. Barbara Bergmann von Troppau und hatte noch drei Kinder. Ein Sohn starb als Leutnant, der zweite als Hauptmann und das dritte ist das noch lebende Fräulein, welches fünf Jahre alt war, als Herr Johann Georg von Schill im Jahre 1822 starb; er liegt in Teschen begraben, und starb auch dort, und folgte ihm seine Frau an der Cholera im Jahre 1830. Das Fräulein war mit 13 Jahren gänzlich verwaist und brachte ihre Jugend im Hause ihres Vormunds, des Herrn Barons von Trach, zu. Sie ist daher nicht nur eine Verwandte, sondern auch die Halbschwester des verewigten Ferdinand v. Schill, und die letzte des Namens, der mit ihr erlischt, denn die in Neudorf noch lebenden Familienmitglieder heißen von Rosen und von Johnston, und waren die Mütter dieser zwei Familien geborene von Schill, wovon Frau von Johnston tot ist, während Frau Ottilie von Rosen noch in Neudorf lebt. Katholisch ist nur das Fräulein. Ob ihr Vater in Sodom gelebt hat, weiß das Fräulein nicht, aber daß eine freiherrliche Familie von Schill zu ihren Vorfahren gehört hat, bezweifelt sie sehr. Einige Jahre wohnte die Familie in der Gegend von Pleß. Doch ist es ganz gewiß, daß Ferdinand von Schill dort nicht geboren wurde, und ist ihr aus jener Zeit nichts näheres bekannt, kann auch nicht sagen, wie der Ort geheißen hat.

Mit Achtung

Fr. Marie Tschape.

III. Das Pfarramt von Pössendorf in Sachsen übermittelte mir auf meine Bitte eine Abschrift aus dem dortigen Tauf- und Sterberegister, welche also lautet:

„Herr Johann George von Schill, Hochw. Obrist-Leutnant, und dero Frau Gemahlin geb. von Traylauer auf dem Vorwerk in Wilmsdorf haben den 6. Januar 1776 einen Sohn geböhren, welcher den 12. huj. in dero Behausung nach Evangelischer Weise getauft und Ferdinand Baptista genannt worden. Die Taufzeugen, welche gegenwärtig vorgetreten, waren:

1. Herr Christian Friedrich Neumann, Postsekretär in Dresden,
2. Herr Johann George Scherber, Rittergutsbesitzer in Possendorf, an Stell des Herrn Major Pelniz in Warschau,
3. Fr. Christiene Elisabetha Ghl. Mag. Dalichowii Pastoris allhier Geliebste, an Stelle der Frau Baronessin von Haußen in Dresden.

Anwesend Herr Ferdinand Baptista Graf v. Renar. Ferner eine Kammerfrau bei Hoffe in Dresden, Mad. von Carosim.

Vorstehende Abschrift stimmt mit dem vom damaligen hiesigen Küster in das hiesige Taufregister von 1776 unter Nr. 3 gemachten Eintragungen wörtlich überein.

Possendorf, am 17. Januar 1901.

Das evang.-luth. Pfarramt
G. M. Nadler, Pf.

Der Vater Schills ist hier nicht gestorben.

Possendorf, am 17. Januar 1901.

Das evang.-luth. Pfarramt.
G. M. Nadler, Pf."

IV. Monseigneur Sifora, Stadtpfarrer von Teschen, erfreute mich mit einem längeren Schreiben, an einer Stelle darin heißt es: In den hiesigen Sterbematriken habe ich folgende Eintragungen gefunden:

1. Georg von Schill, k. k. pensionirter Obristleutnant, versehen durch B. Abendroth, Altarista, gestorben in Teschen, Freistädter Vorstadt Haus Nr. 4, den 27. Februar 1822, 85 Jahr alt, an Schleimschlag.
2. Josepha Schill, Obristleutnants Wittwe, versehen P. Heymann, gestorben in Teschen, Stadt Nr. 218, am 4. Oktober 1831, 50 Jahre alt an Durchlauf.

Auch der Geistliche Rat Herr Grabaß zu Benkowitz, der von 1872 bis 1889 Pfarrer von Sodom gewesen ist, weiß es aus Akten und aus dem Munde alter Leute, daß der Vater Ferdinand von Schills und später dessen Schwiegersöhne Besitzer von Sodom gewesen sind; ebenso erinnert sich dieser hochwürdige

Herr an ein Bild des Majors Ferdinand v. Schill in Husarenuniform, das leider bei der Feuersbrunst im Södower Schlosse mit vernichtet worden ist.

Aus meiner Darstellung, die sich durchweg auf amtliche Urkunden und die Aussagen glaubwürdiger Personen stützt, läßt sich ohne Zweifel folgendes nachweisen:

„Der Königliche Obristleutnant Johann George von Schill, der Vater des am 31. Mai 1809 zu Stralsund im heldenmüthigen Kampfe gegen die Franzosen gefallenen Husarenmajors Ferdinand von Schill, ist nicht 1780 zu Wilmsdorf bei Dresden gestorben, wie von der Magdeburger Zeitung und vielen anderen Tagesblättern verbreitet wurde; derselbe ist vielmehr um diese Zeit mit seiner Familie, darunter sein vierjähriges Söhnchen Ferdinand, aus Sachsen nach Oberschlesien ausgewandert und hier Grund-, Erb- und Patronatsherr von Sodom bei Lublinitz geworden. Dieses herrschaftliche Gut, das von der weiter nach Roschentin führenden Chaussee in zwei etwas ungleiche Hälften geteilt wird, umfaßte damals ein Areal von 8000 Morgen, wovon noch jetzt zwei Drittel gutes Ackerbauland und ein Drittel gut gepflegter Wald ist. Am Eingange des Dorfes, auf einer Anhöhe, von der man meilenweit ins Land sehen kann, stand das im Jahre 1875 durch eine Feuersbrunst zerstörte Schloß der Besitzer von Sodom. Hier ist Ferdinand von Schill aufgewachsen, und zu diesem Orte wird er auch bis zu seinem ruhmvollen Tode in engster Beziehung gestanden haben; denn es war ja sein Tummelplatz im Knabenalter und später sein Aufenthaltsort in den Ferien und zur Urlaubszeit; es war dies der Wohnsitz und das Besitztum seiner Eltern und nächsten Anverwandten und ist die letzte Ruhestätte seiner Mutter und seiner beiden Schwestern. Nach dem Tode Ferdinand von Schills hat sein damals im Alter schon vorgerückter Vater das aus Ober- und Nieder-Sodom bestehende Besitztum seinen beiden Schwiegersöhnchen von Schweinichen und von Strzetulsky überlassen und ist bei Beginn der Befreiungskriege, von kühnem Latendrange befeelt, zunächst dem damaligen Fürsten von Pleß zur Bildung seines Freikorps zur Hand gewesen und dann erst nach Oesterreich, mit der Befugnis zur Bildung einer Freischar versehen, ausgewandert und dort naturalisiert worden. Später als Obristleutnant im österreichischen Dienste pensioniert, verbrachte der alte, patriotisch gesinnte Herr mit seiner zweiten Gattin Barbara geb. Bergmann seinen Lebensabend in Teschen, wo er hochbetagt im Jahre 1822 gestorben ist.

Wenn nun auch Ferdinand von Schill nach Abstammung und Wohnort gleichsam ein Bürger zweier Länder gewesen ist,

so ist durch die geschilderten Verhältnisse jedenfalls Oberschlesien, wo er den größten und schönsten Teil seines Lebens verbracht hat, und wo seine Eltern und später seine nächsten Anverwandten noch lange nach seinem Tode ansässig waren, seine eigentliche Heimat gewesen, weshalb man wohl mit vollem Rechte sagen kann:

„Ferdinand von Schill war ein Oberschlesier!“

In seinem epoche machenden Werke „Oberschlesien“ — Das Waldgebiet der Malapane und des Stobers Seite 129 — sagt daher auch Dr. Jos. Partsch, Professor der Erdkunde an der Universität in Leipzig:

„Nur selten stößt man auf einen mächtigen erratischen Block, wie diejenigen, der im Pfarrgarten von Sodom bei Lubliniz als Monument Ferdinands von Schill aufgerichtet ist, des ungestüme Helden, den dies arme Sandland dem preussischen Staate für seine schwersten Tage geschenkt hat. So geleiten auch hier historische Erinnerungen uns bis an den Saum der weiten Wälder, die über die bleichen Sande des Diluviums eine verschönende Hülle ziehen.“



KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT

30. ✓



E ❁ 204725

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000615288



II 176507